






L ST

Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Zweiter Band

Das Buch der Novellen

Erster Band

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Das Buch der Novellen

Erster Band

Von

Peter Rosegger

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Adam das Dirndl.

In einem entlegenen und reichbewaldeten Tale des Gebirges stand ein Försterhaus. Es stand in einer grünen Wiesenscheibe auf sachtem Hügel, so daß man von seinen Fenstern aus über die schwarzen Tannen- und Fichtenwipfel des Tales hinblicken konnte bis zu den Wäldern, die an den Berghängen blauten und bis zu dem Felsengebirge, das in einer langgezogenen duftgrauen Bank im Hintergrunde stand. Am Fuße des Hügels, zwischen Wiese und Wald, rauschte emsig ein Bach dahin, dessen Ufer dünne Eiskrustchen hatten, manchmal auch zur Zeit, als am Bachrande die großblätterigen Germen standen und die Ahornbäume blühten. In dem Tale strich eine herbe Luft, welche alle weichlichen Gewächse frühzeitig tötete, die kräftigen hingegen um so stärker und starrer machte.

Das Försterhaus, hinter welchem drei große Linden standen, war uralt; wenn man an seine rötlich braunen Wände pochte, gab es einen fast klingenden Ton, so kernig und hart waren die Lärchbäume noch, aus denen es vor Jahrhunderten gezimmert worden. Einst in unsicheren Zeiten hatte es ganz kleine Fensterchen gehabt, die noch obendrein vergittert gewesen waren; als es aber kam, daß anstatt herrenlosen Volkes, versprengter Landsknechte, entlaufener Mönche, Zauberer, Raubschützen und dergleichen, harmlosere Bergbesteiger, Maler und Naturforscher das Tal ein wenig belebten, wurden am Försterhause die Fenster vergrößert

und anstatt der Gitterkreuze schauten helle Glastafeln hinaus in den weiten, felsumzackten Waldring.

Auf den Giebelwänden des Daches prangten Hirschgeweihe und große weit ausgespreitete Geier und Adler. Hinter dem Hause stand ein Wirtschaftsgebäude und neben dem Eingange, dessen Türpfosten braun bemalt waren, befand sich das Gehäuse für die Jagdhunde, große, schöne Tiere, die stolz waren und selten einen Laut von sich gaben, außer im fröhlichen Feuer der Jagd. Das Revier gehörte einst einem hohen, mächtigen Herrn, des Heldengestalt in der deutschen Ruhmeshalle glänzt in der Walhalla bei Regensburg.

So alt wie das Försterhaus in diesem Alpentale war auch das Geschlecht des Försters. Weidmannsart und -heil hatten sich vererbt von dem Urgroßvater bis herab zum Förster Leuthold, mit dem unsere Geschichte anhebt.

Förster Leuthold war ein stämmiger, ernster Mann, der wie ein Waldkönig herrschte im weiten Bereiche, in welchem die Wässer der schwarzen Ach, der kalten Ach und der stillen Ach rannen. Seine Hausgenossen bestanden in den sieben Hunden, einem Forstgehilfen, einer alten Magd und — fürs letzte, als der besten aller Genossen — seinem Weibe Martha. Leuthold hatte einen Kummer, der zwar so still war, wie die stille Ach, die im Talgrunde unter überhängenden Urwaldstämmen dahindämmerte, aber auch so tief. Er wie sein Weib hatten die Höhe des Lebens schon überschritten, ohne daß sich ein Stammhalter eingefunden hätte im Försterhause. Die Waldeinsamkeit hatte er nie wahrgenommen, waren doch die Wälder so voller Leben und unendlich vielfältig wirkender Kräfte, war er doch selber gleichsam das Herz dieses Lebens und die urgesunde Wildnis ein Teil seines Wesens. Aber die Einsamkeit des allmählich heran-

nahenden Alters hatte er gefürchtet. Wenn eine Baumart ausstirbt, wie das schon traurig ist! Und erst wenn ein Menschengeschlecht aufhört zu keimen, in seiner Krone dorrt, in seiner Wurzel modert! Schon im dreißigsten Lebensjahre hatte sein Weib angefangen, berühmten Wallfahrtsorten zuzupilgern, obwohl der Förster schon damals in dieses Mittel kein großes Vertrauen setzte. Frau Martha aber sagte, sie wisse wohl, daß ihretwegen kein Wunder geschehen werde, sie bete auch nicht um eine Frucht des Leibes, sie bete nur, daß es so geschehen möge, wie es für ihn und für sie am besten wäre. Diese demütige Frömmigkeit war ein Grundzug ihres Wesens und in ihrem einundvierzigsten Lebensjahre wurde sie erhört.

Wie die Menschennatur schon einmal beschaffen ist, im ersten Augenblicke, als Frau Martha dem Gatten die Offenbarung gemacht hatte, war er über die Maßen glücklich, herzte und koste das Weib wie ein feuriger Jüngling. Im zweiten Augenblicke begannen schon die Sorgen, an die er bisher nie gedacht hatte. Zwar war die Zuversicht, daß es ein männlicher Sprosse sein werde, so stark, daß die Besorgnis des Gegenteiles nicht aufkommen konnte. Aber sie war doch in ihm und er suchte das Geschick durch List herumzukriegen. Er sprach nur von einem Knaben, der erscheinen würde, traf die Vorbereitungen nur für den Knaben und befahl seinem Weibe, nur an den Knaben zu denken, damit die lebhafte Vorstellung dazu beitrage, das Geschlecht zu bestimmen. Und den Knaben nannte er Adam.

Adam, der Mann aus Erde! Dieser Name hatte dem Förster immer gefallen, er war stolz und bescheiden zugleich. Erde ist der Aufgang und der Niedergang alles Lebens. Der Förster sah, daß eine Zeit gekommen war, in welcher der Mensch von der Erde sich abwenden möchte, um der

Welt zuzustreben; dieser neue Mensch hält es lieber mit dem Feuer, dessen Dampf die Räder treibt, hält es mit dem Wasser, auf dem er der alten Heimat entflieht, um fremde Weltteile zu suchen, will nicht mehr pflügen und pflanzen, sondern treibt Dinge, die nichtig und haltlos wie Luft sind. Jedes der Elemente hat er lieber, als die starke, treue Erde, nach welcher Gott dem ersten Menschen den Namen gegeben. Also wollte Förster Leuthold auch seinen Sohn durch den Namen Adam an die Erde erinnern, an die Erde knüpfen, auf daß er dem Berufe seiner Väter treu bleibe, auf Walderde baue und pflanze und die Kinder der Scholle hüte.

Eines heißen Julitages gegen Abend war's, als der Förster von seinen Wäldern kommend dem Hause nahte, daß sein Leibhund plötzlich anfing zu bellen. Im Hause war's nicht wie gewöhnlich. Aus dem Schornstein stieg ein Räuchlein auf, und an der Türe ging ein fremdes Weib aus und ein. Als dieses den Mann kommen sah, eilte sie ihm entgegen und rief: „Heute habt Ihr wohlgetan, daß Ihr so lange fortbliebet. Zu dem, was sich zugetragen hat, brauchen wir keine Männer. Es ist alles glücklich vorüber."

„Ist der Bub' gesund?" fragte der Förster.

„Das Kind ist gesund und stark," berichtete die Helferin.

Bald darauf lag der in schneeweißes Linnen gewickelte Neugeborne in den Armen des Vaters. Die Wöchnerin schaute ihn still und freundlich an. Nach heiligem Brauch dachte man sofort an die Taufe. Und als die Patin mit dem Wagen kam, um das Kind in die ferne Kirche zu führen, fragte sie, auf welchen Namen es getauft werden sollte.

„Adam!" sagte der Förster.

Die Patin blickte um sich, weil sie glaubte, es wäre ein

Mensch gerufen worden, der Adam heiße. Dann wiederholte sie ihre Frage.

„Adam heißt er," rief der Förster.

„Nun ja, ich verstehe schon," entgegnete das Weib mit leiser Stimme. „Aber ein Mädel kann doch nicht Adam heißen!"

Der Förster starrte drein. — Also war's! Also war's doch! Die Arme auf dem Rücken schritt er rasch und heftig über die Dielen, daß diese krachten unter seinen Füßen. Aber die Patin stand mit dem kleinen Wesen an der Tür und wartete. Da blieb er vor ihr stehen und schrie sie an: „Versteht sie nicht? Adam heißt's!"

„Aber mein Gott!" seufzte sie. „Das wird nicht gehen. Der Pfarrer wird's nicht wollen."

„Der soll machen, was er muß. Ich tue, was ich will, und taufe mein Kind Adam."

Das war sein letztes Wort, als ob er sich trutzig stemmen wollte gegen eine Bosheit der Natur. Die Patin stieg mit dem Täufling in den Wagen und fuhr kopfschüttelnd davon.

Es glättete sich aber. Auf ihren demütig vorgebrachten Wunsch fragte der Pfarrer die Patin, wie sie heiße.

„Maria."

„Gut, so wollen wir die kleine Waldprinzessin auf die Namen Adam Maria taufen, das kann dem Herrn Förster recht sein und auch der katholischen Kirche."

„Vergelt's Gott!" sagte die Patin. Erleichterten Herzens brachte sie die Adam Maria nach Hause. Der Förster nahm das Kind, sagte: „In Gottesnamen!" und gab ihm einen so lebhaften Schmatz, daß es aufkreischte. „Seht Ihr," lachte hierauf der Förster, „es kann das Küssen nicht leiden. Und das soll ein Mädel sein?!"

So hatte es sich zugetragen im Försterhause, das im entlegenen waldreichen Tale der drei Achen stand. Wenige Wochen später wies es sich, warum die Vorsehung dem alternden Leuthold statt des Knaben ein Mädchen geschickt hatte. Nämlich darum, daß ein treues weibliches Wesen in dem Hause walte, wenn der Greis einst das Gewehr mit der Krücke vertauschen und anstatt über die Berge zu schreiten, im Lederseſſel ruhen werde. Denn Frau Martha mußte die Geburt des Kindes mit ihrem eigenen Leben wettmachen. Es war eine gar herzbeklemmende Stunde, als der Förster Leuthold das junge schlummernde Wesen auf dem Arme in der Haustür stand und dem über die Wiese hinschwankenden Sarge nachschaute. Der Trauerzug verschwand zwischen den Waldstämmen, das Gesumme der Betenden nur hallte zurück. Leuthold trug das Kind in die Stube, legte es auf das große breite Ehebett, setzte sich daneben hin und sagte: „Adam, nun sind wir allein.“ —

Seltsam und hold ist es eingerichtet, daß Gräber alsbald von grünen Halmen, frischen Zweigen und bunten lachenden Blumen überwoben werden. Nach kurzen Jahren, und es fügte sich im Försterhause, daß anstatt der alternden Hausfrau eine junge, emsige und heitere vorhanden war. Mit zehn Jahren schon versorgte Adam das Hauswesen, und zwar mit solcher Ernsthaftigkeit und Entschiedenheit, daß man leicht die männliche Erziehung sah, die der Vater ihr angedeihen ließ. Es war zwar viel Kindliches an ihr, aber nichts Kindisches; nie spielte sie mit Puppen oder anderen leblosen Dingen, hingegen plauderte sie mit den Haustieren, als wären es Menschen und lauter gute Freunde. Manchmal, wenn die Hunde wilde Tiere witterten, wurden sie so aufgeregt und lechzend, daß der Förster mit ihnen seine Not hatte. Adam bezähmte sie mit einem ein-

zigen Ruf. Sie wuchs stattlich auf, war schlank und ziemlich derb gebaut, hatte aber eine Haut wie Milch und Blut, hingegen ein so ernsthaftes, dunkles, fast herb dreinblickendes Auge, daß mancher glaubte, sie drohe ihm, auch wenn sie ihn nur ruhig anschaute. Manchmal, wenn etwas sehr Spaßhaftes vorkam, schmunzelte sie ein bißchen; lachen, wirklich lachen hatte sie niemand gesehen. Trotzdem besaß sie einen heiteren Mut des Herzens, war sanft, still vergnügt, besonders wenn sie dem Vater zu Dank etwas geleistet hatte, oder gar, wenn sie im Hause etwas stiftete, was an Findigkeit und Tüchtigkeit weit über ihre Jahre hinausging. Sie war nie müßig und hatte es nie eilig, sie leitete die Arbeiten der alten Magd Gertrud, sie besorgte dem Vater das Stübchen, das Essen, die Kleidung; daneben fand sie noch Zeit, sich die Künste des Lesens, Schreibens und Rechnens anzueignen, wozu sie an Sonntagen draußen im Schulhause die Behelfe nahm. Bald sah sie sich imstande, dem Vater auch in seinen Schreibarbeiten Dienste zu leisten. Also war sie nicht bloß seine rechte Hand, sondern auch sein Auge, und nun dachte er oft bei sich: ein Sohn wäre mir das nicht, was diese Tochter mir ist, und er leistete ihr insgeheim Abbitte, daß er sie einst so mißmutig empfangen hatte.

„Ja, das Mädchen wäre schon recht, aber Eines vergißt du, guter Vater Leuthold. . . .

Wenn Adam bei ihrer Strenge auch in manchem sich selbst nicht genügen konnte, mit ihrem Alter war sie stets zufrieden, sie machte sich nicht jünger als sie war, und sie wollte nicht älter sein. Es war ihr also auch recht, als sie achtzehn Jahre alt wurde, und sie hätte eigentlich gar nicht darüber nachgedacht, wenn nicht aus weiter Ferne jemand gekommen wäre, der sie daran erinnerte.

In den Hundstagen trug es sich zu, an einem späten

Abende. Der Vater Leuthold war in eine ferner gelegene Waldung gegangen, wo geholzt wurde und wo er bei den Holzern übernachten mußte. Der Forstgehilfe war etliche Tage früher nach München gereist zu den Soldaten. Also wohnte an diesem Abende niemand im Försterhause als Adam, die alte Magd Gertrud und die Haustiere. Der Tag war heiß gewesen; als es finster ward, hub es an zu blitzen. Der Donner rollte anfangs dumpf und hohl, allmählich dröhnender und krachender. Gertrud kniete an den Tisch hin, zündete eine Wachskerze an und betete. Adam ging durch das Gebäude und traf Anstalten, für den Fall der Blitz in das Haus schlagen sollte. Plötzlich hub es an, in den Bäumen zu rauschen, wild fiel die rasende Luft über das Dach her und rüttelte es und erschütterte die Wände, daß es wie ein Erdbeben war. Obzwar alle Türen und Fenster sorgfältig verschlossen, flackerte das Kerzenlicht unruhig hin und her und auf einmal war es ausgeblasen. Jetzt goß es ein Meer von grell-grünem Lichte zu den Fenstern herein und an den Scheiben prasselte der Regen.

In demselben Augenblicke war es, daß draußen heftig an die Tür gepocht wurde und fremde helle Stimmen Einlaß forderten.

Adam riß das Fenster auf und rief hinaus: eingelassen würde niemand. Wer Unterstand haben wolle, der möge hinten das Scheunentor aufmachen und in das Heu hineingehen. Ihr Gesicht ward vom Regen übergossen, doch gebot sie noch den bellenden Hunden Ruhe und fragte hinaus, ob man eines Abendbrotes bedürftig sei?

Da sagte die fremde jugendliche Stimme: „Wir sind über das Gebirge gegangen, haben uns verirrt und wollen nichts als Unterstand für die Nacht.“

Die Stimme klang nicht in heimischer Art. Bei Blitz-

schein sah nun Adam, daß vor der Tür zwei männliche Gestalten stunden, welche suchend bald das Scheunentor erreichten, dasselbe aufrissen und dahinter verschwanden.

Das Gewitter ließ endlich nach, doch Gertrud versicherte, sie schlafe die ganze Nacht nicht. Es sei zu grauenhaft, Leute im Hause zu haben und nicht zu wissen, wer sie sind. Es können ja Mordgesellen sein, die um eitel Mitternacht in die Stube brechen.

„Ich schlafe ohne Sorgen," entgegnete Adam, „wenn sie in die Stube brechen, werde ich schon wach. Ich meine, sie werden wohl zufrieden sein auf ihrem Heu und sich morgen beizeiten davonmachen."

Draußen troffen die Bäume und die Nacht verging in Ruh.

Am nächsten Morgen war die Welt voll Sonnenschein. Auf den Bäumen zitterten die Funken der Tropfen, die Ach rauschte lauter als sonst. Die beiden Fremden hatten sich im Heu ein recht heimliches Nest gemacht, aber das Rauschen des Wassers und das Sonnenleuchten, welches durch die Wandfugen drang, weckte sie frühzeitig auf.

„Guten Morgen, Moriz!" sagte der eine, „wie hast du geruht?"

„Wie Götter!" antwortete der andere.

„Oho! Seit wann ruhen Götter?"

„Seit man sie abgedankt hat. Zeus und Wuotan im Ruhestande."

„Auch Moriz und Erhard im Ruhestande," sagte der eine, „wir müssen uns noch lange ins Heu wickeln. Wir müssen erst unsere Kleider in die Sonne hängen, daß sie trocknen können."

Also war es, daß die Magd Gertrud zu Adam kam

und flüsterte: „Beim Scheunendachfenster hängen zwei Paar Hosen heraus, aber es ist nichts drinnen.“

Die Sonne stand schon hoch, als die beiden Fremden ins Freie treten konnten. Es waren zwei junge Männer, der eine mit lichtblondem Lockenhaar, welches schon sorgfältig gescheitelt und gestrählt war; der andere dunkelbemähnt und ohne besondere Kunstleistung in der Frisur. Dieser hatte auch einen leichten krausen Vollbart, während der Blonde ein jugendlich zartes, rosiges Gesicht mit sanften veilchenblauen Augen in die Welt gucken ließ. Der graue Anzug beider war in leidlichem Zustande, hatten sie doch die durch Nässe entstandenen Falten und Runseln also zu beseitigen gewußt, daß sie Rock und Beinkleider so lange gespannt über die Kante eines Holzbalkens zogen, bis die Furchen geglättet schienen. Jeder hatte jetzt sein niedlich geriemtes Felleisen am Rücken und einen Wanderstock in der Hand. Also strichen sie um das Försterhaus; sie wagten es nicht recht, hineinzugehen, da es ihnen ja schon gestern verboten worden war, und wollten doch für die Nachtherberge irgendwie ihren Dank anbringen.

Da sahen sie Adam im Gemüsegarten, wie sie eben beschäftigt war, Kohlpflanzen zu jäten. Sie zogen artig ihre Hüte und dankten, daß sie schlafen durften im Heu.

„Ihr habt ohne Nachtmahl schlafen müssen,“ sagte Adam, „um so besser wird euch das Frühstück schmecken. Geht nur hinein.“

Sie blickten sich schweigend an und gingen ins Haus. In der Stube, die mit schönen Hirschgeweihen und Rehbockhörnern geschmückt war, manchen alten Spruch an der Wand stehen hatte und sehr freundlich aussah, war der Tisch gedeckt mit weißem Tuche, das über die Mitte einen rosenroten Streifen hatte. Auf dem Tische stand in grünen Schalen

Butter und Honig, ein bräunlicher Laib Brot lag daneben und weißblinkende Gefäße für den Kaffee waren bereit. Die Fremden setzten sich kühnlich zu Tische, also, daß sie einander just gegenüber waren.

„Das ist dein Reich und das ist meines,“ sagte Moriz, der Blonde, mit dem Finger jenseits und diesseits des roten Streifens auf das Tischtuch tippend. „Und der Streifen, der aus schönen Rosenhecken besteht, ist die Grenze.“

„Ich werde dein Reich mit Krieg überziehen,“ entgegnete Erhard der Dunkle, „denn dein Reich ist fruchtbarer als das meine.“

Es war auch so, bei Moriz eitel Butter und Honig, bei Erhard nur trockenes Brot. Bevor es aber noch zu Grenzplänkeleien kam, trat Adam in die Stube. Ihre Hände von der Gartenerde wohl gereinigt, in blauem Hauskleide, welches am leicht aufwogenden Busen ein NelkenknöspIein prangen hatte. Das reiche braune Haar fraulich gescheitelt, mit großem, sehr ernsthaftem Auge stand sie da und fragte, wer sie wären und woher sie kämen?

Die beiden jungen Reisenden pflegten sonst bei Angabe ihrer Abstammung und ihres Berufes gerne ein wenig Schabernack zu treiben. Da war der eine ein Prinz von Reuß-Schleiz-Lobenstein und der andere sein Hofmeister, oder sie stellten sich vor als vazierende Schneider, oder sie gaben an, Theologen zu sein, mit Ablässen zu hausieren und katholische Bischöfe werden zu wollen, je nachdem sie eben bei Mittel waren, und mehr oder weniger auf die Neigung und das Mitleid der Gebirgsbewohner angewiesen. Nun jedoch, vor der Würde der jungen Fragestellerin, fiel ihnen nichts ein als die Wahrheit. Und Ehrhard der Dunkle antwortete: „Wir sind Studenten aus Hamburg.“

„Hamburg, das ist ja die große Stadt mit dem See-

hafen, von wo aus man nach Amerika fahren kann," entgegnete Adam.

„Die freie Reichsstadt Hamburg," sagte Erhard nicht ohne Stolz. „Wir sind Studierende, welche ihre Vakanzen dazu benützen, um die Alpen kennen zu lernen. Wir kommen über den Schiederpaß und wollen nach Tirol hinein und der Schweiz zu."

„Nun, da braucht ihr schon Stärkung," sprach Adam und lud die Gäste zum Frühstück ein, welches die Magd Gertrud mittlerweile hergerichtet hatte.

„Wir nehmen alles, was wir kriegen," sagte der muntere Erhard, „wir wollen Bischöfe werden."

„Das glaube ich nicht," antwortete Adam, „ihr habt ein paar Köpfe, auf welchen Soldatenhelme besser stehen müßten, als Bischofsmützen."

„Wenn wir Soldaten wären," gab der unternehmungslustige Dunkle dran, „so würden wir ins Bayerland einfallen und die schönen Mädchen erobern."

„Und wir würden uns nur von dem erobern lassen, der uns gefällt," sagte das Mädchen.

„Zum Beispiele," bemerkte nun Erhard und strich Butter auf das Brot, „wenn ich eines Tages angeritten käme in dieses Tal, mit meinem Generalstabe —"

„Der Generalstab, das sind die Offiziere?" fragte Adam.

„Und ich würde dich in den Belagerungszustand setzen!"

„Könnte man sich nicht unter den Offizieren einen auserwählen?" fragte sie.

Erhard steckte mit der einen Hand das Butterbrot in den Mund, mit der anderen langte er nach ihrem Arm und sagte: „Was sprichst denn du immer von Offizieren? Ich bin der General. Gefällt dir denn der General nicht?"

Das Mädchen schaute sehr ernsthaft drein, dann deutete

es auf Moriz den Blonden und sagte: „Der gefällt mir besser.“

Moriz hatte bisher nur wenig gesprochen und errötete nun.

„Es ist ein Unglück!“ rief Erhard, dem Kameraden die Hand auf die Achsel werfend, „und gerade der will katholischer Geistlicher werden.“

„Das macht ja nichts,“ antwortete Adam.

„Er schwatzt,“ redete nun Moriz drein. „Es ist nicht wahr, daß ich Geistlicher werden will. Ich habe Rechtsgelehrsamkeit studiert —“

„Ja, er will Minister werden,“ unterbrach ihn der übermütige Dunkle.

„Ich will mir ein Landgut kaufen,“ fuhr Moriz fort, „ein liebes Weib nehmen und eine große deutsche Familie gründen.“

„Das ist klug,“ sagte Adam, „das gefällt mir besser als Krieg führen. Und jetzt, wenn ihr noch wollt bleiben, so bleibt; wenn ihr über die Berge ins Tirol hineinwollt, so müßt ihr da drüben den Weg am Bach entlang hinaufgehen bis zu der Stelle, wo die zwei Achen zusammenrinnen; dann immer rechts am Wasser fort bis zu den ersten Almhütten, dort fraget, wie der Weg weiter geht. Ich wünsche gutes Wetter.“

Das bedeutete soviel, als sie waren entlassen.

Sie schnürten daher frisch ihre Ränzlein. Beim Abschiede drückte Adam jedem tapfer die gereichte Hand.

„Die deinige ist ja ganz kalt!“ sagte sie zu Moriz.

Er antwortete nichts darauf, blickte ihr nur ins Auge und wendete sich rasch ab.

— Ich glaube es, daß meine Hände kalt sind, ich glaube es! so dachte er bei sich. Dann rief er heftig nach

dem Kameraden, der noch ein Weilchen mit der jungen Hausfrau schäkern wollte.

„Ob wir uns wohl noch einmal sehen werden auf dieser grünangestrichenen Erde?“ gab ihr der Dunkle zu bedenken.

„Wahrscheinlich,“ sagte sie, „wenn du kommst, das Bayernland zu erobern.“

„Erhard!“ schmetterte Moriz.

Bald hernach wanderten die beiden schlanken Jungen rüstig talaufwärts, entlang der rauschenden Ach.

Entlang der rauschenden Ach, eingewölbt von dunklen Fichtenbäumen, im feuchten kühlen Tropfenstaube, der aufstieg aus dem ruhelosen Wasser, auf schmalem Kieswege gingen sie dahin. Eine Weile schwiegen sie und spielten, der eine mit seinem Stocke, der andere mit dem Hute, mit welchem er tat, als fächele er sich Kühlung zu. Auf einmal warf Moriz sein Haupt empor, daß die lichten Locken flogen und sagte: „Ich glaube es, daß meine Hände kalt sind, wenn mir alles Blut zum Herzen springt!“

„Nicht wahr!“ rief Erhard verständnisvoll. „Ein reizender Kerl.“

„Noch nie,“ sagte Moriz träumerisch vor sich hin, „noch nie ist mir ein Mädchen begegnet, das ich hätte mögen auf den Mund küssen.“

„Au!“ rief der Dunkle.

„Ich habe zwei Nichten, davon küsse ich die eine auf die Wange, die andere auf die Stirn. In Heidelberg war ein Backfisch, den ich auf den Nacken zu küssen pflegte. Mein erstes Liebchen in Hamburg küßte ich hinter dem Handgelenke oder aufs Ohr. Wie man jemanden auf den Mund küssen könne, habe ich oft gesehen, aber nie begriffen. Jetzt begreife ich es, ihr großen Götter in Pension.“

Er blieb stehen, blickte entschlossen dem Kameraden in

das Gesicht und sagte mit höchstem Nachdruck: „Erhard, wenn ich dieses Waldkind einmal auf den Mund küssen könnte!"

„Wer wehrt dir's denn?" hierauf der andere.

„Ich ertrüge es nicht. Ich fiele auf der Stelle um und bliebe tot."

„Laß das gut sein, Junge," sagte Erhard mit seinem Stocke dem Freunde auf die Schulter klopfend, „den Spaß kann sich ein Bienenbräutigam gönnen, dem nur eine Braut bestimmt ist. Wir Menschen sind edlere Wesen, wir sind dazu geschaffen, öfter glücklich zu sein und viele glücklich zu machen."

Moriz sagte nichts mehr.

Am hohen Mittage kamen sie zu den ersten Almhütten. Dort begehrten sie Milch und Käse und zahlten dafür Geld. Im Försterhause war es keinem eingefallen zu fragen, was die Zeche koste. Dann erkundigten sie sich bei der Almerin um den Weg über das Hochgebirge und erkundigten sich auch beiläufig nach den Verhältnissen des Försterhauses, in dem sie die Nachtherberge genossen hatten. Die Almerin wußte von einem klugen Dirndel zu sagen, das im Försterhause wohne und vor dessen Gescheitheit und Tapferkeit sich manches Mannsbild verstecken könne.

Dann wanderten sie weiter. Sie kamen auf die freien Höhen, von denen man zurücksah in das langgestreckte waldige Tal und auf die blauen Vorberge, über welche sie gestern gegangen und über deren Niederungen die bayerische Ebene hereinleuchtete. Sie stiegen höher hinan in das Gestein, sie gingen über eine wüste Hochebene hin, wo auf Steingeschütte ungeheure Felsblöcke lagen, wo hier und da ein dürrer Föhrenstrunk aufstarrte und wo große verwaschene Löcher waren, die senkrecht in den Berg hineingingen. In einzelnen dieser Löcher standen schwarze Wassertümpel, in

anderen war das Wasser zu Eis gefroren. Zwischen den Steinen und Löchern hin war kein rechter Weg, wohl aber viele Pfadspuren von Tieren und ein sehr holpriger Menschensteig, auf welchem unsere Bergwanderer dahinschritten. Streckenweise waren sie sonst wortlos gewandert, stellenweise hatten sie lebhafte Gespräche geführt über Tiere, Pflanzen und Steine, über Naturerscheinungen der Alpen, und sie suchten das Geschaute und Erfahrene möglichst mit dem zu reimen, was sie darüber in Büchern gelesen. Dabei waren sie oft verschiedener Meinung, wobei Moriz die seine am heftigsten zu verteidigen pflegte. Heute war es ein wenig anders, Moriz sprach nicht viel und ließ dem Genossen alles gelten. Es schien, als wäre er von den Beschwerden der Reise hergenommen.

Als sie über den rauhen Hochboden eine Weile dahingegangen waren, erstiegen sie den letzten Sattel, der wie ein ungeheurer ruppiger Felswall diese Gegend abzuschließen schien. Als die Scharte des Überganges erreicht, sahen sie plötzlich eine neue und großartige Bergwelt vor sich. Tiefe schattige Täler und in blauer Ferne zackige Alpen mit leuchtenden Eisfeldern. Besonders auffiel in der Ferne ein breiter Felsstock, der nach allen Seiten in senkrechten, schreckbar zerrissenen Wänden niederstürzte, oben aber in einer wagerechten Linie abgeschnitten war, wie ein Tisch. Aber im Norden dieses Tisches sprang ein klobiger, vielzackiger Kegel in die Lüfte empor, in dessen Spalten und Schrammen lichte Streifen lagen, die weißer Schutt sein konnten, oder Schnee, oder Eis. Dieses Felsengebilde beherrschte so sehr die weite Gegend, daß unsere Wanderer immer wieder ihr Auge darauf hinwenden mußten.

Niederwärts steigend kamen sie nun zu einem weitläufig angelegten Steingebäude, welches auf ödem Grunde

zwischen den Felsblöcken lag, zum Teile eine Ruine war, zum Teile noch bewohnt schien. Es war ein altes Hospiz, in dem jetzt nur noch zwei Mönche wohnten, um Gebirgsreisende zu beherbergen. Da es Abend geworden war, kehrten unsere Wanderer hier ein. Sie fragten nach dem Namen des Felsstockes, der kein Alpenglühen hatte, wie die anderen Berge, sondern im blassen Dämmerlichte aufragte hinter fernen Almen.

„Das ist nichts", antwortete der Mönch.

„Aber es ist ja ein hohes Gebirge!" sagte Erhard.

„Es kann niemand hinauf," antwortete der Mönch. „Man heißt's die Wilde Starr."

Den jungen Männern war's recht. Nach dem einfachen Abendbrote ging Erhard noch hinaus zu einem kleinen vielbuchtigen See, der zwischen Steintrümmern lag. Nach Forellen lugte er aus, aber das Wasser war tot und schwarz. Moriz saß in der frostigen Schlafkammer, die ihnen angewiesen worden war. Zwei Strohsäcke mit Birstlingheu gefüllt, über jeden eine härene Decke, das war die Schlafstätte. Durch das eine hohläugige und dichtvergitterte Fenster stahl sich noch etwas Abendschein in die Kammer; an der feuchten Wand, von welcher stellenweise der Mörtel bröckelte, stand ein hohes Büchergestelle, auf dessen Brettern gedörrte Alpenkräuter lagen. Daneben hing ein sehr großes, plumpgestaltiges Kruzifix. Davor ein wurmstichiger Betschemel. Auf diesem saß nun der Patriziersohn aus Hamburg und stützte sein Lockenhaupt auf die Hand. Er hatte manche Reise schon gemacht, aber solches wie jetzt, war ihm noch nicht passiert, Heimweh zu haben!

Was ihm fehle? war die Frage des eintretenden Kameraden.

„Jetzt weiß ich," sagte Moriz rasch aufstehend, „daß

der Leute Hang zum Hochgebirge ein ungesunder ist. Schrecklich ist diese versteinerte Welt, schrecklich ist sie. Wie schön hingegen ist der Wald. . . ."

Mehr sagte er nicht, sondern legte sich samt den Kleidern auf seinen Sack. Erhard tat's auch seinerseits. Er fand den Kameraden heute langweilig und schlief bald ein.

In der Nacht wurde Erhard plötzlich wach. Er hörte in seiner Nähe ein Schnaufen und Lallen. Erst fand er sich nicht gleich, als er jedoch bei sich war, horchte er. Die lallende Stimme kam von der Zimmerdecke herab. „Mach doch auf!" flehte sie, „es stürmt so sehr! — Hamburg ist eine große Stadt. — Ich gefalle dir besser! Sage es noch einmal. Mach auf!"

Also murmelte jemand und Erhard merkte, daß es Moriz war, und daß Moriz auf das hohe Büchergestell hinangeklettert war, auf welchem er nun hockte. In der Besorgnis, daß das Gestelle umfallen und der Genosse sich beschädigen könne, stand Erhard rasch auf, stellte sich unter den Kameraden hin und suchte diesen zu sich zu bringen. Moriz wachte auf und als er sich in dem ungewohnten Zustande fand, kletterte er rasch zu Boden, legte sich auf den Strohsack und zog sich die härene Decke über beide Ohren.

Am nächsten Morgen war nichts anderes, als daß die jungen Reisenden im Hospiz ihren Dank darbrachten und dann die Wanderung fortsetzten über Berg und Tal. Sie waren hinabgekommen in einen schluchtartigen Graben, der sich stundenlang hinzog. Sie kamen zu einem schönen See, an dessen Ufern vornehme Gesellschaft war. Erhard wollte mit derselben Bekanntschaft machen, Moriz sagte: „Mach du, was du willst, ich kehre um."

Erhard schaute einmal drein. „Du willst jetzt mitten im schönsten Wetter und mitten in der prachtvollsten Ge-

birgsgegend die Reise abbrechen und nach Hamburg zurückkehren?"

„Hamburg geht mich nichts an," antwortete der Blonde. „Ich will in das Tal der drei Achen."

Der Dunkle lachte laut auf.

„Dein tolles Lachen brauche ich nicht," verwies Moriz. „Ich bin entschlossen, um das Förstermädchen zu werben und es zu meiner Frau zu machen."

Erhard sagte: „Freund, du bist verliebt, und das ist kein Spaß. Darum verzeihe, daß ich gelacht habe. Ich will gerne mit dir zurückwandern bis ins Tal der drei Achen. Du wirst das Kind leicht gewinnen, und wenn du dich satt geherzt hast, dann ziehen wir weiter."

Moriz nahm eine fast drohende Stellung an und fragte: „Glaubst du, mir geht es dahin, daß ich dieses herrliche Naturkind verführe?"

„Du willst ja zum Försterhause zurück!"

„Ich werde sie heiraten."

Dem Dunklen war neuerdings zum Auflachen, doch hielt er mit Erfolg zurück und sagte: „Damit würdest du sie sehr überraschen. Das sind die Alpendirndeln nicht gewohnt, daß ein Student, dem Eine gefällt, sie gleich von der Stelle weg heiraten soll. Wisse, was mir einmal eine Schöne vom Land gesagt hat, als ich scherzeshalber ihr das Heiraten versprach. Du mußt schon ein sauberer Lump sein, sagte sie, daß du kein vornehmes Stadtfräulein kriegst und eine Bauerdirn nehmen willst. Geh, plausch nit lang, setzte sie bei, wir wissen ein jedes recht gut, was wir wollen. Siehst du, so sind sie, und ich lobe mir eine solche Tapferkeit. Sie wissen recht gut, daß sie zur Stadtfrau nicht taugen, und ist's auch gar nicht nötig; wenn's ihnen einmal nach einem Stadtherrn geht, so haben sie ihn ja."

„Ich habe schon gesagt, daß ich mir ein Landgut kaufe,“ versetzte Moriz.

„Und darum hast du neun Jahre Gymnasium und fünf Jahre Rechtsgelehrtheit studiert, daß du schließlich ein Bauer wirst?“

„Traurig, wenn einem das Studium daran hinderlich wäre, sich das Lebensglück nach besonderer Neigung zu gründen. Gerade das Studium, die Bildung muß mich frei und vorurteilslos machen, daß ich in der größten Auswahl die beste treffe.“

„Ein Junge wie du kann unter Gräfinnen wählen. Ich, ein schlechter Schulmeister, bete eine Baronin an, wie du weißt, und werde sie allerdings auch heimführen. Und du, eines Großkaufmanns Sohn und Erbe! Dein Vater, hörst du, der würde ein anmutiges Gesicht machen, wenn du ihm eines Tages die Bäuerin als liebe Schwiegertochter vorführtest!“

„Meines Vaters Geschäft war stets mein Feind,“ sagte Moriz und zuckte die Achseln. „Einmal habe ich es schon besiegt, damals als ich der Handelsschule entlief und ins Gymnasium flüchtete. Mein Bruder ist gar nicht unzufrieden mit mir, daß ich ihm das Feld überließ. Nun will ich sehen, ob nicht auch die Konvenienz zu besiegen ist. In schöner gesunder Gegend ein Landgut, ein einfaches braves Weib, das ist eines deutschen Mannes würdig.“

„Dein Idealismus ist ja sehr löblich und —“

„Schweig!“ unterbrach Moriz. „In diesem Punkte werden wir uns nie verstehen. Viel Vergnügen für deine weitere Reise!“

Erhard stutzte ein wenig. Dann sagte er kleinlaut: „Wenn du glaubst, daß ich dich verlasse, Freund, dann verstehen wir uns auch in einem anderen Punkte nicht. Aller-

dings, du kannst es verbieten, daß ich mit dir, neben dir hergehe, aber hinter dir dreinzuspazieren, das kannst du mir nicht wehren. Ich bin dein Reisebegleiter, diese Ehre kannst du mir nehmen; ich bin dein Freund, und das zu vereiteln steht nicht in deiner Macht."

Moriz drückte dem Kameraden die Hand. Eine Stunde später waren sie auf dem Rückwege über das Gebirge gegen das Tal der drei Achen. —

Im Försterhause hatte die Liebe noch ganz andere Verheerungen angerichtet, als in dem Herzen des Patriziersohnes aus Hamburg.

Dem alten Leuthold fiel es sogleich nach seiner Heimkehr auf, daß etwas nicht richtig war. Das Mittagsmahl hatte sie nicht für ihn bereitet, seine Hausschuhe standen nicht auf dem gewohnten Platze und als er die Tochter fragte, ob sie die Klafterrechnung des Karlingschlager Holzmeisters schon geprüft hätte, schlug sie die Augen nieder und murmelte, sie hätte vergessen.

„Bist du krank, Kind?" fragte er sie.

Adam war schweigsam und träumerisch geworden. Wie verloren verrichtete sie ihre gewohnten Geschäfte, und die Magd Gertrud schlug öfter als einmal ihre knochigen Hände über den Kopf zusammen. Überaus bedenklich kam es ihr vor, als sie das Mädchen einmal mitten in der Nacht in ihrem Stübchen laut rufen hörte: „Niemand darf herein!" Und es war doch niemand draußen. — Was soll denn das werden? dachte die Magd. Der Vater Leuthold wird ohnehin schon alt und vergeßlich und wunderlich. Jetzt wenn das Dirndel auch so anhebt — was soll denn das werden?

Freilich, mit dem Förster ging es abwärts. Seine Beine wollten ihn nicht mehr recht durch die Wälder tragen, auch der Blasebalg in der Brust, wie er sagte, war schadhaft geworden.

Er dachte daran, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Was aber soll mit der Tochter geschehen, für welche, wenn sie ihn begleiten müßte, der Ruhestand des Vaters keine richtige Erfüllung ihrer regsamen arbeitslustigen Natur wäre. Bei einer Unterredung, die der Vater in diesen Tagen mit der Tochter führte, sagte sie, es sei ihr alles eins, geschehe mit ihr was da wolle.

In solcher Stimmung war Adam, als jener Tag kam, an welchem sie unten in der grünlich dämmernden Waldschlucht an der Ach weiße Linnen schwemmte. Die Magd Gertrud war mit einem Korbe voller Leinwand hinaufgegangen zum Hause. Zur selben Stunde stand unweit vom Flusse der junge Gebirgswanderer Moriz und blickte mit Beklommenheit auf das emsig tätige Mädchen hin. Es widerstrebte ihm, unbemerkt zu ihr zu treten und sie zu überraschen, vielleicht gar zu erschrecken. Daher stand er dort und hüstelte, obgleich sein Leiden durchaus nicht in der Lunge saß, sondern im Herzen. Aber das Wasser rauschte und sie hörte das Hüsteln nicht. Also schlug er mit seinem Stocke an den Baumstamm, da wendete sie sich um, sah ihn, erkannte ihn, wußte aber ihren Schreck über seine Gegenwart gar nicht übel zu verbergen. Erstlich tat sie, als kümmere sie sich nicht um ihn, sondern peitschte mit den Fahnen ihrer Leinwand das Wasser.

Nun trat Moriz zu ihr hin, lüftete aber nicht den Hut, sondern hielt ihr die rechte Hand vor.

Sie faßte die Hand nicht an, sondern fragte mit gottlos gleichgültiger Stimme: „Wo ist nur dein Kamerad geblieben?"

„Nach meinem Kameraden," antwortete Moriz, „nach dem sollst du nicht fragen. Nach keinem andern sollst du fragen. Ich bin wieder zurückgekommen zu dir. So schau mich doch an!"

Sie hielt in ihrer Arbeit inne und blickte ihn an.

„So nicht, so strenge sollst du mich nicht anblicken," sagte Moriz. „Es ist ohnehin nicht leicht, was ich mit dir zu sprechen habe. Ich weiß nicht einmal deinen Namen."

„Mein Name heißt Adam," antwortete sie.

„Nicht den Familiennamen. Deinen Taufnamen möchte ich wissen."

„Mein Taufname heißt Adam."

Er stutzte.

„Ich will dir's wohl sagen, warum ich Adam heiße," sprach das Mädel mit einer bedenklichen Treuherzigkeit. „Mein Vater wollte einen Sohn haben, und weil er den nicht bekommen, so hat er mir den Namen des Sohnes geschenkt."

„Mädchen," flüsterte der junge Mann und neigte sein errötendes Angesicht zu dem ihren, „ich möchte gerne deines Vaters Sohn sein."

Sie schwieg und schwemmte. Er wiederholte das Wort, da sagte sie, ohne ihn diesmal anzublicken: „Du hättest einen guten Vater, aber — eine schlimme Schwester."

„Nichts in meinem Leben," so fuhr Moriz fort, „hat mich so sehr gefreut, als das eine, daß wir zwei du zu einander sagen."

„Wie sollten wir denn sagen?" fragte sie.

„Mädchen!" rief er und riß sie an sich, als drohte sie zu versinken im Wasser. „Wie ich dich liebe! Wie ich dich liebe!"

„Jesus Maria!" stöhnte sie und versank wehrlos in seinen Armen. Er küßte ihre Lippen rot, er küßte sie wund, er hätte sie zu Tode geküßt, wenn nicht der kreischende Schrei gewesen wäre, den die rückkehrende Gertrud ausgestoßen hatte im Angesichte dessen, was mit dem Dirndel geschah.

Das Mädchen entwand sich, entkam, eilte am Bache entlang mit fliegenden Haaren und jeden Augenblick war's, als

wollte es sich in das Wasser stürzen. Moriz eilte ihr nach und holte sie ein.

„Komm," sagte er, „nun gehen wir mitsammen zu deinem Vater. Ich bin keiner von solchen, die er fortschicken darf. Bin ich nur dir recht."

„Mir bist du freilich recht, du lieber Knab', du süßer Mensch, du böser Mensch! —

Und noch an demselben Tage saßen sie beisammen in der Stube des Försterhauses.

„Ich will heute nur Ihr Jawort für den Fall, als Ihnen meine bürgerlichen Verhältnisse entsprechen," sagte Moriz. „Dann wollen Sie sich erkundigen, ob sich alles so verhält, wie ich Ihnen mitgeteilt habe. Ein schlechtes Leben gedenke ich Ihrer Tochter nicht zu bereiten. Sie soll eine Landwirtin sein. In wenigen Wochen komme ich wieder."

Da Vater Leuthold in den dunklen Augen seiner Tochter lauteres Glück sah, so sagte er nicht nein. Er fand überhaupt nichts Besonderes darin, daß diese zwei jungen schönen Leute sich lieb hatten, daß er ein Hamburger Bürgerssohn war und sie eine bayerische Försterstochter, und daß er ein Landgut kaufen wollte, in welchem sie die Hauswirtin sein soll. Sie paßt ja freilich dazu.

Noch fragte er seine Tochter, wie lange es mit der Verlobung denn wohl Zeit habe. Sie antwortete, die Verlobung sei schon geschehen. Sie sei seine Braut, und es sei nicht anders möglich, für sie sei nur Einer auf der Welt, und dieser Eine sei Moriz. Lebe der, so sei sie bei ihm, und sterbe er, so sterbe sie mit ihm. Das sagte sie so ruhig, so kühl, so mit derselben Sicherheit, als berichte sie bei tropfenden Bäumen, heute nacht habe es geregnet.

Aber wenn man nur ein einziges Kind hat, und dasselbe verlobt sich mit einem der freien Reichsstadt Ham-

burg, da will man denn doch auch eine kleine Verlobungsfeier veranstalten und die paar guten Bekannten dazu einladen. Hierin hatte der alte Leuthold gewißlich recht.

Mittlerweile strich Erhard der Dunkle in der Gegend um. Er wich dem Försterhause aus, und er wollte ihm doch wieder nahen. Moriz hatte ihn mit der aller unzweideutigsten Entschiedenheit abgedankt. In solchen Dingen lasse er sich weder von Eltern noch Freunden etwas dreinreden und wenn es Zeit sei, werde er schon auch allein den Weg nach Hamburg zurückfinden.

Erhard sah immer wieder, daß der Unterschied zwischen den Verhältnissen der beiden Liebenden zu groß war, und er hatte auch kein rechtes Vertrauen zur Beständigkeit seines Freundes, der wohl einerseits leicht zu entflammen, anderseits aber durch ruhig andauerndes Gegengewicht bisweilen matt zu machen war. Also trat Erhard einen Tag vor der Verlobungsfeier noch einmal vor Moriz und sagte: „Freund, ihr dauert mich beide. Sie mehr noch als du.“

Moriz, der am Ziele seiner Sehnsucht in bester Laune war, klopfte dem Kameraden auf die Achsel und sagte: „Laß es gut sein. Willst du ein übriges tun, so mache mir das Vergnügen, dem Verlobungsfeste beizuwohnen, und sonst —“

„Ich verstehe dich,“ versetzte Erhard, „sonst troll' dich zum Teufel, willst du sagen. Sei versichert, Moriz, sehr gerne würde ich deiner ersten Einladung nachkommen, wenn ich Lust hätte, mich zum Mitschuldigen zu machen. Also werde ich wohl den letzteren Wink beherzigen müssen und mich erst zum Feste der Ehescheidung wieder einfinden.“

„Erhard,“ sagte Moriz, „mir tut es wehe, daß du so bitter bist. Fast könnte man auf die Vermutung kommen, daß —“

„Nun?“

„— ein bißchen Eifersucht —“

Der Dunkle lachte hell. „Nun glaube ich deine Liebe,“ sagte er, „nun glaube ich sie. Es ist das Merkmal daran. Aber hart ist es für mich, wenn ich vom Gebirge nach Hause komme, dein Papa frägt nach seinem Sohne und ich muß ihm das Unglück verkünden: er hat sich verlobt.“

„Besser, als abgestürzt.“

„Genau dasselbe. Tot für die Gesellschaft.“

„So errichte mir ein schönes Grabmal und schreibe darauf: Gott habe ihn selig!“

Unter solchen Worten schieden die Freunde auseinander.

Die Verlobungsfeier fand im Försterhause statt. Adam das Dirndel war Braut und Hauswirtin zugleich. Sie hatte wieder ihre volle Regsamkeit und Umsicht gefunden, sie ordnete alles, trug selbst den Zuckerkuchen auf, um sich sofort an die Seite des Bräutigams zu setzen und an dem Gerichte mitzuzehren. Moriz fand sich in den Kreis der ländlichen Gesellschaft, der neuen Verwandten so gut als eben möglich. Endlich bleiben sie doch alle zurück und nur sie allein wird mir folgen.

Der alte Leuthold blickte mit Seelenvergnügen auf das Paar. Er hielt auch eine Rede, in welcher er seinem Töchterlein den schalkhaften Rat gab, es möge nun den Namen Adam auf den jungen Ehemann übertragen und sich selbst mit dem zweiten Taufnamen Marie behelfen, wenn es nicht kurzweg die Eva sein wolle. In jedem Falle wünsche er, daß sie recht lange im Paradiese weilen, ja daß sie überhaupt die Nöten des irdischen Lebens niemals kennen lernen möchten. — Die Rede war erbaulich, dafür standen dem wackeren Forstwarte aber auch die Tropfen auf der Stirn.

Als die Gäste zu später Nachtstunde sich verlaufen hatten, als auch Moriz sich verabschiedet hatte, um seinem Wirts-

Hause, wo er Wohnung genommen, zuzufahren, nahm Vater Leuthold sein Töchterlein mit beiden Händen am Haupt, küßte es auf die Wangen und sagte tief aufatmend: „Es war der schönste Tag meines Lebens. Gottlob, daß er vorüber ist.“

An einem der nächsten Tage gab es die ersten Tränen. Moriz verließ das stille Försterhaus im Tale der drei Achen, um in seine Heimat zu reisen, Vorbereitungen für die neuen Häuslichkeiten zu machen und Anstalten zur Hochzeit zu treffen.

Auf dem Söller des Hauses stand sie und mit weißem Tuche winkte sie dem lieben trauten Knaben nach, so lange sie ihn sehen konnte. Und als sie allein war und im Hause niemand, als ihr alter Vater und die einfältige Gertrud, und um das Haus nichts, als die Wiese und die Bäume, da hub sie an zu weinen.

Der erste Schmerz ihrer Liebe.

Adam war schon als Försterstochter eine Freundin des Waldes; auch hatte sie manchmal, wenn sie auf dem Söller saß und mit Linnen beschäftigt war, gerne hinausgeschaut in das Gebirge, das weit über die Waldwipfel hereinblaute. Aber jetzt auf einmal war alle Wald- und Bergschönheit dahin. Man sagt, daß Liebende mit Blumen spielen und die Vöglein behorchen. Bei Adam war das nicht, ihr war alles, was sie sonst ergötzt, sozusagen seelenlos geworden, denn die Seele hatte Moriz fortgetragen. Das Tal der drei Achen war wie öde Fremde, ob die Sonne schien oder ob es regnete, das war ihr einerlei. Ihr Liebstes war noch die alte Wanduhr, welche die Stunden des Tages vertrieb, und der Tafelkalender, welcher die Tage abhaspelte. Aber langsam ging es, heiliges Kreuz, das ging langsam!

Am neunten Tage der Abreise des Bräutigams kam ein

Brief von ihm. Wenn der Holzknecht, der diesen Brief in der Tasche seines alten Rockes achtlos und täppisch dahertrug, und nicht einmal auf geradem Wege, sondern auf Umsteigen, und der fast vergessen hätte, ihn zuzustellen, wenn dieser Holzknecht unterwegs von einem Felsen gefallen, oder in die Ach gestürzt wäre mit dem Briefe. Mit diesem Briefe!

„Mein Herz! Mein Himmelreich! Mein Mädchen!“ so stand es auf dem Papier. „Ich glaube, ich bin jetzt in Nürnberg oder in einer andern alten Stadt, mir ist es ganz gleichgültig, ich bin abwesend von mir selber, ich bin im Försterhause bei Dir. Gott, wenn ich mir vorstelle, daß ich ein paar Meilen weiter rechts oder links über das Gebirge gegangen sein könnte, nicht ins Tal der Achen, daß mich nicht der Wettersturm zu Dir gejagt hätte, und ich Dich nie gesehen in diesem Leben, nie und nie, und daß wir alt geworden und gestorben wären, ohne voneinander etwas zu wissen — wahnsinnig macht mich dieser Gedanke. Wie mir ums Herz ist, Mädel! Ich eile nach Hause, daß es bald Hochzeit geben kann. Die Reise ging bisher gut vor sich. Unterwegs habe ich irgendwo meinen Überrock verloren; in Ingolstadt, wahrscheinlich im Gasthofe, mein Felleisen vergessen, wenigstens glaube ich früher so etwas mitgehabt zu haben. Mir einerlei; das Halskettchen von Dir trage ich am Leibe. Aber wenn es schmilzt an meinem Herzen! O Maria, liebst du mich denn wirklich? Kannst Du mich so rasend lieben, als ich Dich? —“

Die Briefleserin schrie auf an dieser Stelle. Blau ward ihr vor den Augen, Sternchen tanzten umher vor ihren Augen. Natürlich, wenn man in den Himmel hineinsieht! — Von jetzt an ward ihr nicht mehr einsam. Er ist ja bei ihr. Wenn sie ihr Herz nach Hamburg reisen ließe und er das seine ins Achental, das wäre ein unseliges Verfehlen! Sie

bleibt da im Försterhause, bis er kommt, und daß er sie findet frisch und gesund. Am nächsten Tage kam kein Brief von ihm. Sie sah aber nicht ein, warum. Am zweiten blickte sie auch vergebens nach Holzknechten oder anderen Leuten, die von der Richtung des Postortes dahergingen. Keiner brachte etwas. Eine Woche ging vorüber, sie ward ganz blaß und krank vor Warten, sie dachte sich die ungeheuerlichsten Gründe, warum er nicht schrieb. Die Erfindungen des Jahrhunderts mögen den Verkehr beschleunigen wie sie wollen, den Verliebten werden sie nicht genügen. Amor schießt mit Pfeilen.

Erst nach zwei Wochen kam wieder ein Brieflein. Das war fast ebenso leidenschaftlich als jenes erste und verstieg sich sogar zu der Behauptung: „Und wenn die Hindernisse zu Dir so gewaltig wären, wie die Alpen, die zwischen Deutschland und Italien stehen, ich würde sie hinwegräumen.“ Ferner schrieb Moriz, daß er seine Familie in Wohlsein angetroffen habe, daß auch Erhard, sein Reisegenosse, schon in Hamburg sei, und daß es auf Erden verschrobene Köpfe gebe. Das Vorurteil sei überhaupt die Quelle alles Unglücks, auch seien die Götter neidisch und träufelten in jeden Honigtopf ein Tröpflein Wermut.

Ähnliches schrieb er noch mehr. Im Briefe lag auch seine Photographie, ein Brustbild, welches das Mädchen lange mit unbeschreiblicher Innigkeit anblickte. — Jetzt konnte sie ihm auch antworten, weil seine Adresse fest stand. Sie antwortete ihm unter anderem, daß sie das von den verschrobenen Köpfen und dem Honigtopf mit Wermut längst wisse, daß derlei aber nur geeignet sei, ihren Mut zu erhöhen. Je schwerer ein Glück zu haben sei, je tapferer müsse man danach trachten. Sie bitte Gott täglich um Standhaftigkeit in Not und um Demut im Glück. Er, Moriz, habe sie ge-

fragt, ob sie ihn auch so heiß lieben könne, als er sie. Darauf antworte sie gar nicht. Sie sterbe in ihrer Seligkeit nur so hin, anders könne sie es nicht sagen. Sie bitte nur, daß er ihr eine beiläufige Zeit nenne, wann sie Hochzeit machen wollten. Sie arbeitete fleißig an ihrer Ausstattung und habe sich dazu auch zwei Näherinnen ins Haus genommen. Ihre Bekannten im Tale der Achen könnten sich immer noch nicht fassen, daß sie so weit weg heiraten wolle und eine vornehme Frau werden. Nach einer solchen stehe ihr Sinn aber nicht. Sie frage ihn, ob er schon ein passendes Landgut gefunden hätte. Er möge ja nur trachten, daß es in einer schönen Gegend stehe auf dem flachen Lande, und fruchtbar sei. Wenn es auch tausend Morgen weit wäre und hundert Arbeitsleute brauchte, sie wolle damit schon fertig werden. Ihr sei kein Schaffen zu viel und sie wolle schon etwas vom Flecke bringen. Mit der Mahnung, sehr bald Bestimmtes zu schreiben, schloß sie den Brief und trug ihn, da es Sonntag war, selber hinaus in das Kirchdorf zur Post.

Jetzt hatte sie schon Geduld im Warten. Wollte sie etwas Bestimmtes von ihm hören, so mußte sie ihm auch Zeit lassen, Bestimmtes zu machen. Für sein Bild hatte sie eigenhändig einen Rahmen geschnitzt, denn an dieses Heiligtum wollte sie keinen Dritten tappen lassen. Das Bild hatte sie in ihrem Kämmerlein angebracht an der besten Wandstelle und es mit einem Kranz aus Immergrün und roten Waldblumen umgeben. Nicht satt konnte sie werden, in sein schönes, treues Angesicht zu blicken, dieses Auge, dieser Mund wurde immer noch entzückender und süßer. Wie mancher Mensch doch so schön sein kann!

Als ein Monat vergangen war, schrieb sie ihm wieder. Da kam der erste große Schnee und vermauerte die Wege in das Tal der drei Achen. Als nach einer Weile die Wege

wieder passierbar wurden, erwartete Adam mit Sicherheit ein Schreiben aus Hamburg. Es kam nicht. Es kam der Christabend, es verging der Christtag. Im Försterhause war es still, der Vater Leuthold kränklich und zuweilen unwirsch; die Magd Gertrud hatte den Kopf voll von Weihnachtsgebräuchen; der Forstgehilfe saß viel in einem Bauernwirtshause an der kalten Ache und Adam — war schweigsam.

Endlich am zweiten Tage nach dem Christfeste kam von einem eigenen Boten getragen ein Paketchen daher, in welchem goldenes Geschmeide war. Ein Armband und ein Stirnreifen mit drei funkelnden Steinen. Dem Mädchen stand einen Augenblick das Herz still von freudigem Schreck. Das war ja Hochzeitsschmuck! Mit zitternder Hand langte sie nach dem beiliegenden Briefe, der folgendermaßen lautete:

„Liebste, beste Marie!

Verzeihe doch, daß ich Dich so lange ohne Antwort ließ. Aber Du erbatest Bestimmtes und solches konnte ich nicht schreiben, kann es auch heute noch nicht. Es ist eine wahre Not mit meinen Angehörigen, sie halten dafür, daß meine Verheiratung noch Zeit hätte, und ohne Einverständnis meines Vaters, das erst nach und nach erlangt werden kann, will ich vorläufig nicht handeln. Du selbst, Liebste, bist ein zu gutes Kind, als daß Du solches nicht billigen würdest. Auch ist eines Landgutes wegen vor dem Frühjahre ein Ankauf nicht zu denken. Ferner wäre es noch zu überlegen, ob Dir das norddeutsche Leben und Klima wohl behagen wird? Man sagt, daß die Älpler hier Heimweh bekommen, und mir täte es unendlich leid, wenn Du an meiner Seite nicht so glücklich werden solltest, als Du verdienst. Nun, kommt Zeit, kommt Rat. Heute bitte ich Dich nur, die beiliegende Weihnachtsgabe, mit der ich Dir eine kleine Freude machen möchte,

recht freundlich anzunehmen. Sollte ich vor Neujahr nicht mehr Gelegenheit finden zu schreiben, so nimm schon heute die herzlichsten, besten Glückwünsche für das kommende Jahr, und gedenke recht oft Deines Freundes Moriz."

Dieses Schreiben beantwortete Adam sogleich. Das Gefühlvolle beiseite lassend, suchte sie seine Bedenken durch ruhige Auseinandersetzungen zu zerstreuen. Was die Zeit des Heiratens anbelange, fasse sie sich in Geduld, sei es ein Monat lang oder ein Jahr, nur wolle sie einen Zeitpunkt genannt wissen. Das norddeutsche Land und Leben fürchte sie nicht, sie wisse sich in alles zu fügen und Heimweh könne eine liebende und tätige Hausfrau nur empfinden zu ihrem eigenen Hause. Die kostbaren Christgeschenke betrachte sie als Brautgeschenk und werde dieselben nicht eher tragen, als bis zu dem glückseligen Tage, da sie an seiner Seite vor dem Altare stehe. — Dann kamen die letzten Zeilen, welche ein Aufschrei ihres liebenden Herzens waren, ein Hinstürzen an seine Brust, ein Niederknien vor dem Geliebten, ein Beschwören seiner Treue . . . .

„Was schreibt denn der Moriz?" fragte eines Tages Vater Leuthold seine Tochter, da sie immer schweigsam war.

Sie antwortete, daß er gesund sei und sich ihre Zukunft angelegen sein lasse; die Geschenke verschwieg sie ihm, ohne eigentlich selber recht zu wissen, warum. Am nächsten Tage nach dem Frühstück, als draußen der Winter stürmte und im Ofen das Feuer brüllte, beschied der alte Förster sein Töchterlein an seinen Lehnstuhl, aus welchem er selten mehr aufstand. Er faßte sie zärtlich an der Hand und sagte: „Adam, ich habe gestern seinen Brief gelesen, den von Weihnachten."

„Du solltest ihn auch lesen, Vater, deshalb habe ich ihn in deine Lade getan," antwortete das Mädchen.

„Adam," sagte der Alte, „dieser Brief gefällt mir nicht."

„Der liebe Moriz! Er hat auch seine Sorgen," sagte sie.

Der Förster blickte müde auf sein Kind, streichelte mit den knorrigen Fingern ihren Arm und murmelte: „Gutes, gutes — armes Wesen!" —

Nun kam eine lange, einförmige, traurige Zeit. Das Mädchen hoffte von Tag zu Tag, ward enttäuscht von Tag zu Tag — und ertrug es. Blaß waren ihre Wangen und betrübt ihr ernsthaftes Auge, das sah man wohl, aber wie tief sie litt, das hat niemand erfahren. Schlimm war, daß sie nicht genug Arbeit hatte; die Gewandung zur Hochzeit war fertig und sonst gab es im schweren Winter nicht viel zu tun. Unzähligemale des Tages öffnete sie den Schrank und sah nach, ob an den glatten weißen Linnen nicht etwa doch noch etwas zu machen wäre; schlechterdings nein, es war alles fix und fertig, bis auf das letzte Fädchen am Saum, bis auf das letzte Pünktchen an ihren roten Namensbuchstaben. So verwendete sie alle ihre Sorgfalt auf die Pflege des Vaters. Dieser träumte manchmal so hin, ohne zu wachen und zu schlafen. In der Nacht hatte er mehrmals laut nach seinem Gewehre gerufen und von einem großen schwarzen Vogel phantasiert, der draußen auf der Linde sitze. War er wach, so wußte er nichts davon, und war ihm leichter, so hoffte er auf das Frühjahr; wenn die Bäume junges neues Leben bekommen, wird auch dem Förster besser werden.

Manchmal kam eine Jugendfreundin ins Haus und bat Adam, daß sie ihr einen Blick in den Ausstattungsschrank tun lasse und fragte so ein wenig schalkhaft herum, bis wann man gratulieren dürfe und man würde doch auch eingeladen werden zu dem Ehrentage. Als die Ostern nahten, schrieb die Försterstochter nach Hamburg, was denn das sei? Ob er krank sei, daß er denn gar nichts mehr von sich hören

lasse. Sie fürchte sich vor Kranken nicht und werde ihr wohl nichts anderes übrig bleiben, als selber nach Hamburg zu reisen, um ihm beizustehen, falls er in einer Not wäre. So zuversichtlich war ihre Liebe noch immer, und, obzwar manchmal eine bange Ahnung ihr zitterndes Herz durchwehte, ein Gedanke, als könne der Bräutigam ihr untreu werden, wurde nicht wach. Ganz plötzlich mußte es kommen.

Am Osterdienstage war der Förster Leuthold das erste Mal nach langer Zeit wieder in das Freie gegangen. Adam wollte ihm seinen Lehnsessel hinaustragen unter die Fichten, das lehnte er ab, er wollte wieder einmal im Wilden sitzen. Auf den Stock einer vor etlichen Jahren gefällten Lärche setzte er sich und dort saß er auch noch, als gegen Abend die Tochter herauskam, um nach ihm zu suchen. Er saß vorgebeugt, in lauernder Stellung und stieß krampfhaft hastig die Worte aus: „Das Gewehr! Der schwarze Vogel ist da!"

Adam eilte, um sein Begehren zu erfüllen; als sie zu ihm zurückkam, lag er vom Stock herabgesunken auf dem Moose — er wachte nicht und er schlief nicht, er hub sachte an zu erkalten.

Niemand hatte bisher Adam in der wilden, tobenden Leidenschaft gesehen, in der sie sich jetzt zeigte. Sie riß den Vater heftig von der Erde empor, sie schrie ihm gellend seinen Namen ins fahle Angesicht, sie rüttelte ihn mit aller Kraft, sie schleuderte ihn wieder hin, sie rief den Forstgehilfen, daß er zum Arzt eile. Der Gehilfe wollte erst in das Haus gehen, um seinen Hut zu holen, darüber wurde sie aufgebracht und drohte ihn davonzujagen. Er blickte hin auf den starren Körper und sagte: „Der ist ja mausetot!"

„Dummkopf!" herrschte ihn das Mädchen an, „dieses Wort sagst du mir nicht mehr!"

Der Forstgehilfe holte den Arzt, der erst nach Stunden

eintraf, immer noch früh genug, um sicherzustellen, daß der Förster gestorben sei. Adam hatte den Toten selbst hineingetragen und auf sein Bett gelegt, hatte im Verein mit der Magd alle Mittel, die ihr einfielen, angewendet, um ihn von der vermeintlichen Ohnmacht zu erwecken. Endlich sahen sie es wohl, er gehöre auf das schmale Brett und nun leitete das Mädchen mit unheimlicher Hast die Aufbahrung.

Der Bote, welcher ins Kirchdorf geschickt worden war, um die Bestattung zu veranstalten und einen Sarg zu bestellen, brachte mit dem Sarge auch einen Brief nach Hause. Der Poststempel war Hamburg, aber die Adresse zeigte eine fremde Schrift. Adam ging damit in ihre Kammer und zögerte einige Augenblicke, den Brief zu öffnen. — „Mut!" sagte sie endlich, und der Umschlag war entzweigerissen.

Dieser Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Liebes Fräulein Adam!

In der angenehmen Voraussetzung, daß Sie sich wohl auch meiner noch ein bißchen erinnern werden, habe ich Ihnen die besten Abschiedsgrüße zu übermitteln von einem guten Bekannten. Mein Freund Moriz Bagemann hat im deutschen Konsulate zu Rio de Janeiro eine Stelle angenommen, ist vor einigen Tagen nach seinem neuen Bestimmungsorte abgereist und hat leider nicht mehr Gelegenheit finden können, Ihnen persönlich zu schreiben. Da es ihm nicht gelungen ist, seinen Plan, eines Landgutes wegen, zu verwirklichen, da er vielmehr in einen fernen, unwirtlichen Weltteil verschlagen worden ist, in welchem Sie, das Gebirgs- und Waldkind, wohl bald zugrunde gehen müßten, so betrachtet er in Ihrem Interesse das Verhältnis für gelöst, läßt Ihnen alles Gute, dessen Sie in Überfülle würdig sind, von Herzen wünschen und bittet Sie, ihm ein freundliches An-

denken zu bewahren, so wie auch ihm die Erinnerung an die lieblichste der Waldidyllen stets teuer bleiben wird.

Den Auftrag des Freundes somit als erfüllt betrachtend, zeichnet sich Ihr ergebener Erhard Beldeke."

Als es Abend ward, fiel es der Magd auf, die Adam schon eine Weile nicht mehr gesehen zu haben. Sie war doch nicht fortgegangen vom Hause, es harrten ihrer allerhand Obliegenheiten, und sie war nicht zu sehen. Als man an ihrer Kammer klopfte, war diese verschlossen, als man ihren Namen rief, folgte keine Antwort, und als man daran ging, die Kammertür zu erbrechen, fehlte dazu der Mut.

Am nächsten Morgen, als die Leute des Waldes sich versammelt hatten, um den alten Leuthold das letzte Geleite zu geben, war auch Adam wieder da. Sie war wortkarg und ernst, sie war ganz ruhig. Sie leitete die Begräbnisfeierlichkeit, hatte keine Träne, als man den Sarg aus dem Hause trug und hatte keine Träne, als man ihn in das Grab senkte.

Die Leute wunderten sich darüber. Welch eine Katastrophe seit gestern in dem Herzen dieses Mädchens vorgegangen war, das ahnte keiner.

Und die Wasser der drei Achen flossen immerfort; sie allein hätten ein Meer füllen können in den langen Zeiten, als das Dirndel schweigend litt.

Dort, wo aus flachen grünen Almen die Wilde Starr emporspringt, wo blumige Matten, erstarrtes Knieholz, beeiste Tümpel, Schutthalden, Felstrümmer und nimmerschmelzende Schneewuchten fast unvermittelt nebeneinander liegen, hart an der Felswand steht die Tafel: „Weg zum Hause". Ein hölzerner Handzeiger weist erbarmungslos das Gewände hinan, welches einst für unbesteigbar gegolten hatte. Eine Frau, heißt es, hätte die Unzulänglichkeit gebrochen. Das

Gewände ist nicht so glatt, als es von der Ferne scheint, es hat Runsen, stiegenartige Absätze und Vorsprünge und dazwischen und daneben und darüber hinauf ist sehr geschickt ein etwa meterbreiter Weg angelegt, teils in den Fels gegraben, teils in die Luft hinausgemauert, teils auch über Engschluchten mit Holzbrücken gebaut. In drei schlauen Windungen hat er den aufspringenden Felsstock überwunden und der Wanderer, der ihm vorsichtigen Schrittes gefolgt, ist endlich auf einer Hochebene, die so groß ist, daß bei Windstille der Juchschrei eines Älplers von einem Rande bis zum anderen kaum gehört werden kann. Diese Hochebene ist fast viereckig wie ein Tisch und springt nach drei Seiten in den angedeuteten Wänden ab. Nach der vierten Seite, gegen Mitternacht hin, starrt ein breitgegründeter, schründiger Felskegel auf, an dessen Hängen kein Pflänzchen, kein lockeres Körnlein sich halten kann, in dessen Spalten und Runsen der Schutt, der Schnee und das Eis liegt. Ein starrer Block, der ganz unbesiegbar zu sein scheint und auf dessen spitzigem Gipfel doch etwas wie ein goldener Stern hinausleuchtet in das weite Rund des Hochgebirges. Man sieht über den zackigen Hochwall der in der Runde blauenden Berge nur an wenigen Stellen hinaus in die Ätherfernen. Zu den Scharten der Pässe und Täler leuchtet die goldig schimmernde Luft eines südlichen Sommers herein, aber wie weit ist das, wie weit! Wenn man am Rande des Tisches steht, sieht man wohl hinab in dunkle Schluchten und Kessel, man sieht graue Felder liegen, an denen nur ein geübtes Auge unterscheiden kann, ob es Schuttlager oder Gletscher sind. Man sieht gegenüber den Schluchten das riffige Gefelse aufstarren, hoch an den Häuptern von flüchtigen Nebeln umraucht. Man sieht an den flacheren Ausböschungen der Berge den unendlichen Pelz des Gezirms, man sieht weiterhinab die Almen mit ihren lichten

Punkten, die nicht etwa weiße Schafe oder graue Rinder sind, sondern unbewegliche Almhütten. Lärchen-, Fichtenwälder, so tief sieht man nicht. Wo man den Fuß dieser Berge zu sehen glaubt, dort ist schon ihre Brust. Nur an dem einen merkt es der Wanderer, wie hoch er hier ist, an dem leichten Atemholen in der dünnen kühlen Luft. Man will aber wissen, daß auf der höchsten Bergspitze, wo der goldene Stern funkelt, das Atemholen für die Länge nicht mehr ganz so wohlig ist, als hier auf dem Tische; schon zu rasch soll dort oben die Lunge arbeiten müssen, und manchem Bergsteiger, der einige Minuten auf jener Spitze weilt, um die Gebirge dreier großer Monarchien und einer Republik zu schauen, fließt zur Nase ein rotes Tröpflein herab.

Zwei einzige Farben sind vorherrschend in dieser Gegend, das matte Grau, bei Sonnenschein von weißen Punkten und Tafeln unterbrochen, und das dämmernde Blau in der Ferne und des Himmels. Und fast ist es, als hätte das Licht der Sonne hier nicht die rechte Macht, als sei es zu sehr hingegossen in den unermeßlichen Raum, um sich auf einzelne Gegenstände vereinigen und denselben Farbe geben zu können.

Wer nun, den Felsenweg heraufgekommen, auf diesem Tische über die platten Steine und über den moosigen Sand und zwischen den wellenförmigen und auch scharfkantigen Steinerhebungen dahinschreitet, den Markstangen entlang die Richtung gegen den wüsten Bergkegel, der wird am Fuße dieses Kegels ein Gebäude stehen sehen. Es ist fast so grau wie all das Gestein ringsum, es hat zwei Reihen kleiner Fenster, es hat ein flaches, mit Steinen beschwertes Schindeldach mit mehreren Rauchfängen, es hat ein paar kleinere Nebengebäude und ein paar dunkle Wassertümpel. Bei einem derselben rinnt aus dem Felsen ein Brünnlein; dieser Tümpel hat am Rande eine dünnere Eiskruste als die anderen. Daneben ist auf

schwarzer Erde sogar ein Gärtlein mit kümmerlichen Alpensträuchern. Das Ganze ist eingefriedet mit einem rauhen Wall, durch dessen Scharten man aus- und eingehen kann.

Solches ist nun das Haus, zu dem uns die Tafel heraufgewiesen hat. Es ist aber kein Hospiz, denn als ein solches wäre es zu weit entlegen einer Straße; es ist keine Touristenherberge, denn als solche wäre die Ansiedlung zu weitläufig angelegt. Es ist „das Haus". In der Gegend weitum und auch draußen in der Welt weiß man, was unter diesem Hause zu verstehen ist. Es ist ein Haus für Leute, die nicht gesund und nicht krank sind. Es ist eine Zuflucht für solche, die einmal auf einige Zeit welt- und kulturflüchtig sein möchten und in den Wüsten leben, wie Gott sie erschaffen hat und wohin das schale Leben des Tages nicht dringen kann, wo man aber trotzdem schon am ersten Tage des Aufenthaltes anfängt, den kleinen Wünschen nach gewohntem Genusse zu frönen und so womöglich auch in der urheiligen Wildnis das schale Alltagsleben anzufangen. So ist der Mensch: Erst sucht er seinen alten Verhältnissen zu entkommen, und ist es ihm gelungen, allsogleich beginnt er wieder, in seinem neuen Kreise dieselben aufzurichten. Auf der Wilden Starr geht's aber nicht so leicht.

Gegründet wurde dieses Asyl für Weltflüchtige von einem Weibe, unter dessen Leitung es auch stand an dem Tage, an welchem der Erzähler den hohen Felsentisch betrat. Es war ein Weib von etwa fünfundvierzig Jahren, es trug das Gewand, wie es wohlhabende Älplerinnen haben in jener Gegend, des schwarzseidenen Kopftuches nicht zu vergessen, das sie turbanartig um ihr blondes Haar gewunden, der Goldkette nicht zu vergessen, die sie vielfach um den Hals geschlungen und mit einer breiten Schnalle vorne zusammengeschlossen hatte. Sie war stattlich und derbknochig gebaut, hatte ein

längliches, gebräuntes Antlitz, blaue Augen mit buschigen Brauen und um den ausdrucksvollen Mund den Schatten eines Schnurrbartes. In dem Wesen lag etwas Ernstes, um nicht zu sagen Herbes, und doch soll man sie nie zornig gesehen haben, aber auch selten lachend. Eine ruhige Strenge lag in ihr, mit der sie das Haus und das Gesinde regierte, und ein trockener Humor kam zum Vorschein, so oft etwas Außergewöhnliches war, irgendein Mißgeschick, oder wenn sie einen ihrer Untergebenen zu rügen oder zu strafen hatte.

Jetzt stand sie an den Stufen unter der schmalen Haustür und rief gegen eine Stallung hinüber: „Scholastl!"

„Ich habe jetzt nicht Zeit," antwortete die Stimme eines höckerigen und hinkenden Knechtes, der mit niederhängenden Händen träge heransiffelte.

„Scholastl!" sagte sie.

„Auweh, da bin ich ja schon," murrte er.

„Es müssen heute die Kisten und die Säcke noch von den Almen herauf."

„Das kann ich nicht tun, Dirndel, die Maultiere muß ich um den Wein schicken."

Sie stieg von den Stufen vollends auf den steinigen Boden nieder, trat dem Knechte vor das Gesicht und sagte leise und nachdrücklich: „Scholastl, die Kisten und Säcke müssen von den Almen herauf. Ich sag' dir's!"

Da trottete der Scholastl zum Stalle, geschierte mit Hilfe eines Jungen die Maultiere ein und fuhr hinab zu den Almen.

Der Scholastl, das war der Widerspenstige. Nie gehorchte er der Herrin auf das erste Wort; auf das zweite aber tat er alles mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, und der alte Scholastl, so einfältig er aussah, war ihre rechte Hand und der Eckpfeiler des „Hauses".

Über den Steinboden her fegte ein scharfer Wind und

schleuderte Sand an das Dach des Stalles, daß es knatterte. Etliche Gestalten, die vorhin im Freien auf Steinplatten und hinter schützenden Felsblöcken herumgesessen waren, huschten jetzt, in ihre schweren Mäntel oder Wollentücher gehüllt, gegen das Haus und ein schwarzbärtiger Herr rief der Hausfrau zu: „Mutter Adam! Wird's in diesem Jahre denn gar nicht mehr warm?"

„Es ist ja warm, Herr von Baltendorff."

„Das nennen Sie warm, Frau Adam? Prrr!"

„Mein lieber Herr, wärmer ist's auf der Wilden Starr nie gewesen und wird's auch nimmer werden."

„Dann will ich mir jetzt eine Flasche Rüdesheimer gestatten."

„Er möge Ihnen wohl bekommen. Ist Ihr Zimmer stets gut durchwärmt? Wollen Sie mir nur berichten, wenn etwas mangelt."

„Schönen Dank, Mutter Adam. Ich habe gar keine Klage. Nur wenn ich mir statt der Kerzen eine Lampe ausbitten dürfte."

„Dann hat die Marianna sie Ihnen ins Zimmer zu stellen vergessen. Jede Stube hat ihre Lampe. Es ist ja viel gemütlicher. Recht guten Tag, Herr von Baltendorff."

Damit ging sie zur Türe hinein, um in Küche und Keller nach dem Rechten zu sehen.

Wir haben den Namen Adam aussprechen gehört. Wenn wir die Frau genau ansehen, so fällt uns jetzt eine gewisse Ähnlichkeit auf. Wir täuschen uns wohl? Es ist auch zu lange her. Oder wäre es doch? — Ja, es ist Adam das Dirndl. Es ist die vom Försterhause an den drei Achen.

Als nach dem Tode des alten Leuthold ein anderer Forstwart ins Haus gekommen war, hatte dieser zu Adam dem Dirndel gesagt, sie möge nur bleiben, damit er nicht so allein sei. Sie hatte wirklich gedacht, noch einige Zeit im trauten Hause zu verbleiben, bis sich eine passende Stelle gefunden hätte. Nach diesem Worte des Forstwartes aber band sie eilends ihre Sachen zusammen und nahm einen Holzknecht auf, daß er ihre Habe davontrage. Wohin? fragte der Holzknecht. — An der kalten Ach entlang. — Bis zum Hochgebirge? — Ja. — Über den Schinderpaß? — Ja. — Ins jenseitige Land? — Ja. — Ins welsche Land? — Wie er wolle, ihr sei alles eins. — Bei den Brentelalmen aber ist sie geblieben, anfangs als Hirtin, später als Melkerin. In einem weiteren Jahre war sie Sennerin geworden über drei Hütten, die einem Großwirt gehörten unten zu Lungelstein. Mittlerweile ward es, daß immer mehr Fremde auf die Almen kamen und von diesen aus höhere Berge bestiegen. Da richtete der Lungelsteiner eine seiner Hütten mit Wein ein und anderem Zugehör, stellte ein paar Fremdenbetten auf und nun war die Adam Wirtin geworden, ohne daß sie es wollte. Die Dienstleute, die ihr beigegeben waren, nannten sie nicht anders als Adam das Dirndl, kam es aber darauf an, dann achteten sie in ihr die Befehlende. Damals schon war der Scholastl aufgetaucht, der war ein halber Krüppel und wurde, trotzdem er hinkte, als Bote verwendet zwischen Berg und Tal. Die Botengeherei wolle er nicht! sagte er oft, behielt sie aber doch und war verläßlich. Als die Almwirtschaft sich vergrößerte, forderte die Adam den Scholastl als Mitsorger und Mithelfer im Geschäfte; was nicht ihr Eigentum war, darüber wollte sie auch die Verantwortung nicht allein tragen. Der Scholastl sträubte sich, blieb aber oben und betrieb mit ihr die Wirtschaft unter Fleiß und Umsicht. So war es jahre-

lang gewesen, sie hatten ihren Mitgewinn, und als die Adam dem Scholastl einmal seinen Anteil ausfolgen wollte, sagte er ihr offen ins Gesicht, sie solle den Bettel behalten, ihn aber dafür gänzlich versorgen und verpflegen, denn arbeiten wolle er nicht mehr. Er war damals kaum vierzig Jahre alt, daher lachte sie ihn aus und befahl, daß er auf der Stelle die Lattichblätter abmähen gehe, die draußen um die Hütten herum sich so widerlich ausbreiteten. „Ah, versteht sich, ich werde dir deinen Lattich abmähen!“ gab er überlaut zur Antwort, „darauf kannst du lange warten!“ Nahm von der Wand die Sense und ging an die Arbeit.

An manchen Fremden, wie sie aus aller Welt hinaufkamen ins Gebirge, machte Adam das Dirndel eine besondere Erfahrung. Die Almen waren ihnen zu zahm und die Verpflegung nicht fein genug. Sie wollten die größte Naturwildheit und die größte Bequemlichkeit beisammen haben. Gischtende Wasserfälle und öligen Rheinwein, Gletscher und Federbetten. Schauerliche Abgeschlossenheit in den Hochwüsten und Telegraphenverbindung mit den großen Städten. So wollten es viele, und das gab ihr zu denken. Daß diese reichen und vornehmen Leute doch gar so sehr aus dem Gleichgewichte gekommen sind! Daß sie gar nicht mehr wissen, was sie wollen! — Der Arzt von Lungelstein kam öfters hinauf zu den Almhütten und beobachtete die Touristen und anderen Alpenfrischler, die da auf weiten Höhen so umherstrichen. Jetzt jauchzten sie, wenn auch mit dünneren Stimmen als der Weidbub', und waren voller Zufriedenheit und Glückseligkeit; im nächsten Augenblicke voll Mißvergnügen, Hoffart und Verzagtheit. — Das sind lauter Leute, die nicht gesund und nicht krank sind, sagte der Arzt einmal zum Dirndel, so werden sie unten in den Städten. Sie können nicht mit Freude arbeiten, nicht genießen, dafür sind sie nicht gesund

genug; sie können in keine Heilanstalt gehen, nicht in Eiderdunen liegen bleiben, dafür sind sie nicht krank genug. Schimmelig sind sie, den Weltschimmel haben sie, und ausgelüftet sollen sie werden. Sie möchten es, aber der Alpenwind ist ihnen nicht weich genug und so laufen sie bald wieder davon. Solchen Leuten sollte man da oben in der Wilden Starr oder irgendwo in der Ödnis ein Nest bauen, es leidlich einrichten und dann hinausschreien in die Länder: Heilanstalt für Nervöse! Unter sechs Wochen wird bei uns keiner gesund, mit sechs Wochen jeder! — Du solltest sehen Adam, wie sie kommen, bleiben und in der Tat frischer werden täten an Leib und Seele. Und es wäre kein schlechtes Geschäft! Der Wirt ließe sich die frische Luft gut bezahlen und der Kurarzt die Heilkraft der Natur. Ich wollte schon Kurarzt sein! Anderswo macht man es auch so, aber zu tief unten, zu alltäglich. Das tut's nicht, die Leute müssen ein anderes Umsich haben. Einen dreitausend Meter hohen Kurort haben wir noch nicht. Hätte ich Geld, so würde ich ihn gründen."

„Ich tue es auch ohne Geld," entgegnete nun Adam das Dirndel und schlug die Hände ineinander, daß es klatschte. „Ich tue es ohne Geld. Ich habe schon lange so etwas anfangen wollen. Recht viel schaffen, das ist meine Freude. Jetzt weiß ich's. Ich weiß auch schon einen Platz dafür. Ein großes Haus auf der Wilden Starr."

„Auf der Wilden Starr!" sagte der Arzt verblüfft nach. „Ja, ja. Aber es ist ein höllischer Berg!"

„Es wird grausam viel Geld kosten," rief sie. „Ich bringe es auf. In zwei Jahren steht's."

Und es ward so. Zwei Jahre nach dem hochgemuten Worte stand auf dem Tische der Wilden Starr das Haus. Wie sie es angefangen hat, so viel Geld und Vertrauen zu gewinnen, das ist uns nicht bekannt worden. Persönlich soll

sie in mehreren Städten gewesen sein, um vermögende Leute für ihre Absicht einzunehmen. Den Plan für das Haus, für die Bewirtschaftung desselben, für den Verkehr und die Verpflegung der Fremden hatte sie selbst gemacht und dabei die wichtigsten Neigungen und Wünsche der Vornehmen nicht übersehen. Am besten freilich, sie müßten da oben leben wie die Hirten, aber dann kämen sie nicht hinauf. Für behagliche Stuben, für Küche und Keller, für Bäder und Gesellschaftsspiele, für Bücher und Zeitungen, für Postgelegenheiten und sogar für einen Kupferdraht hinaus nach dem großen Marktflecken Lungelstein war gesorgt; alles weitere, daß die Gäste gesund und froh würden, war der Natur überlassen, die hier stets mit sehr rauher, aber wohltätiger Hand ihres Amtes waltet.

Für drei Sommermonate war die Anstalt berechnet, doch als sie Mitte Juni hinaufzogen, mußten manchmal fünf Männer über den Tisch hin stellenweise viel Schnee wegschaufeln, um zum Hause zu gelangen. Das Haus selbst war geschützt von dem Felskegel und hatte um seinen Wall junges Gras. Gleich am ersten Tage zogen allemal schon Kurgäste ein, denen freilich zwischen den feuchten Mauern trotz glühenden Ofens in der ersten Nacht grausam fröstelte. Zu Hause wären sie sicher sehr krank davon geworden, aber dieses Haus ist ja gebaut, auf daß man darin gesund werde, also litten sie es und wurden nicht krank. — Und Frau Adam, wie sie von den Gästen genannt wurde, sorgte für das Wohl der Leute und auch für das Geschäft. Die aufgenommenen Gelder zurückzuzahlen und die Anstalt noch zu vervollständigen, das war ihr Trachten.

Als es draußen in den Tälern die Bürgerssöhne hörten, daß im Starrgebirge ein außerordentlich tatkräftiges Dirndel sei, welches eine Ansiedlung gegründet, die man über hundert-

tausend Gulden schätzt, daß dieses Dirndel gar frisch und frei und auch sonst nicht übel wäre, da gingen ihrer manche hinauf, tranken Wein und huben an sehr artig zu sein mit der Hauswirtin, die von ihrem Gesinde schlechthin das Dirndel geheißen wurde. Aber dieses Dirndel hatte für solche Artigkeiten kein Verständnis, es blieb nicht lange sitzen neben den manierlichen Burschen, es ging zu sehen, ob den Herrschaften in ihren Stuben oder sonst was fehle, ging in die Vorratskammern oder hinaus in die Stallungen und regierte mit den Mägden, Knechten, Schweinen und Maultieren herum. Und als sie eines Tages der Großwirt von Lungelstein, der Witwer geworden war, in Züchten und Ernsten fragte, ob man sich wohl anfragen dürfe? und wie es denn wäre? und es hätte gar keinen schlechten Schick — da fuhr sie mit der flachen Hand über den Tisch, als sei Staub wegzuwischen und sagte: „Ah nein, das nicht. An so was denke ich nicht. Es muß so auch gut sein."

Nachdem sie einige Sommer schon so hingelebt hatten, im Winter zu Lungelstein, im Sommer oben im „Hause", nachdem der Knecht Scholastl, so wollte er geheißen sein, in allem die ausführende Gewalt war, so wie das Dirndel Adam die herrschende und die befehlende; nachdem der Knecht Scholastl immer noch störrisch war und dabei immer fleißig und klug, nachdem er immer seine eigenen Ansichten und Absichten hatte und immer die des Dirndels ausführte, trat er eines Tages zu ihr hin. Es war an einem Samstage abends, als gerade eine Anzahl Gäste angekommen war und mit Geschrei den roten Sonnenschein bewunderte, der auf den Felsen lag. Der Knecht hatte ein großes Bündel unter dem Arm und sagte: „Ich habe Feierabend gemacht, Dirndel, und habe zusammengepackt, und ich gehe jetzt."

Was das bedeuten solle?

„Mich vertreibt die Langweile. Alleweil arbeiten und alleweil arbeiten und gar keine Unterhaltlichkeit nicht. Und alleweil auf mich herschimpfen lassen, wo man eh Tag und Nacht trachtet.“

„Wer schimpft dich denn?“

„Du nicht, Dirndel, das muß ich sagen, gleichwohl ich just dir am wenigsten Gutheit tun kann. Aber die andern, die Herrschaften. Glauben, weil sie Trinkgelder geben, so können sie herschimpfen, wie sie wollen. Ich brauch' ihr Schimpfen nicht, und ich brauch' ihr Trinkgeld nicht. Ich bin kein Bedienter nicht, ich bin ein Bauernknecht und will mir einen andern Platz suchen.“

Wendete sich das Dirndel ihm zu, schaute ihn gelassen an und sagte: „Scholast, du bist dein eigener Herr. Du weißt es recht gut, daß ich mir auf der Stell' nicht zu helfen wüßte, wenn du fortgingest. Wenn du aber doch gehen willst, so halte ich dich nicht auf. Dein Geld kannst auch gleich mitnehmen.“

„Ist mir recht,“ antwortete der Scholastl; das Wort war gar nicht laut gesagt.

Sie führte ihn ins Zimmer und begann unter vielen Papieren und Geldnoten sein Guthaben hervorzusuchen und zu berechnen. Er stand da und starrte drein. Als sie das Geld über den Tisch ihm zuschob: „Ist es so recht, Scholastl?“ schlug er sich die Vorderarme ins Gesicht und hub an laut zu stöhnen.

„Was hast denn, Scholastl? Ist's dir zu wenig?“

„Mein Herz tut mir so viel weh,“ ächzte er.

„Daß du fortgehst?“

Er nickte bejahend mit dem großen struppigen Kopf.

„Narr, so bleib' da. Treibt dich ja niemand fort. Wirt=

schaften mitsammen weiter wie bisher und Grobheit brauchst dir von den Fremden ja keine gefallen zu lassen, wie ich mir keine gefallen lasse."

„Der Grobheiten wegen ist 's ja nicht," sprach er weinerlich.

„So fehlt dir sonst etwas?"

Er nickte mit dem Kopf.

„Also rede, um Gottes willen. Ich kann das Herumnebeln nicht leiden, und das sollst doch schon wissen, Scholastl, daß du mit mir reden kannst, wenn du ein Anliegen hast."

Jetzt fuhr er sich mit dem alten Lodenhut, den er in der Hand hielt, über die Augen und mit einer ganz gleichmäßigen Ruhe sagte er: „Am liebsten wär' es mir halt, Dirndel, wenn wir zwei zusammenheiraten täten."

Sie schwieg. Auf so etwas war sie nicht gefaßt gewesen. Der Knecht mit dem hohen Rücken und dem schimmeligen Haar will sie heiraten. Aber warum nicht? Ist sie denn gar so jung? Ist sie je einmal jung gewesen? Ist der Scholastl nicht ein braver Mensch? Hat er nicht sein gutes Teil beigetragen zu dieser Wirtschaft? Wenn es glaubhaft ist, daß junge Stadtdoktoren Försterstöchter heiraten sollen, so kann eine Wirtin ja auch ihren Knecht nehmen? — So dachte Adam das Dirndel. Und alles, was sie dachte, sprach für den Knecht, und alles, was sie empfand, sprach gegen ihn. Daher sagte sie nun mit sehr milder Stimme: „Scholastl, ich bin völlig erschrocken darüber, was du vorhin gesagt hast. Wie soll ich dir Antwort geben? Wenn ich heiraten wollte, warum sollte ich dich nicht nehmen? Aber ich heirate nicht. Daß du auch gerne etwas Eigenes hättest, kann ich mir vorstellen, und du findest gewiß die Rechte. Deswegen kann ich dich nicht halten und deswegen sei bedankt für deine Bravheit, und wenn du einen guten Freund brauchst, so trachte, daß ich dir einfalle.

Wenn du aber heute noch hinabwillst, so nimm eine Laterne mit dir."

Als das Dirndel so gesprochen hatte, stampfte der Scholastl mit seinem Fuße auf die Dielen; schleuderte seinen Hut zu Boden und knirschte: „Ein Hundsfott will ich sein, wenn ich fortgeh'! Dirndel, ich bleib' bei dir, so lang als du mich magst, und es soll weiter von nichts mehr die Red' sein."

Er ging zur Tür hinaus, sie legte das Geld wieder in die Lade zurück, und die Sache blieb beim alten.

Frau Adam war fast ununterbrochen tätig. Sie saß in ihrem Geschäftsgelasse, schrieb Briefe, ordnete Rechnungen, oder sie ging im Hause umher, gab Befehle, griff manchmal auch selber zum Waschlappen, zum Kehrbesen, zu einem anderen Werkzeuge, alles verstand sie zu handhaben. Und doch hatte sie noch Zeit, um hie und da bei einem der Gäste stehen zu bleiben oder sich zu ihm zu setzen, wenn er ihr sein Leiden klagte. Mancher, der erfolglos bei berühmten Ärzten gewesen war, legte seine Schmerzen und seinen Kummer nun fast demütig vor der Bauersfrau aus, und sie hörte stets aufmerksam und teilnehmend zu und sagte dann wohl auch, sie wisse zwar nicht, was das heiße, krank sein, aber sie könne sich denken, daß es nichts Gutes wäre; man müsse dem lieben Herrgott nur danken, daß er eine gute Luft und ein frisches Wasser erschaffen habe, und es würde schon helfen. Manchem, der es wünschte, ließ sie Tee aus Alpenkräutern kochen, oder gab ihm wohlriechendes Wachholderöl, daß er kranke Glieder einbalsamiere. Wenn dann der Arzt aus Lungelstein kam, erkundigte er sich bei ihr heimlich nach den Leiden und Neigungen der Kurgäste, traf danach seine Anordnungen, und die Kranken konnten sich nicht genug wundern über die Einsicht dieses menschenfreundlichen Doktors, und mancher wurde schon aus Artigkeit gesund.

Einmal hatte jemand die Vermutung ausgesprochen, daß in der Schnalle der goldenen Halskette, welche Frau Adam Tag für Tag umhatte, etwas verborgen sein werde. Die Schnalle habe nämlich ein kleines Fensterlein, welches mit einem Silberblatte immer verschlossen sei; wenn dieses Silberbalklein aber aufgehe, so könne man ein Bildnis sehen, aber weiter wisse man nichts. Daraufhin warf nun mancher sein neugieriges Auge auf die Schnalle ihrer Halskette, aber die war so glatt verschlossen, daß man denken mußte, es werde nichts sein.

Wer das alternde „Dirndel" so betrachtete, dem verging fast die Neugierigkeit. Zarte Neigungen und dergleichen konnte man sich bei dieser Person nicht recht vorstellen, sie war gar so hausbacken angelegt. Man fühlte sich in ihrem Hause unter einer guten Hut, und alles, was Empfindsamkeit und Leidenschaft heißt, schien fremd zu sein unter diesem Dache. Und diese gesunde Werktätigkeit, diese gelassene Ordnung, dieses uhrmäßige Walten regelte auch allmählich die Gemüter derer, die vor Erregung stetig gezittert, vor Langweile fortwährend gegähnt hatten, die vor lauter Müdigkeit nicht schlafen, vor lauter Reichtum nicht genießen konnten und vor lauter schönen Mitteln zum Glücklichsein lebensüberdrüssig worden waren.

Fünfzehn bis zwanzig Gäste waren immer da, die meisten aus weiter Ferne her, auch Engländer und selbst Amerikaner. Sie wurden miteinander gesellig, ja fast vertraut, sie gingen auf den Höhen umher, kletterten in den Felsen, stellten sich mit festgebundenen Kleidern hinaus in den Sturm, ließen sich ihre Bärte und die Falten ihres Gewandes mit Schneestaub vollstöbern, legten sich ein andermal wieder auf die Steintafeln in den milden Sonnenschein, beobachteten mit Grauen oder Entzücken die unermeßliche Gewalt der

Natur, betrachteten die Kleinheit und Kleinlichkeit der menschlichen Bestrebungen draußen in der Welt — gingen dann ins Haus, aßen, tranken und schliefen.

Draußen in der Welt war mittlerweile aber auch manches geschehen. Als nach dem großen Kriege gegen die Franzosen ein deutsches Reich auferstanden war, und dieses in der Weltlage manche Änderung hervorrief, guckte das Dirndel manchmal in eine Zeitung, ob nicht irgendwo etwas stehe von deutschen Konsuln in fremden Ländern, von ihrem neuen Wirkungskreise, von einer Abberufung des einen oder des andern in die deutsche Heimat, wo er dann Minister werden könne, oder von der Abdankung des einen oder des andern, worauf er dann etwa manchen Wunsch der Jugend verwirklichen und sich ein Landgut kaufen möchte. Es stand schon manchmal so etwas drin, aber das, was sie meinte, war doch nicht zu finden.

Bei Tische entspann sich unter den Gästen manchmal ein lebhaftes Gespräch über Deutschland und Frankreich, über neue Kolonien in Afrika, über Englands Seemächte, über Arbeiterstreiks und klerikale Trotzigkeiten, über Eisenbahnbauten und Weltausstellungen, sogar über Attentate auf Fürsten, über Selbstmorde von Königen. Adam das Dirndel hörte derlei Gespräche nicht gern. Wenn sie immer an solches denken, davon reden, da werden sie nicht gesund. Da hätten sie auch unten bleiben können. Manchmal setzte sie sich dann zu den Herrschaften, von denen sie allemal freundlichst willkommen geheißen wurde, weil sie auch gern fragten, wie der Barometer stehe. Da hub sie an und erzählte von Jägern und Wildschützen, von Gemsen und Steinadlern, von Lawinen und Gletschersprüngen, von Felsstürzen, vom Krachen des Eises, erzählte auch von tiefen Berghöhlen, von unterirdischen Seen und Lindwürmern, von wunderbaren

Luftgebilden auch, da mancher Beschauer hoch am Firmamente seine eigene Riesengestalt sehe oder ein ungeheures Schattenrad oder ein gespensterhaft in den Zenit aufragendes Kreuz. Und derlei Wunder. Wenn es ihr aber manchmal trotzdem nicht gelang, die Leute von ihren politischen Kannegießereien abzubringen, da ließ sie verkünden, im Keller sei Bier und Wein alle geworden und wer Durst habe, der möge Milch oder Wasser trinken. Und wenn dann manchmal grause Stürme das Haus umtobten oder schwere Hochgewitter ihre Massen von Wasser und Eis niederschleuderten auf das ächzende Dach, auf die schallenden Fensterläden, und wenn vor den Blitzschlägen die Mauern loderten und die Grundfesten wankten, daß die Herrschaften schier vergingen vor Angst — da lachte Adam das Dirndel heimlich in sich hinein und dachte, das wäre ihnen gar heilsam, das fege ein wenig den Welt- und Geldstaub weg von ihren armen Seelen.

Und also war es wirklich, daß mancher, der nach sechs Wochen hinabstieg, unten versicherte: „Es ist bisweilen ganz des Teufels da oben, aber just schlecht bekommen hat's mir nicht. Das Dirndel ist zwar eine grimme Herrin manchmal, aber ein seelengutes Weib. Und das Haus wird auch zu klein, im nächsten Jahre will sie dazu bauen. Sie macht dafür Pläne und wird, wenn's sein muß, mit eigener Hand auch die Steine dafür zusammentragen. Die kann alles, nichts ist ihr zu gering und nichts zu hoch. Die hektischen Männer, die da hinaufkommen, müssen sich vor ihr so lange schämen, bis sie gesund werden.

Eines Tages fragte Adam die Stubenmagd Marianna, was es denn mit dem jungen Menschen sei, der vor etlichen Tagen mit einem Handkoffer angekommen war und sich seither fast nirgends sehen ließ.

Ja, berichtete die Magd, der habe das Dachstüblein

Numero neunzehn genommen, wo man in die Starrwände hinübersieht, und sonst nirgends hin, und in diesem Stüblein sitze er Tag für Tag und tue nichts, als in Büchern lesen, manchmal in mehreren zu gleicher Zeit, und auf Papierblätter Worte und Zeilen und Ziffern hinschreiben. Sie habe ihn schon zur Red' angetrieben, aber er habe nur kurz oder gar nicht geantwortet. Sonst sei er freundlich, und wie ihr, der Magd, beim Ausfegen einmal unversehens der Schlüsselbund zu Boden gefallen, da habe er ihn dienstfertig aufgehoben und ihr in die Hand gegeben. Er sei gar nicht übel anzuschauen, und es wäre nur Schade um einen bildhübschen Burschen, daß er sich so ganz und gar in das Bücherwerk vernage. Das Essen lasse er sich auf seine Stube bringen, als Trank nehme er nur Wasser, und doch scheine er nicht arm zu sein, weil er eine Uhr von eitel Gold habe und am Finger ein Ringlein mit einem blitzenden Stern, der genau so anzusehen sei, wie nach der Beschreibung die Diamanten. „Und was er für feine Wäsche hat! Die Stiefel haben ein Loch bekommen auf dem steinigen Weg — sonst könnte er beinahe ein Prinz sein."

Der Frau Adam gab das zu denken. Sie hatte schon damals, wie der junge blonde Mensch mit den hellen Augengläsern und dem leichten Stadtgewande angekommen war, gedacht: Was will denn der Junge da? Der ist nicht hergerichtet, um Hochtouren zu machen, und daß er im Hause Heilung suchen wollte, darnach schaut er mir nicht aus. Ins Fremdenbuch hat er wohl seinen Namen geschrieben — M. Berghaus — und sonst nichts. Ob das nicht gar polizeiwidrig ist? — Vielleicht mag er nicht ausgehen, weil seine Stiefel schadhaft sind, oder es fehlt ihm sonst etwas, und er ist zu kindisch, als daß er sich bekümmern könnte. Sie beschloß selber einmal nachschauen zu gehen. Und eines Vormittags,

da der Himmel rein und ruhig über dem Gebirge stand und die Sonne mild warm niederstrahlte auf die grauen platten Steine, auf die braunen Moose und die kümmerlichen Steinnelken, die dazwischen wuchsen, stieg sie in die Dachstube hinauf, um dem jungen Menschen zu raten, daß er doch hinausgehe und den schönen Gottestag genieße. Da sah sie, er war schon hinausgegangen. Die Türe hatte er halb offen gelassen, die Bücher und Blätter lagen in großer Unordnung umher auf dem Tisch, auf dem Sessel, auf dem Bette, auf dem Fußboden. Der hat's not, daß er den dummen Mägden ihre Schlüssel aufhebt, der soll erst seine eigenen Sachen aufheben, dachte sie, und begann zu ordnen, weil es ganz wider ihre Natur war, einen Wirrwarr zu sehen oder auch nur in ihrem Hause zu wissen. Auf dem Tische lag ein offener Brief, der erst fertig oder auch noch nicht fertig geschrieben sein mochte. Die Aufschrift lautete: Lieber, teurer Papa!

Wenn ein Sohn an seinen Vater schreibt, da wird wohl nicht besonders viel Geheimnisvolles darauf stehen, das wird man wohl lesen können, das wird doch nichts Schlechtes sein. — Damit hat Frau Adam ihr fragendes Gewissen sehr geschickt beruhigt. Hierauf nahm sie das Blatt mit zwei Fingern sorgfältig auf und las den folgenden Brief:

„Lieber, teurer Papa!

Du wirst nicht wenig überrascht sein, diesen Brief von mir aus dem Hochgebirge zu erhalten, während ich gegenwärtig, wenige Wochen vor der Doktorprüfung, in München fleißig studieren müßte. Wenn ich Dir jedoch die Gründe auseinandersetze, so wirst Du mich hoffentlich sehr gerne entschuldigen. Aus Vergnügen bin ich jetzt nicht in die Alpen gegangen, aber unten war es mir ganz unmöglich zu studieren. Die Burschenschaften sind ja etwas sehr Fesches und ich preise mich für's Leben glücklich, einige Jahre dieses Studenten-

leben kennen gelernt und genossen zu haben. Doch wenn man studieren will, oder vielmehr muß, da ist's nichts, da muß man die Burschen, ihre Kneipen und Paukereien und lustigen Auffahrten und kecken Streiche fliehen; zehn Meilen weit fleckt nicht. Daß ich die Prüfung endlich machen würde, war wohl schon aus Selbstachtung geboten, denn das Geständnis, daß ich, lieber Papa, Dir zu Ehren einmal studieren wollte, könntest Du bloß für ein geschmackloses Attentat auf Deine Börse halten. So stieg der Fall, und ich erteilte mir zu München in der königlichen Stadt Zimmerarrest, um endlich einmal die Klappen durchzusimpeln. Aber ochsen, das verlangt nur der Banause und tut nur das Kamel, und ein Student, der studieren wollte, das wäre gar kein Student. Schon am zweiten Tage kamen die Brüder, um mich zu befreien. Weil sie die Türe einzubrechen drohten, so wollte ich Dir weitere Auslagen ersparen, daher öffnete ich freiwillig und ging mit ihnen fort. Nach einem scharfen Geknobel entfloh ich ihnen, in ein niederbayerisches Nest flüchtend, um dort mit Ruhe und Sammlung meine Studien fortführen zu können. Drei Fuchsen wurden aufgeboten, mich auszukundschaften, und binnen achtundvierzig Stunden war ich wieder in ihren Händen, im Konvent, wo wir tief in die Kanne stiegen. Bier und Bier und Bier und anderes auch noch. Wieder stürzte ich mich ins Leben, und mehrere Gefleckte wetteiferten, mir Truhen aufzumachen, so habe ich den schwarzen Philister von mir geworfen und bin neuerdings üppig geworden. Du denkst vielleicht, Papa, daß ich hernach in stillen Nächten Gewissensbisse gehabt haben würde. Nein, stille Nächte gibt es nicht bei den Kommilitonen. Stille Tage gibt es, wo man im dunklen Zimmer nichts hört, als den Kopf brummen. Und in einer solchen Stunde habe ich die radikale Abhilfe ersonnen, von der ich nun hoffe, daß

sie mich retten wird. Ein paar Tage früher, morgens, klopfte ein fremder Burschenschafter an mein Fenster: Ob ich der und der wäre? Ob ich wohl geschlafen hätte? Er sei schon lange auf, das Wetter sei sehr schön und ich sei übrigens ein dummer Junge. Natürlich mußte ich steigen, und den leistete ich mir nachher, und als ich ihm eine Tiefquart um die Wange geschmissen hatte, dachte ich: So ginge das denn fort, und das ist zu dumm. Dann rasch verkniffen. Ohne Deine Monatssendung abzuwarten, habe ich von dem Anerbieten einer Hyäne Gebrauch gemacht, das letzte Mal, Vater ich verspreche es Dir auf Ehrenwort. Mehrere Tage lang bin ich teils gefahren, teils, den Koffer voraus, zu Fuß gewandert. Mein jetziger Aufenthalt ist ein Bergplateau, welches an zweitausendfünfhundert Meter hoch sein soll. Hier steht ein großes Unterkunftshaus, wo man eine gute Verpflegung und Ruhe hat. Es ist das bekannte Haus auf der wilden Starr, Dir allein, Papa, sei mein Asyl anvertraut. Hier finden sie mich nicht. Seit neun Tagen friere ich in dieser Stube und ochse. Ich gehe nicht hinaus, niemand kümmert sich um mich und zu aller Vorsicht habe ich auch meinen Namen verändert ins Fremdenbuch geschrieben. Ich gehe nicht früher von hier fort, als bis ich in mir den Doktor fertig habe; in fünf bis sechs Wochen kann es der Fall sein. Denn hier, wo mich nichts zerstreut, als eine alte brummige Stubenmagd und das Pfeifen des Windes im Dache, hier ist das Studieren ein köstlich Ding. Ich weiß keine Zeit meines Lebens, Du glaubst mir's, Papa, wo ich mit solcher Leichtigkeit und Lust gelernt hätte, als hier. Geht es gegen Ende, dann will ich mir noch ein paar Hochpartien in dieser unbeschreiblichen einzigen Umgebung gestatten, ehe ich der Weisheit voll hinabsteige, wie Moses vom Berge Sinai, um mein Doktordiplom zu holen an der Alma mater zu München.

Nun, Papa, was sagst Du zu Deinem herrlichen Sohne? Wenn der einmal Kultusminister ist, was ehestens der Fall sein wird, der verlegt die Universitäten ins Hochgebirge, wo es nur Weißbier gibt, aber ein besseres als bei uns zu Hause in Berlin, weil es nicht aus schimmeligen Fässern, sondern aus stattlichen Kuheutern kommt. Ich komme Dir einen Ganzen, Papa! —"

Was ist denn nun aber das? fragte sich Frau Adam, als sie den Brief herabgenascht hatte, etweder ist der Junge ein ganz außerordentlicher Junge, oder es ist mit ihm nicht recht richtig. Einstweilen trachten wir hinauszukommen.

Sie befahl hernach, den jungen Herrn Berghaus recht gut und warm zu halten, ihm möglichste Ruhe und Bequemlichkeit zu geben, sein Bett, sein Gewand in bestem Stande zu halten, seine schadhaften Stiefel dem Schuster zu unterbreiten, zeitnächstens, wenn er sie nicht an den Füßen trage. Wenn er dann manchmal über den Gang schritt, zwischen den Zimmertüren dahin, oder wenn er gar draußen über die Steine munter hinsprang und dort gegen die Felswand gekehrt einen gellenden Schrei um den andern ausstieß, weil ihm der Widerhall Spaß zu machen schien, da schaute die Hausfrau ihm verstohlen nach, und wenn ich aufgefordert würde zu sagen, was sie in solchen Augenblicken gedacht hat, so glaube ich Bescheid geben zu können. — Das muß eine Freude sein für Eltern, einen solchen Sohn zu haben. Die Mutter muß weggestorben sein, weil im Briefe keine Rede von ihr ist. Armes Kind, so klug du auch sein magst. Nein, wenn du auch verstockt bist und keine Gutheit verlangst, so lange du in diesem Hause bist, soll dir die Mutter nicht fehlen.

Der junge Berghaus ahnte nichts von der besonderen Fürsorge, die man ihm angedeihen ließ, er empfand nur, daß es ihm gut ging, er fühlte sich frisch und heiter, und je un-

ordentlicher es in seiner Stube aussah, je geordneter ward es in seinem Kopfe. Im kühlen, sonnigen Alpenwinde reifte er der Prüfung entgegen. Und Frau Adam dachte bei sich: Wie doch alles verkehrt wird in der lieben Welt. Früher, wenn einer studieren wollte, hat er müssen vom Gebirge in die Stadt, heute wenn einer studieren will, muß er von der Stadt ins Gebirge gehen.

Als der junge Berghaus in diesem Alpenasyle eine Weile zugebracht hatte, trat er in das Gelaß, in welchem Frau Adam die Geschäftssachen in Bücher schrieb. Mehrere Pakete von Geldnoten hatte sie vor sich liegen und daneben eine Holzschüssel mit Gold- und Silbermünzen. Der Student fragte, wie es hier mit der Bezahlung des Aufenthaltes Sitte sei, ob sie vielleicht täglich geschehe, oder wöchentlich, oder zuletzt vor der Abreise?

„Das ist nach Belieben," antwortete die Frau, „am bequemsten für beide Teile ist es, wenn Sie die Rechnung vor der Abreise begleichen."

Berghaus meinte, es könne doch sicherer sein, wenn ein Studiosus wenigstens allwöchentlich die Leistungsfähigkeit seiner Börse bekunde. Bei Studenten müsse man vorsichtig sein.

Nach einem kleinen Schweigen sagte Frau Adam: „Sie mögen wohl recht haben im ganzen. Wer aber so redet, wie Sie, dem will ich trauen. In Geldsachen haben die jungen Herren ja noch eine Ehre." Gleichwohl überreichte sie ihm die bisherige Rechnung, er bezahlte sie und legte noch zwei Mark dazu.

Kaum, daß er in seiner Stube war, kam schon die Magd Marianna: „das Dirndel läßt sagen, um zwei Mark zu viel hätten Sie gezahlt."

„Die sind für die Bedienung."

„Trinkgeld nehmen wir keins, läßt das Dirndel sagen."

Er mußte die Geldstücke wieder zu sich nehmen, sprang nun aber auf etwas anderes und fragte: „Sagt mir doch, weshalb ihr die Frau immer das Dirndel nennt?"

Die Magd sann eine Weile nach und antwortete endlich: „Richtig wahr, das weiß ich selber nicht, da muß der Herr schon den Scholastl fragen, das ist der Hausmeier, der mit dem breiten Rücken. Soviel ich weiß, hat es der aufgebracht."

Und schon am andern Tage, als der Scholastl eine vom Sturme herabgerissene Dachplatte festnagelte und dabei zu einem Fenster hineinrief, das Dirndel möge ihm Eisennägel herausschicken, stellte der Student sich an die Leiter und fragte hinauf: „Wer ist denn die, das Dirndel?"

„Wer wird's denn sein? Sie wird's halt sein." Recht unfreundlich war's herabgebrummt. Der junge Berghaus ließ sich nicht abschrecken.

„Warum nennt ihr die Frau immer nur das Dirndel?"

„Warum sollten wir sie denn nicht das Dirndel nennen? Hab' sie halt als solches kennen gelernt und ihretwegen werd' ich mir keinen andern Schnabel einhängen."

„Aber auch die andern sagen es."

Der auf seiner Leiter hielt im Nageln ein und fragte herab: „Ist's was Schlechtes?" — Und während er wieder klopfte: „Bei uns daheim ist's halt der Brauch; ein Mann, der nicht geheiratet hat, heißt Bub'; ich kenne Buben, die hundert Jahre alt sind. Und ein Weibsbild, das nicht heiratet, bleibt's Dirndel. — So, jetzt wissen Sie's, und die Latte sitzt fest."

„Danke schön," sagte der Student und sah wieder nach seinen Büchern.

Als vier oder fünf Wochen so vorübergegangen waren, hub Berghaus an, öfter im Freien umherzuwandeln. Anfangs sah man noch häufig, wie er ein Buch oder ein Schreibheft bei sich hatte und unterwegs manchmal einen Blick hineintat, wobei seine Füße aber stets stolperten. Sein graues Wollentuch über die Schultern gelegt, ging er hinaus über den Tisch bis zu einem der Abgründe und schaute hinab. Es ist doch etwas anderes, so in der hohen Natur, als in der Bierkneipe. Es ist doch etwas anderes. Der Mensch in der Stadt, er versäumt sich selber. — Hat der Student das nicht gedacht, so hat er's gewiß empfunden. — Dann schaute er sich nach dem vielberufenen Edelweiß um, unten an den Wänden soll es zu finden sein. Wo es möglich war, da kletterte er hinab; wo es nicht möglich war, da wollte er wissen, ob es denn wirklich nicht möglich wäre. Es war auch da noch manchmal möglich. Einmal, als er wieder vom Hause fortging, hörte er hinter sich sagen: „Herr Berghaus!“ Stand die Hausfrau da, und als er sich zu ihr umgewendet hatte, sprach sie: „Ich muß Sie aufmerksam machen, daß Sie nicht dazu ausgestattet sind, zum Klettern. Wollen Sie hinab, so ist dazu ja der Weg vorhanden.“

„Ich will hinauf,“ sagte der junge Mann, gegen die starren Gewände des Kegels deutend.

„Dann werden Sie vom Pferdeknecht die Schuhe anziehen und vom Hausmeister den Lodenmantel und vom Scholastl den Bergstock nehmen, und der Eselsbub soll mit Ihnen gehen und den Steig weisen. Er ist neu hergerichtet worden, aber man darf ihm nicht trauen.“

Der junge Mann verneigte sich leicht und ging seines Weges. Etwas wie Trotz regte sich in ihm. Wie kann sie sich herausnehmen, ihm seine Spaziergänge vorzuschreiben, oder gar ihm das Gewand des Hausgesindes aufzu-

nötigen? Er wollte ihr demnächst zu verstehen geben, daß er schon selber wisse, was zu tun sei. Da kam ein kleiner Zwischenfall.

Der Student hatte sich sein Mittagsmahl immer noch auf die Stube bringen lassen, denn die teils mürrische, teils hochmütige, teils philisterhaft leutselige Gesellschaft, die bei dem gemeinschaftlichen Mahle zusammenkam, behagte ihm nicht. Am zuwidersten waren ihm ein paar bunt herausgeputzte Frauenzimmer, die von Ärzten auf den Berg geschickt worden waren, die mit jedem zweiten Worte versicherten, wie nervös sie seien, mit ihrer „Nervosität" ordentlich Staat machten und sich dabei girrend und bemutternd an den jungen Mann drängten, so oft er sich sehen ließ. Daher wich er ihnen aus. Eines Tages aber, nach Tisch, hörte er vom Speisesaal herauf einen Lärm von schreienden Stimmen, der so arg wurde, daß Berghaus hinabging zu sehen, was es gebe. Zwei Gäste, die dem Weine stark zugesprochen hatten, ein österreichischer Rittmeister und ein tadellos schwarz gekleideter Bayer, der sich als Ratsherr aus München ins Fremdenbuch geschrieben hatte, waren miteinander in Streit geraten. Der Bayer hatte den Österreicher bei der Tafel darüber angerempelt, daß dieser allemal die größten und besten Stücke aus der Schüssel nehme; worauf der Rittmeister entgegnete, er frage niemanden, was oder wieviel er essen dürfe, am wenigsten einen Falschmelder! Wurde der ohnehin sehr rote Bayer noch röter im Gesicht und fragte: „Falschmelder? wie das gemeint ist?" — „Ein Ratsherr sind Sie schon lange nicht!" rief der Rittmeister laut, „aber ein Radherr sind Sie. Vor einem Monate, wenn Sie sich gefälligst erinnern wollen, haben Sie auf Ihrer Mietdroschke einen Offizier vom Münchener Schloßplatze zur Bavaria hinausgefahren." — „Gewiß, das waren Sie selbst!" ver-

setzte der Bayer, „denn Sie haben mir damals mit einem gefälschten Markstück die Fahrt bezahlt.“

Das war natürlich genug. Sie gerieten zusammen, huben ein rasendes Geschrei an und waren auf dem Sprunge, einander zu erwürgen. Die Frauen kreischten, die Herren wollten beschwichtigen, bekamen aber ihren Teil. Nun stürzte der Scholastl, der Hausmeier, mit dem Ochsenziemer herein und schrie in überschlagener Fistelstimme: „Hier wird nicht gerauft, meine Herren! Hier ist es verboten, daß gerauft wird, meine Herren! Ich sag' es Ihnen das letzte Mal, meine Herren!“ — Das letzte Mal sagte er es freilich, weil er, vom Rittmeister veranlaßt, im nächsten Augenblicke vor der Türe draußen lag. Aber statt seiner stand jetzt Frau Adam da. Sie hatte keinen Ochsenziemer, sie erhob kein Geschrei, aufrecht und ruhig stand sie da, und als ihr Erscheinen den Streit für den Moment gedämpft hatte, sprach sie: „Was hat das zu bedeuten?“ — Kein Wort sonst, doch das war in einem Tone gesprochen, mit einem Blicke begleitet, welcher alle Leidenschaft lahm zu legen schien. Mit dumpfem Geknurre verzog sich der Bayer, mit einem dröhnenden Fluche der Rittmeister, und mit Beifallsgemurmel über die schneidige Hausfrau verließen auch die andern den Saal.

Der junge Berghaus hatte den Auftritt mit angesehen und bei solcher Gelegenheit ward ihm klar, daß gegen dieses Weib, vom Gesinde genannt das Dirndel, nichts anzufangen sei.

Hingegen stand er manchmal an der Küchentür und blickte hinein, wie die drallen Weibsbilder scheuerten, wuschen und kochten. Es war aber alles herb und barsch abweisend, wenn er ein artig Wörtlein sprach oder gar mit zartem Finger an irgendeiner Haarkrause, an irgendeinem Mieder etwas ordnen wollte. Da kam ihm manchmal zu Sinne, wie

wohl es hingegen unten auf den Almen bei den Hütten mit dem Menschengeschlechte bestellt sei.

Eines Tages hatte der Bote folgenden Brief gebracht:

„Lieber Morzl!

Von allen Studentenstreichen, die Du je ausgeführt, ist das weitaus der genialste. Vor den Saufbrüdern in das Hochgebirge zu entfliehen, um sich für das Rigorosum vorzubereiten! Junge, wenn Dir der Wurf gelingt, so wird Dir zum nächsten Herbste schon in unserem Parke die Ehreneiche gepflanzt, welche Du Dir als Zukunftsminister für Dein diplomatisches Meisterwerk, die Aussöhnung Frankreichs mit Deutschland, ausgebeten hast. Einstweilen wollen wir die beiden Reiche in bester Feindschaft nebeneinander bestehen lassen und trachten, daß wir Doktor werden. Bei Deiner mir bekannten und in anderen Dingen sattsam erprobten Energie kann es Dir nicht fehlen. Übrigens muß ich Dich, mein Sohn, aufmerksam machen, daß nicht bloß die Kneipe und der Fechtboden und der Prüfungssaal für den Studenten Gefahren bergen, sondern auch das Gebirge mit seinen Wildwässern und Abstürzen und Irrwegen. — Ich vermute, Du verstehst mich. Vergiß nicht, was Du Deinem Namen schuldig bist. Auch ich bin als junger Mann in den Alpen gewandert, gerade die Gegenden der drei Achen und der Wilden Starr sind mir bekannt. Mit reinem Schilde heim! Das war mein Wahlspruch. Nimm Dir an Deinem Vater ein Exempel. Wenn die Spätsommertage günstig sind und ich komme los — wer weiß, ob ich nicht an Deine ehrwürdige Gelehrtenstube klopfe im Hause auf der Wilden Starr. Auf Wiedersehen Dein Vater.

Berlin, am 20. August 188*."

Nun war der junge Herr wieder eine Weile unsichtbar.

Er verschloß sich in seine Stube und arbeitete. Das währte ungefähr eine Woche, dann trat er hervor. Seine Gesichtsfarbe war fast abgeblüht, aber sein braunes Auge blickte munter, und an seiner Stirne ließ er im Winde die Ringellocken flattern. Die Ehreneiche schien erworben zu sein.

Milde Herbsttage waren gekommen. Zwischen den Steinen standen Blümlein auf, zarte, duftende, auf schlanken Stengeln sich lieblich schaukelnde Blümlein. Die weißen Wolkenballen und das harte Blau und das trübe Nebelgrau des Hochsommerhimmels war in ein ruhiges, silberätheriges Licht übergegangen. Das Alpenrund schien weiter als sonst, die Berge schienen höher. Nur daß das Rund kein ganzes war, gefiel dem jungen Wandersmanne nicht. Im Norden ragte der massige Kegel und verdeckte gerade jene Himmelsstriche, die über dem fernen Vaterlande lagen. Von der Spitze des Berges herab funkelte der Stern, man glaubte fast, er gehöre zu denen des Himmels und ruhe tief in der unendlichen Ferne; er gründete sich aber auf dem Felsen, und Berghaus hatte ein Verlangen, einmal dort oben zu stehen, bevor er die Gegend verlassen mußte. Er ging fort, kehrte jedoch nach einer Weile wieder zurück.

Am nächsten Morgen trat er zum höckerigen Manne hin, der bei den Maultieren stand und die diesen aufgeladenen Kistlein und Fäßchen zählte. Er rückte zum Gruße den Hut, der Hausmeier merkte es nicht.

„Geht Ihr heute mit den Tieren hinab?“ fragte Berghaus den Scholastl.

„Heroben bleiben werd' ich nicht,“ knurrte dieser.

„Es ist schönes Wetter.“

„Na, alleweil wird's nicht schlecht sein.“

„Ich habe gehört, daß Ihr einen Bergstock habt!“

„Was soll ich denn keinen Bergstock haben?“

„Möchtet Ihr so gut sein und mir ihn borgen?"

„Ich borg nichts."

Solches war das kurze Gespräch zwischen den beiden. Der junge Berghaus ging seines Weges, und der Hausmeier ließ den täglichen Transport abtraben gegen das Tal.

Spät abends, als die Hausfrau noch durch die langen schmalen Gänge schritt, zwischen den Zimmertüren hin, und dann in die Vorratskammern und dann in die Küche, wie sie es gewohnt war, und als sie überall schon alles in Ruhe fand, ging sie auch noch hinaus zu dem Stallgebäude und rief den Namen Scholastl. Sehr bald reckte dieser den struppigen Kopf zum Fensterchen heraus, im Mondscheine gar gespensterhaft zu sehen.

„Scholastl, ist alles in Ordnung?"

„Warum soll's denn nicht in Ordnung sein?"

„Sind die Leute alle im Hause?"

„Da hätt' ich viel zu tun, wenn ich allnächtig nachzählen wollt'."

„Heut wirst aber doch müssen zählen, Scholastl."

„Das werde ich nicht tun, Dirndel."

„Das wirst du doch tun, Scholastl, und sogleich wirst du es tun!"

Sie wußte, daß ein weiteres nicht vonnöten war und ging in ihre Stube.

Kaum eine Viertelstunde währte es, so kam der Scholastl ihr nach und sagte: „Es ist alles in Ordnung, aber der junge Herr ist nicht da."

„Welcher junge Herr?"

„Nun, halt der junge Herr mit dem gelben Haar, der alleweil so mit den Büchern umgeht."

Sie hatte sich schon ins Bett gelegt gehabt, jetzt stand

sie wieder auf und stieg zum Dachstübchen empor. Da war heute die Kerze nicht angebrannt worden und das Bett nicht aufgeschlagen. Die Leute wurden zusammengerufen. Ein Knecht sagte, daß er am frühen Nachmittage den jungen Herrn über den Schutthang gegen den Kegel habe hinaufgehen sehen. Der Scholastl erinnerte sich jetzt, daß er von ihm den Bergstock hatte entlehnen wollen.

Als ob ein Feuer ausgebrochen wäre, so ließ Frau Adam Lärm blasen. Die Gäste kamen erschrocken aus ihren Kammern hervor. Bergstöcke, Haken, Stricke, Laternen und Fackeln wurden verteilt. Die Gäste mußten hinaus über den Tisch, hinter jede Steinkante, in jede Spalte schauen. Die Knechte mußten hinan den Felskegel. Viele Stimmen riefen den Namen des Vermißten. Es meldete sich nichts. Die Hörner gellten vielfach in dem Gewände, und nach einer Weile kam ihr Schall selbst von den fernen Bergen zurück, weiter meldete sich nichts.

Der Kegel stand im Mondlichte da wie eine blasse dreieckige Wolke, dort und da war in den Wänden eine rote dahinschwankende Scheibe, das war der Fackelschein der Suchenden. An verschiedenen Stellen und immer höher glitten diese Scheiben hinan, und die Hörner, die von dort herabklangen, hatten einen fernen, matten Ton. Nach zwei Stunden fing an der Bergspitze plötzlich der Stern an zu leuchten. — Sie hatten nicht hinaufgewollt. Wenn er abgestürzt ist, kann er nicht oben sein, und wenn er oben ist, so wird er nicht abgestürzt sein, das war ihre Weisheit. Das Dirndel trieb sie vor sich her den steilen, schwindelnden Steig. Und dort, wo der Steig scheinbar fast senkrecht eine Stufe ins Gestein geschlagen, hie und da eine Eisenklammer — da standen die Leute zur Seite und erklärten dem Dirndel offen, bei nächtiger Stund' stiegen sie da nicht hinauf. Ihr

Leben sei auch nicht weniger wert, als das des ungeschickten fremden Menschen.

„Wenn euer Leben so viel wert ist, dann bleibt nur herunten," sagte Frau Adam, „ich werde hinaufgehen."

Und sie stieg an wie ein Mann.

Als sie nicht mehr gesehen wurde, weil sie um den Felsenriff war, sprach der Scholastl: „Eine Schand' wär's doch!" riß dem Nebenstehenden die rauchende Fackel aus der Hand, faßte sie zwischen die Zähne und kletterte der Frau nach.

Als sie oben waren und der Fackelschein auf das vergoldete Kreuz fiel, welches vor Jahren der Alpenverein auf die Spitze des Kegels gepflanzt hatte, weil diese Spitze die höchste war im weiten Bergrunde, da fing von unten gesehen der Stern an zu leuchten.

Und als sie oben standen, der Scholastl und das „Dirndel", und auf der brüchigen, wildfurchigen und zackigen Bergzinne umherblickten und nichts sahen und schon wieder hinabsteigen wollten, da war unten im nördlichen Hange ein Schrei. Ein heiserer Schrei war ausgestoßen worden.

„Wir haben ihn, da unten liegt er," sagte Frau Adam und wenige Minuten später — sie wußte selber nicht, wie sie die Wand hinabgekommen war, wo man nicht gehen, nicht klettern, nur stürzen kann — stand sie neben ihm. Auf Schutt war er gefallen, auf demselben eine Strecke weiter gerutscht und in einer Felsspalte stecken geblieben. So lag er noch und konnte sich nicht helfen, weil ihm alle Glieder gebrochen waren, weil er halb betäubt und ohnmächtig war. — Es ist hernach ja besprochen worden. Der Blick von der Hochspitze über die Alpen hin ins blauende Land hinaus hatte ihn berauscht. Er wußte selbst nicht, wie es kam, lange war er oben gestanden neben dem ehernen Kreuzbilde, in der

heiligen Stille des Himmels, kein Lüftchen, kein Rauschen, kein Wünschen, kein Fürchten — nichts als seliger Frieden. Das Kreuz hub an sachte sich auf die Seite zu neigen, dann sprangen neben ihm die Felsen hinauf, Wand um Wand, immerwährend hinauf, dann war ein kühles Prickeln an Händen und Angesicht, dann war nichts. — Und wie er erwacht, liegt er in einem gar seltsamen Bette, vor ihm ein zackiger Fels, liegt eingeklemmt zwischen Steinen, das Gesicht zur Höhe gerichtet, wo die finsteren Wände niederstarren. Im Augenblick ist ihm, er habe weder Hände noch Füße, doch als er versuchen will, ob sie noch da sind, heben sie an grimmig wehe zu tun. Das weiß er schon, er ist abgestürzt und glaubt, er liege in der allertiefsten Schlucht des Gebirges, so lange, endlos lange hatte ihm der Fall geschienen. Dann denkt er, er müsse schreien, damit man ihm zu Hilfe komme, weiß später aber nicht, ob er wirklich geschrien hat. Dann ist ein ungeheurer Wasserfall, ein Brausen, daß kein Schrei vernehmbar ist, und die Hochwände stürzen als Wasserfälle nieder. Er tut den Mund auf, daß ein Tropfen hineinrinne, denn er ist so durstig. Vor seinem Auge in den Lüften ist ein dunkler Faden, der sich selber nachläuft, ein schwimmender Ring, der plötzlich als gerader Stab niederfährt. Ein Habicht? Ein Adler? Schreien will der Verunglückte, um das Raubtier zu verscheuchen, aber er hat keinen Laut. Endlich ist es sehr süß zu ruhen. Er ruht hundert Jahre so, er schläft und sieht doch immer das Felsungetüm, in das er geklemmt ist. Sein Fuß schmerzt bitterlich und der Schmerz hat die Gestalt des Felsens. Da fällt ihm sein Vater ein, der steht da, er hat aber die Gestalt des Felsens. Endlich kommt es ihm zu Sinn: das wird wohl Sterben sein. Das Jenseits ragt schon herüber, ein gespenstiges Ungetüm — es ist wieder der Fels. — Endlich ist dieses beklemmende Bild vergangen, es

ist nichts mehr als die Unendlichkeit. — Da leuchtet hoch oben ein roter Schein auf. Nun empört sich noch einmal das Wesen, er weiß kaum weshalb — und jetzt stehen Leute da mit einer brennenden Fackel.

Im ersten Schimmer des Morgens trugen sie ihn dem Hause zu. Als sie ihn ins Bett legten, fiel er sogleich in Schlummer; sie wuschen seine Wunden aus, sie legten Eis auf einzelne Stellen seines Körpers. Er schlummerte und atmete. Über die blasse Unterlippe ging eine große blutige Schramme, anders war sein weißes Angesicht nicht entstellt. Sie flößten ihm belebende Flüssigkeiten ein, sie rieben seine Stirne mit Balsam, oft beugte Frau Adam sich nieder zu seinem Gesicht, ob er wohl atme.

Gegen Mittag hub er an, die Züge des Antlitzes zu verzerren und zu wimmern. Er wachte auf, erkannte seine Lage sogleich und klagte, daß er ohne Arme und Beine, ein elender Krüppel, weiter leben sollte. Der vermittelst Kupferdrahts gerufene Arzt aus Lungelstein war auch schon da, er untersuchte den Verunglückten, fand eine Menge Quetschungen und sagte dann mit heller Stimme: „Herr Berghaus, ich kann Ihnen mitteilen, daß Sie nicht als Krüppel weiter leben werden, sondern als gesunder Mann. Ein Beinbruch oberhalb des linken Schenkels. Eine kleine Geduld, in wenigen Wochen ist er heil.“

Zu gleicher Zeit ging eine Drahtnachricht ab: „Berlin, Reichskanzler-Amt X. X. Wegen Überstauchung eines Fußes Aufenthalt verlängert. Auf Prüfung gründlich vorbereitet. Moriz.“

— — — — — — — — — — — — —

Die Dienerschaft des Hauses hub fast schon an zu zischeln, daß das Dirndel sich gar nicht mehr fortbringen lasse von dem Krankenbette des Studenten. Die Frau Adam

sagte: „Ich bleibe einmal sitzen. Unsereins hat schon mancherlei erfahren und weiß etwan auch besser Bescheid als andere. Wenn nur kein Fieber kommt!“

Das Fieber kam in der nächsten Nacht. Er plauderte von den hohen Wissenschaften und von der Ehreneiche und von Zweikämpfen und von Geldmäklern. Jäh zuckte aber auch ein schwarzer Fels, ein kreisender Raubvogel durch sein Gehirn. — Wenn es nicht bloß ein mütterliches Herz gewesen sein sollte, was da bei ihm Wache hielt, wenn es auch ein wenig ein anderes gewesen wäre, so hätte es hinhorchen müssen auf süße Geheimnisse, die dem Fieberkranken leicht entschlüpfen konnten. Aber so war es ja nicht. Mit Bangen legte sie ihre Hand leicht auf seine heiße Stirn, mit ängstlicher Sorgfalt zog sie die Oberdecke sachte von seiner Brust, wenn er glühte, und hüllte ihn mit beiden Decken wieder zu bis an die Schultern, wenn er fröstelte.

„Papa!“ rief er plötzlich mit so lauter Stimme, daß sie fast erschrak. „Komm doch, sieh dir das Dirndl an! Das ist gut — oh, Papa, das ist gut!“

Jetzt erschrak sie noch mehr, und wie sie den Schlummernden so anblickte, da ward ihr zum Weinen und hatte doch der Arzt versichert, es wäre keine Gefahr vorhanden.

Am nächsten Frühmorgen erwachte er und war erquickt und hatte frische Augen und genoß eine würzige Weinbrühe und wollte aufstehen; sein verbundener Fuß aber belehrte ihn eines Bessern. Frau Adam war zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen, kaum, daß sie sich das Gesicht gewaschen, das Haar geglättet hatte, welches beim wilden Klettern auf dem Kegel in Unordnung gekommen war. Auch die goldene Halskette war an der Schließe beschädigt, sie wußte es nicht oder achtete es nicht. Nun ging sie, ihre gewohnten Dinge zu besorgen und Befehle zu erteilen. Ab-

reisende Herrschaften begleitete sie hinaus bis vor den Steinwall, dort gab sie ihnen die Hand: Sie möchten sehr glücklich sein in der schönen Welt. Habe es ihnen gefallen in ihrem Hause, so sollten sie einmal wiederkommen, habe es ihnen nicht gefallen, so sollten sie denken, sie seien auf dem hohen Berge halt unseres Herrgotts Kostgänger gewesen.

Als sie wieder zurückgekehrt war ins Haus, wollte sie sich schlafen legen, ging aber doch noch einmal zu dem Kranken, um zu sehen, wie er sich befinde. Und bei ihm blieb sie lange sitzen. Sie waren in ein Gespräch gekommen. Der Student hatte die Äußerung getan, es wäre doch nicht übel, wenn jetzt sein Vater käme. Erstens, damit er da wäre, und zweitens, damit er sehe, wie alles auf gutem Wege sei.

„Ihr Vater ist wohl weit weg?“ fragte Frau Adam, „gar in Berlin, habe ich gehört. Wer ist er denn, daß er nicht kommen kann?“

„Er ist Beamter im Reichskanzleramt und könnte auch kommen, wenn es nötig wäre.“

„Und von Ihrer Mutter sprechen Sie nicht, Herr Berghaus?“

„Ich habe keine Mutter.“

„Früh gestorben?“

„Sie ist eine Amerikanerin und lebt in England.“

Diese Antwort hatte ihre Neugierde erst recht erweckt, allein sie fühlte, hier durfte nicht weiter gefragt werden.

Nach einer Weile des Schweigens sagte der junge Mann: „Wenn ich eine Mutter hätte, da wäre es ganz anders.“

Mit Teilnahme neigte sie sich ein wenig gegen ihn, dann wendete sie sich rasch ab und murmelte: „Es hat halt jeder Mensch sein heimliches Kreuz.“

„Frau Adam!“ sagte Berghaus auf einmal lebhaft.

Sie neigte sich ihm wieder zu.

„Frau Adam, ich bitte, wie kommen Sie zu diesem Bilde?“

„Was meinen Sie für ein Bild?“

„Das Sie in der Broche Ihrer Halskette haben.“

„Dieses Bild geht niemanden was an,“ war ihre kurze Antwort.

„Es ist das Bild meines Vaters,“ sagte der Student.

„Das wäre! Daß Sie wieder anfingen zu phantasieren!“

„Es ist meines Vaters Bild,“ wiederholte der Student, „es ist aus seiner Jugendzeit, ich besitze davon ein anderes Exemplar, wenn Sie in meinem Taschenbuche nachsehen wollen.“

„Sie täuschen sich, Herr Berghaus.“

„Nein, Frau, ich täusche mich nicht. Ich habe es ganz genau gesehen, es ist das Bild meines Vaters.“

Sie rückte den Stuhl, auf dem sie gesessen war, sie ging ans Fenster, ob es wohl geschlossen sei und kein schädlicher Luftzug hereinkomme. Dann sagte sie wie ganz nebenbei: „Es mag ja sein. Ich weiß nicht, wem die Kette einmal gehört hat, ich hab' sie von einem alten Juden gekauft. — Und jetzt gehe ich, der Arzt sagt, Sie sollen Ruh' haben. Wenn Sie etwas wünschen, so ist hier die Glocke.“

Sie ging in ihr Zimmer, schnallte die Halskette ab, sah den Schaden: es war das Silberblättchen weggebrochen von dem Bilde. Nun zitterten ihr die Glieder, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte. Dann warf sie sich aufs Bett und hub an zu schluchzen. Den ganzen übrigen Tag blieb sie in ihrer Stube, und die Tür war verschlossen.

Von diesem Tage an wurde bei Frau Adam die Halskette nicht mehr gesehen. Täglich ein paarmal ging sie nachsehen zum verwundeten Studenten, hielt sich aber nur mehr kurz bei ihm auf. Den Arzt fragte sie mit sehr gleich-

gültigem Tone, wie es um den gebrochenen Fuß stehe, aber sie fragte jeden Tag.

Und sie wurde jeden Tag um dasselbe befragt vom Scholastl. An keinem Gaste hatte der Alte je eine solche Teilnahme bezeugt, als an dem kranken Studenten.

„Ich hätte ihm ja den Bergstock gern geborgt, daß er nicht verunglückt wär'," gestand der Scholastl, „aber er hat ihn nicht genommen."

„Hast du ihm den Stock angeboten?" fragte Frau Adam.

„Das nicht, er hat mich drum ersucht."

„Und nachher nicht genommen? Ich weiß es schon, Scholastl —!"

„Du gehst auch noch gegen mich, Dirndl!" brach der Alte los, „wo ich mir eh nimmer zu helfen weiß vor lauter Reu und Leid!"

„Ich hab' ja nichts gesagt, Scholastl."

„Aber gedacht hast es, daß ich nein gesagt hab'. Das kann ja sein, der dumme Mensch hätt' ein zweites Mal fragen sollen. — Und jetzt geht alles gegen mich los, und daß ich ein Lumpenkerl bin, der die Schuld hat, daß er gestürzt ist."

„Wer sagt denn das?"

„Ich sag's. Ihr denkt euch's nur, ihr falschen Leut' alle miteinander, und er kann's ja haben, mein Geld, wenn er ein Krüppel bleibt, und du kannst mich ja fortschicken, kannst mich einsperren lassen, tu's, tu's, ich bin nichts anderes wert!"

Er hub an laut zu grölen, sie tröstete ihn und daß dem Studenten, wie er gestürzt, kein Bergstock hätte nützen können. „Wenn du dir bei dieser Gelegenheit aber etwas vornehmen willst, Scholastl, so gewöhne dir die närrische Gewohnheit

ab mit deinem Neinsagen, wo du doch allemal das Gegenteil meinst, weil du ein guter Kerl bist."

„Dirndel, ich nehm' mir's für, ich versprech' dir's, von mir sollst mein Lebtag kein Nein mehr hören, mein Lebtag keins. Aber," fuhr er knurrend fort, „das kann ich dir wohl sicher sagen, Dirndel, alle meine Nein miteinander haben dir nicht so weh tun können, als mir das einzige, das du einmal hast gesagt."

„Ist schon recht, Scholastl. Es wird kalt. In einer Woche siedeln wir hinab, und du sollst jetzt die Kisten zusammennageln gehen."

„Versteht sich, ich werd' just die Kisten zusammennageln gehen!" entgegnete der Scholastl. „Soll's der Franzel tun! Ich werd' nicht der Narr sein." Ging und nagelte die Kisten zusammen.

An dem nämlichen Tage, als zwischen der Frau Adam und ihrem Hausmeier das angedeutete Gespräch geführt wurde, kam auf einem Maultiere ein graubärtiger Herr den Felssteig heraufgeritten. Er kam ins Haus und verlangte sofort zum Studenten Moriz Vagemann.

„Wir haben keinen Studenten Vagemann," lautete der Bescheid einer Magd.

„Führt den Herrn nur auf Nummer neunzehn!" rief Frau Adam vom Gange her, „dort wird der Rechte schon sein."

Nun stand der Vater vor seinem Sohne, der auf dem Bette saß.

„Moriz," sagte er, „es ist doch schlimmer, als du berichtet hast. Aber die Angst kam mir erst jetzt den Berg herauf, als ich die wüsten Wände betrachtete. Wie ich sehe, bist du jedoch ganz wohl versorgt."

„Papa, in diesem Hause ist eine Frau. Was die an mir getan hat, eine Mutter könnte nicht besser sein."

Als Baron Bagemann nach der Hausfrau verlangte, da hieß es, sie lasse sich entschuldigen, sie sei unpaß.

Noch an demselben Tage trafen sie sich auf dem schmalen Gange, nahe an einem Fenster. Sie blieben voreinander stehen und schauten sich an.

„Ja, ja, Herr Moriz,“ sagte sie endlich leise, „ich bin derweil ein altes Weib geworden.“

Als diese Worte kalt und hart gesagt waren, ging sie vorüber.

Er war vor einem solchen Wiedersehen fast erstarrt. Endlich schritt er ihr nach, die Treppe hinab und in den Hofraum hinaus. Dort stand sie bei dem alten höckerigen Manne.

„Es ist ja alles gut, Herr Baron,“ sagte sie. „Es geschieht, wie es unser Herrgott haben will. Und mein bester Kamerad,“ sie wendete sich zum Scholastl, „ist der. Und wird's wohl auch bleiben. Und Ihr Herr Sohn ist gottlob soweit, sagt der Arzt, daß er reisen kann.“

Bevor sie aber abgereist sind in die ferne Stadt, hat Baron Moriz Bagemann doch noch Gelegenheit gefunden, ihr die Worte zu sagen: „Seit jenem Scheiden aus dem Forsthaus an den drei Achen ist wohl kein Tag vergangen, an dem ich nicht deiner gedacht habe. Allein ich bin dem Drucke der Verhältnisse unterlegen, und ich habe das auch gebüßt. Daß du noch einmal so edel in mein Leben getreten bist, gleichsam als die vom Himmel gesandte Mutter meines Kindes — ich habe es nicht verdient, aber es ist mir ein Segen für mein nahendes Alter. — Wenn ihr in den nächsten Sommern wieder auf diesem Berge sein werdet, darf mein Moriz manchmal kommen?“

Bei diesen Worten hatte sich Frau Adam abgewendet; sie wollte, sie durfte es nicht zeigen, wie nahe es dem Frauen-

herzen ging. Sie neigte auf seine Fragen nur flüchtig mit dem Kopf, ging zum Fenster und rief sehr scharf hinab: „Scholastl! Zähme die Maultiere auf!"

„Jetzt hab' ich keine Zeit!" knurrte der Alte, ging hin und tat's.

— — — — — — — — — — — — —

Der Sohn ist im nächsten Sommer noch einmal gekommen, dann trat er in den Staatsdienst und hatte keine Zeit mehr für das Hochgebirge. Hingegen wohnt im Hause auf der hohen Starr allsommerlich ein alter Herr aus Berlin. Und so heimlich ist ihm dort geworden, daß er halb im Spaß und halb im Ernst eines Tages der Hausfrau die Frage stellte, ob sie die einst so gründlich aufgeschobene Hochzeit nicht am Ende doch noch halten sollten miteinander?

Als Antwort reichte sie ihm die Hand: „Ich weiß es, Moriz, du hast nicht anders gekonnt. Jetzt können wir auch ohne Hochzeit beisammen sein und ich bleibe, was ich so lange Zeit gewesen bin — Adam das Dirndl."

Die Harfe im Walde.

Die Gegend ist fremd, der Wald ist finster und abendlich, die Wege verrinnen in den Schluchten, an den Hängen, in den Dickichten — und wir haben keine Zuflucht. Über den Almen und Felswänden hängen die Wolken, die schweren, hochsommerlichen Wolken. Die Bäume wagen sich nicht zu rühren, denn in ihren Zweigen schlafen die Vögel.

In den Tiefen rauscht der Waldbach; — wenn in den Tiefen so sehr der Waldbach rauscht, sagen die Leute, dann kommt ein Sturm.

Wir wollten hinüber zum Kirchlein des heiligen Hubertus, das im Walde steht und den Waldleuten am Tage des Herrn als Versammlungsort dient. Nun ist keine Zeit dazu. Laßt jetzt auch das Suchen nach Himbeeren und Alpenrosen — es fallen schon die schweren, eiskalten Tropfen.

Ein mattes, plötzliches Hinleuchten zwischen den Stämmen — da beginnt es hoch oben zu rollen, rauh und schwer, wie das Aufatmen des Himmels, dem der Alp auf der Brust sitzt. Jetzt werden die Bäume wach. Sie schlagen mit den Ästen um sich, das Gevögel schreckt auf. Der Wald rauscht, hoch in den Wänden tost der Widerhall — über den Wipfeln kreist der Habicht, der bringt den Sturm.

An uns Eilenden huscht ein Mann vorüber, eine schwarze, verwilderte Gestalt mit einer Flinte. Plötzlich steht er wie gebannt, lauert, kauert sich zu Boden und richtet den Lauf des Gewehres in die Luft. Wie von seinem glühenden

Auge entzündet, kracht der Schuß — aus den Lüften nieder stürzt der Habicht. Das Tier fällt an den Bäumen langsam von Ast zu Ast herab und bleibt endlich hängen über dem Haupte des Schützen. — Am Felshange fliegen die Wolken herab. Der Mann klettert auf den Baum wie eine Wildkatze, faßt mit den Zähnen den toten Vogel, springt zur Erde und eilt durch Wald und Wettersturm der Hütte zu.

Die Hütte steht zwischen uralten Fichten; vor derselben sind rauchende Kohlenmeiler, der Bretterbarren und der Ziegenstall; hinter ihr der brausende Bach.

Und aus dieser finsteren Hütte schimmert zu den kleinen Fenstern Licht heraus in die große, wilde Welt. Die Türe ist verschlossen, der Mann rüttelt: „Kilian! Mach' auf, die Räuber und Mörder sind da!"

„Erschreck' du einen andern", sagt hierauf eine Stimme von innen, „ich kenne dich wohl, du bist der Hans."

„Und darf der Hans in dieser Nacht bei dir sein?" fragte der Ankömmling. Die Türe ging auf, der Kohlenbrenner stand da und sagte: „Bist gern gesehen."

„Sollst es nicht umsonst tun, ich geb' Dir ein paar Pfeifen Tabak."

„Die paar Pfeifen Tabak nehme ich," sagte der Kilian, „aber für das Dableiben wirst nichts schuldig. In so einer ungestürmen Nacht ist's kurzweiliger, wenn zwei sind. Die Brautleut' sind nach Feichtau gegangen und noch gar nicht daheim, die stecken sich bei dem Gewitter heilig unter einen Tannenbusch."

Der Köhler, der das sagte, war eine große, derbe Gestalt, deren Gesichtszüge unter dem dichten Kohlenruß kaum zu erkennen waren. Seine Augen schauten offen und sanft. Er stak in einem weiten Lodenkittel, die Schenkel umspannte eine verschlissene und versengte Lederhose, vom Knie abwärts

waren die Füße nackt bis auf die Holzschuhe. Er warf Äste und Kohlen in sein prasselndes Herdfeuer, welches den vorderen Raum der Hütte durch den Rauch mit flackerndem Rot erhellte. Zu Fuß des Herdes war ein beweglicher Holzbalken, und so oft der Mann auf denselben trat, sprühte und lohte das Feuer in heftiger, blauer Flamme auf. An der berußten Holzwand hingen unter Haus- und Küchengeräten große Hämmer, Zangen und Hacken, und neben dem Herde stand ein kleiner Amboß.

Der Köhler ist hier auch Schmied. Er schmiedet den Holzleuten im Edelwalde ihre Äxte, Beile, schärft ihre Steigeisen und Sägen — er ist der Geschicktesten, Fleißigsten und Wichtigsten einer im Walde. Auch ist ihm was dafür geworden.

Hinter seiner Werkstatt und Küche — das ist eins — hat er eine recht geräumige Stube, da drin steht ein halb Dutzend Lehnstühle um einen langen Tisch herum. An der Wand sind Reh- und Hirschgeweihe, von denen des Köhlers Töchterlein seiner Tage meinte, sie wären aus dem Holze herausgewachsen. In der Tischecke ist das übliche Heiligtum — ein rauhgeschnitztes und hellbemaltes Muttergottesbild. Darüber ist allweg ein Kranz von Tannenzweigen oder Preiselbeersträuchern gewunden, im Frühjahre auch von Eriken, im Sommer von Farnkräutern und Alpenrosen, im Herbste aus Enzianen und Edelweiß — im Winter schmiegt sich ein kunstvolles Gewebe von farbigen Moosen um des Hauses Heiligtum.

In dieser Stube treibt Kilian ein drittes Gewerbe. Dort im rauchgeschwärzten, aber reichgeschnitzten Kasten — der ist aus alten Tagen, heute schnitzt man weder in den Städten, geschweige im Walde so kunstreiche Möbel — stehen große volle Flaschen und ringsumher, wie durstige Zicklein um die Mutter, kleine Trinkgläser.

Agnes, des Köhlers Töchterlein, ist in den Herbsttagen durch Gehege und Geschläge gegangen, hat Vogelbeeren und andere Beeren und Steinobst und Gewurzel gesammelt, und der Vater hat neben den Meilern einen kleinen Ofen gebaut, einen Tonkessel mit langem Rohre darüber eingemauert und in diesen Kessel die Waldfrüchte getan, hat alles fest verklebt und verschlossen, darunter Feuer gemacht, vor das Rohr eine Flasche gestellt und gerufen: „Jetzt, wenn ein guter Geist drinnen ist, so komme er heraus, ich beschwöre ihn!" —

Also ein Geistesbeschwörer? Nein, ein Branntweinbrenner. Aus dem langen Rohre begann es vorerst zu dunsten, dann zu tropfen und endlich floß ein helles Brünnlein in die Flasche. Das war Kilians drittes Gewerbe.

Und wenn dann die Holzer, die Pecher, die Hirten, die Wurzner und Kräuterer, die Jäger und auch die Wilderer kamen, so setzten sie sich an den Tisch und redeten von Dem und Dem, was da im Walde war und nicht sein sollte, oder nicht war und sein könnte, oder auch was recht war, daß es war, oder recht war, daß es nicht war. Kam dann allemal der Kilian herbei und fragte: „Mögts einen?" Und sie darauf: „Gib her einen."

Dann schlugen sie für das funkelnde Gläschen auf den Tisch die Münze hin, so fest, als wollten sie dieselbe vor dem Weggeben noch in Holz abprägen. Und das Wirtsgeschäft war Kilians viertes Gewerbe.

In der Köhlerhütte, Schmiede, Branntweinbrennerei und Schenke ging's denn auch immer recht lebhaft zu. Da saßen sie stundenlang, nächte-, ja oft tagelang zusammen, die rauhen wildbärtigen Wäldler; jeder hatte sein Griesbeil neben sich lehnen und in der rechten Hosentasche ein langes, blitzendes Messer stecken. Manchem davon wäre auf entlegenem Waldweg nicht gut begegnen, sagen die Jäger. Der

rechte Waldmensch mag unter allen Raubtieren den Jäger am wenigsten leiden. Der schießt ihnen den Braten vor der Nase weg und läßt, wenn er kann, die so Benachteilten noch einsperren. Der Wäldler beichtet und betet, arbeitet und fastet, ist ein guter Kerl, aber dem Jäger trotzt er bis aufs Messer. Gegenseitig mögen sie sich aus purem Jähzorn erschlagen, aber den Jäger morden sie mit Vorsatz. Wildschützen sind sie, und ginge es um Erd' und Himmel.

Jetzt, da Kilian den Hans in die Stube führte, war sie leer. Der Köhler nahm dem Gast die Flinte ab und verbarg sie unter einer Diele des Fußbodens.

„Magst einen, Hans?"

„Hast einen rechten Beißer, so gib ihn her."

Der Köhler steckte einen brennenden Span in den dazu bereiteten Wandhaken, brachte Schnaps und sagte: „Ich glaube schier, du hast dir heute keinen verdient".

„Weswegs meinst das?" fragte der andere.

„Weil du nichts, als wie den Wettergeier bei dir hast."

„Glaubst du", sagte der Hans, „man fängt die Rehböcke und Gemsen so unter den Steinen heraus als wie die Regenwürmer? Ei ja, wenn diese kreuzverfluchten Jäger nicht wären! Aber heut' sind sie dir wieder den ganzen Tag im Wald herumgestreift wie wütige Füchse. Und wenn einer einmal so Jahr und Tag im Kotter sitzt, wie ich, nachher fährt er nicht mehr so hitzig drein. Probier's nur selber. Wär' dir heute recht gut zu Schuß gekommen. Steht so etlich sechzig Schritt vor mir ein Vierzehnender, ein sakrisch Tier! Ich mich gleich hinter den Busch niedergelassen und zur Wange fahren, ist das erste. Paff! schnalzt es auf der anderen Seite und der Bock stürzt hin. Vermaledeit! denk' ich — grad daß ich nicht geflucht hab' — muß ein Jäger da sein. Sehe ich

auch schon den Franzinger, wie er dem Tiere zuläuft. Jetzt, Franzinger, jetzt kommst mir zurecht, denk' ich, jetzt zahl' ich, daß du mich in den Arrest hast geschickt! — und leg' den Finger an den Hahn. Weiß der Teufel, wie mir jäh sein Kathel einfällt und die Kinder, zittert mir der Finger am Hahn. — Kathel, denk ich, dich hab ich einmal gern gehabt, und ist dir auch der flott' Jägerbursch lieber gewest wie der arme Hans, ich trag dir's nicht nach, ich hab dich einmal gern gehabt. — Und schieße nicht. Bin durch den Anwachs gefahren, als hätte ich das wilde G'jaid hinter mir. Was schieß' ich heut', daß mir die Kugel im Rohr nicht faul wird? Da seh' ich den Geier und brenn' ihn herab. Sollt' eigentlich der Franzinger sein. Magst ihn haben, Kilian, nagle ihn auf deine Hauswand, wenn du willst, nur die paar Federn behalte ich mir, und noch was."

„Ein sauberer Vogel", meinte der Köhler und wendete das Tier über und über, „ich mag ihn schon; mein Hühnervolk wird sich freuen, wenn es den Geier einmal auf die Wand genagelt sieht. Dank dir Gott, Hans."

Als der Köhler hinaus zu den Meilern nachsehen ging und der Hans allein in der Stube war, zog er sein Messer aus der Tasche, stach dem Habicht die Augen aus und verzehrte sie.

„Hast auch den Glauben", sagte später Kilian, „daß gegessene Geieraugen dem Schützen einen recht scharfen Blick machen?"

„Ich habe gar keinen Glauben", versetzte der Hans, „ich weiß es; Geieraugen sind allemal ein sicheres Mittel für so was, aber gut müssen sie sein." Er führte die Sache nicht weiter aus, er warf den Vogel unter die Bank; dann zündete er die Pfeife an, ließ sie aber wieder ausgehen. Er starrte finster auf den Tisch. Die Spanflamme schüttelte sich hin

und her, als sei sie nicht recht einverstanden mit dem, was der Wilderer denkt.

Draußen braust der Wettersturm. Man hört die Bäume rauschen und die Wipfel krachen — die Wände des Hauses ächzen; der Bach braust und bei dem Leuchten der Blitze sieht man sein wachsendes Fluten und Anprallen an die Steine und überquellen aus dem Ufer. Die Donnerschläge mögen bald verhallen, die Regen versiegen, die Wetter vergehen — als Herr bleibt der Wildbach. Wer hat dem Köhler erlaubt, hier seine Hütte aufzustellen? Fort damit! Ein Steinwall nimmt sich noch der armen Köhlerei an; der Rasende zerschellt an ihr und schäumt wütend dahin, hier einen Baumstrunk, dort ein Stück Erde mit sich reißend.

„Der Mensch wird rauschig, wenn er zu viel Branntwein trinkt, der Bach, wenn er zu viel Regen trinkt", sagt der Kilian. Er weiß es, morgen ist das Bächlein wieder klar und klein und hilft ihm die Kohlen löschen und den Schnaps kühlen und leugnet alles, was es heute getan.

Der Kienspan verlosch, aber im Herzen des Hans brennt es fort.

Draußen wurden mehrere Stimmen vernehmbar. Der Kilian ging, um zu sehen, und rief: „Seid ihr endlich da, ihr verdankten Leut' ihr! Gott Lob und Dank, daß ihr da seid."

Ein junges, heiteres, erwachsenes Mädchen und ein eben solcher Bursche kamen in triefenden Wettermänteln hereingestolpert.

„Na, heut' wohl, Agnes!" rief der Kilian, „heut' hat's dir den Brautkranz wohl aufgefrischt. Was hab' ich denn gesagt zu Mittag? Hab' ich nicht gesagt, es kommt was? Es sind die Gelsen so ins Feuer geflogen. Jetzt macht euch zurecht, ihr Lotterer ihr! Die Dirn' weiß Bescheid; und du,

Baldl, häng' da deinen Wettermantel über den Herd; wie deine Haut trocken wird, sieh' selber zu."

„Aber nein", rief das Mädchen, „aber so was, da! ich bin ganz zusammengeschlagen vor Schreck!"

„Was hast du denn wieder für einen Schreck gehabt?" fragte der Vater.

„Geistern tut's schon wieder oben bei der Huberts-Kapelle. Daß ich euch nur sag': 's ist die Nacht und der Regen da, wie wir vorbeigehen. Stehen wir unters Dach, sagt der Baldl. Ist mir nicht lieb, sage ich, bei der Kapelle tut's gern einschlagen. Hat der Übermut drauf noch gesagt, ein bissel Feuer wär ihm lieber, wie so viel Wasser — so eine Sündhaftigkeit sagen! Und wie wir unter das Dach springen wollen, sag' ich: bleib' stehen, Baldl! Hab' ich so ein Summen und Klingen gehört in der Kapelle, gerade wie wenn von weitem Glocken täten läuten. Hab' den Baldl zu mir gerissen und sind durchs Wetter herabgefahren wie nicht gescheit. Und jetzt verspür' ich erst den Schreck."

„Ihr seids zwei Kinder und wollts schon heiraten", sagte der Köhler, „wo habt ihr aber den Pechhacker gelassen?"

„Der ist zu seinem Mardereisen nachschauen gegangen, muß bald da sein."

Die zwei Leutchen, die hier so naß geworden waren, hatten heute einen sehr schönen Feiertag gehabt. Sie waren in Begleitung des Pechhackers drüben in der Feichtau beim Pfarrer gewesen. Der Baldl ist unter den Holzleuten im Edelwald der Meisterknecht oder Vorarbeiter. Er ist im Holz geboren und kennt sich in demselben aus wie ein Borkenkäfer. Wie er Vorarbeiter wird, fällt's ihm auf einmal ein, er will auch eine Vorarbeiterin haben, und geht in die Köhlerhütte und schürt Kohlen, und geht in die Schmiede und schmiedet das Eisen, so lange es warm ist. Da ist lange hin und her

geredet worden, haben etliche Gläschen Branntwein dabei getrunken, und der alte Pechhacker, des Kilian Gevatter, hat bei diesem Reden und Raten vor lauter Sinnen und Grübeln ein neues Pfeifenrohr zerbissen.

Endlich ist alles richtig worden; in einer Woche ist der Ehrentag in der Feichtau beim Wirt, da, verhoff' ich, wird der Gevatter wieder zu einem neuen Pfeifenrohr kommen.

In der Luft war es endlich wieder still geworden, nur von den Bäumen rieselte es nieder. Die Meiler draußen, die waren nach dem Regen schwarz wie vor demselben. Nur der aufsteigende Rauch ist jetzt in der Nacht schier weißer als sonst.

Endlich kam der Pecher heim. Aber er kam nicht allein, hinter ihm humpelten ein Mann und ein Weib in fast fremdartiger Kleidung; mit den seltsamen Päcken, die sie mit sich schleppten, stießen sie an die Türpfosten, daß es klirrte.

„Holla ho, Hochzeitsleut'!" rief der lange, hagere Pechhacker, „lustig sein, ich bring' die Musikanten mit!" Damit warf er einen breiten Filzhut auf die Bank, daß es spritzte.

„Was hast denn du für zwei Fledermäuse bei dir?" fragte ihn der Hans, auf die abenteuerlich aussehenden Fremden deutend.

„Die hab' ich da oben in der Kapelle aufgestöbert — über und über naß, unter und unter schier erfroren. Haben im Gebirg' den Weg verloren, sagen sie, und in der Kapelle übernachten wollen. Das geht nicht, hab' ich gesagt, ich hab' ein großes Vertrau zu dem heiligen Hubertus, aber ich glaub', bei Menschenkindern tut euch diese Nacht besser. Es geht ein eiskalter Wind, weil es auf der Scharnhöh' gehagelt hat, und das Weibel sag' ich, schaut ohnehin schier einer kranken Henn' gleich. Der Kilian da unten, sag' ich, nimmt euch über die Nacht schon in sein Haus und kocht euch eine warme Suppe — wird keine Schwierigkeit setzen."

„Eine warme Suppe können sie schon haben“, meinte der Kilian, „aber mit der Liegerstatt wird's heut' schlecht ausschauen.“

„Nein, nein,“ murmelte jetzt der Mann in fremder Kleidung — er war betagt und hatte eine heisere Stimme — „für mich ist alles gut, auch auf dem Fußboden schlaf' ich; aber die Meinige da, die ist mir krank worden, für sie tät ich wohl um ein warmes Nestlein bitten, wenn es sein könnte.“

„Wohl um Gottes willen!“ flehte das Weib und faltete ihre fiebernden Hände.

Das war schon durch und durch ein nasser Abend, auch in den schönen veilchenblauen Augen der Agnes gab's jetzt Wasser. „Das ist ja leicht“, sagte hierauf das Mädchen, „die Frau schlaft oben auf dem Dachboden in meinem Bett, und den Bärenpelz drauf; dafür bleibt der Mann bei uns in der Stube und zieht dem Ding da die Pfaid ab.“

Sie hatte bemerkt, daß der Alte in seinem Sack eine Harfe stecken hatte. Der Baldl sah seinen Vorteil und unterstützte den Antrag des Mädchens. Und so wurde es. Das fröstelnde Weib trank aus der hölzernen Schale warme Ziegenmilch, dann barg es mit Sorgfalt sein Instrument, es war eine zweite Harfe, in die Ecke, sagte allen eine gute Nacht, ließ sich auf den finsteren Dachboden führen und legte sich ins Bett unter den Bärenpelz. Der Alte hatte seinem Weibe noch nachgeschaut und dann gesagt: „Was ich froh bin, daß sie zum Schlafen kommt; ich tue, was ihr wollt.“

Fürs erste wollten sie, daß er sich in ein trockenes Gewand stecke, dann, daß er ein Glas Branntwein trinke. Dann zündeten sie einen frischen Span an und setzten sich um den Tisch.

„Na, Hans, was ist's mit dir?“ polterte plötzlich der

Becher den finsteren Gesellen an, der wortkarg in seiner Ecke kauerte, „was meinst, wann erwürgen wir den Franzinger? Mir hat der Scherg' das Mardereisen ausgehoben. Will er einem auch das Raubtierfangen nicht mehr vergunnen. Der gibt nicht Ruh, so lang' er nicht die Bohn' im Leib hat."

Der Hans ließ unter der tief in die Stirne gedrückten Hutkrempe hervor einen Blick schießen. „Ja", murmelte er, „'s ist einem verteufelt langweilig am Abend, wenn man nichts geschossen hat."

Mittlerweile war Agnes in Unterhaltung mit dem fremden Mann — der Harfe wegen. Es war ihr so wunderlich in den Füßen, just als hätte sie auf jeder Zehe ein loses Rädchen. Und kaum legte der Mann die Finger an die Saiten, huschte Agnes nach ihrem Baldl. Aber — die Saiten wollten nicht klingen. Der Regen hatte sie heiser gemacht.

„Sie werden schon trocken, derweil trink' Branntwein", sagte Kilian zum Fremden, „mit Verlaub, von wo seid Ihr denn her?"

„Wo wir hin wollen, meint Ihr", versetzte der Mann, „wir sind alt, wir kommen aus der Fremde und gehen der Heimat zu. Im Böhmerland sind wir daheim, nach dort sind wir jungerweise aus Preußen eingewandert. Jetzt ziehen wir schon über vier Jahr' in der Welt herum und musizieren den Leuten was vor, weil uns von heim der Jammer vertrieben hat. Wo es lustig zugeht, da bleiben wir; wollen sie tanzen, so spielen wir; tut sich aber nicht gut tanzen zum Harfenspiel. Wollen sie hören, so singen wir — die Meinige hat eine gute Stimme gehabt, letzt' Zeit freilich, da ist ihr der Stimmstock umgefallen. Jetzt geht's nicht mehr recht, und wenn wir singen, so geben uns die Leute Geld, daß wir aufhören sollten. Ist auch recht, sag' ich, so brauchen wir keine Saiten zu stimmen; aber der Meinigen hat's das Herz ab=

drücken wollen — das Singen ist ihr noch der Trost gewesen, seid der Junge tot ist."

„Trinkt wacker," sagte der Köhler, „ich füll' nach. Ihr müßt auch harte Sach' durchgemacht haben."

„Ja, das glaube ich!" lachte der Musikant überlaut auf.

Dann schwieg er. Dem Kilian tat's leid, daß die Erzählung des Mannes verstummen wollte, er sagte denn nach einer Weile: „Böhmen soll ja ein schönes Land sein."

„Ein schönes Land", antwortete der Fremde.

„Was gibt's denn Neues dort?" fragte der Köhler äußerst ungeschickt.

„Ich bin schon lang' nicht mehr dort gewest. Dazumal hat's Neues genug gegeben. Sind unsere Landsleut, die Preußen gekommen, haben uns das Haus niedergebrannt und unsern Sohn totgeschossen. Drauf sind wir fort. Gehen wir vor den deutschen Leuten nicht mehr sicher, sag' ich zu der Meinigen, so müssen wir halt ins fremde Land! und sind über das Gebirge ins Welische hinein."

„Jetzt soll ja schon lang' wieder alles gut sein", sagte der Köhler.

„Das haben wir auch gehört und so reisen wir wieder heimwärts."

„Und was hört man sonst Neues?" fragte nun der Pecher und stopfte sich aus einem Blasenbeutel Tabak in die Pfeife.

„Die Franzosen sollen wieder anrücken", sagte der Harfner.

Über dieses Wort richteten alle ihre Köpfe auf; auch der finstere Hans den seinen.

„Die Franzosen wieder anrücken?" meinte der Köhler, „das ist 'leicht doch eine Lug, Vetter!"

„Wird hübsch wahr sein, der Napoleon will uns wieder haben."

Jetzt hörte man nichts, als den Wildbach draußen. Plötzlich aber schlug der Pecher mit seiner knochigen Faust auf den Tisch, daß die Gläser emporsprangen. „Sakra“, fluchte er, „wenn sie wieder kommen, so setzt's was! Sie sind schon dagewest und unsere Vatersleut haben sich treten lassen, daß es schon ganz hündisch ist gewest. Aber wir raiten anders, wir! Mit Hacken und Messern fahren wir drein und klieben ihnen die Schädel auseinand. Edelwaldleut, wir sind keine Hundsfötter, wir sind freie Leut. Kreuzsakerment!“

Der Mann war aufgesprungen und hatte sein langes Messer mit einem schweren Fluch in den Tisch gestoßen.

„Was hat er denn“, fragte der Baldl.

„Er wird allemal so wild, wenn von den Franzosen die Rede ist“, sagte Kilian, „sie haben seinen Großvater erwürgt.“

„So haben sie ihn erwürgt in des Teufelsnamen!“ rief der Pecher, „sie sind Feinde gewest. Aber daß sie hernach meinen Vater zu einem Knecht haben gemacht, zu einem Spion und Schurken, das verzeih' ich ihnen nimmer, und wenn's mir den Himmel kostet!“

So redeten und schrien sie hin und her, es war ja zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, wo auch die Waldleute tief im Gebirge aufgeschreckt worden sind, wo sie alles Weh, das sie vier Jahre früher erfahren, vergessen hatten und nur vom Franzosen-Erschlagen die Rede war. — Zur solchen Zeit tat eine gemütliche Musik wohl. Und in diesem Augenblick, da die verwilderten Gemüter entbrannten zum Vergelten und Schlachten, legte der alte Harfner seine Finger in die Saiten . . .

Sie klangen noch ein wenig trüb, aber sie klangen und spielten ein fröhlich Lied. Agnes legte den Arm um den jungen Bräutigam — es begann der Reigen.

Und als das Paar anmutsvoll und geschmeidig durch die Stube walzte, da pfiff Kilian die lustige Weise mit und schnalzte mit den Fingern den Takt dazu und trillerte in seiner bäuerlichen Art:

Wan ma zithernschlogn,
So schlogn ma stoansteirisch*),
Wan ma steirisch tonzn,
Tonzn ma stoansteirisch,
Toan ah stoansteirisch kegelscheibn.

Wan ma Dirndl liabn,
So liabn ma stoansteirisch,
Will der Feind ins Lond,
So zoagn mas stoansteirisch,
Daß ma stoansteirisch wölln bleibn!

Die beiden anderen schlugen dazu mit ihren knochigen Fäusten auf dem Tisch die Trommel.

Der Harfner brach sein Spiel ab und sagte: „Es tut mir doch das Brautpaar leid, daß man ihm eine solche Kriegsmusik macht.“

„Möglicherweise fangt ihnen jetzt der dreißigjährige Krieg an“, lachte Kilian.

„Hätte ich hier was dreinzureden“, versetzte der Harfner und schüttelte seinen grauen Kopf, „so wollte ich sagen: So ein Spaß gehört sich nicht. Wenn man jungen Eheleuten allemal das Schlechte voraussagt, so meinen sie nachher, es muß so sein, und suchen und finden überall Schlechtes. Wie ich vor zweiunddreißig Jahren die Meinige genommen, ist auch Gefahr gewesen, aber ihre Mutter hat frisch gesagt: Ihr mögt tun, was ihr wollt, ihr zwei gehört zusammen; ihr mögt voneinander fliehen und euch verfolgen und Leid antun, es wird vergebens sein, ihr werdet euch lieb haben. Ihr werdet auswendig Elend und Kümmernis haben, ihr werdet miteinander weinen, aber ihr werdet glücklich sein. — Schön hat sie reden können, so ist es geworden und so will ich es auch euch wünschen.“

*) Stoansteirisch = ursteirisch.

Dieser Worte wegen schauten sie mit Wohlgefallen auf den alten Harfner; nur der Hans nicht, der lugte durch das kleine Fenster hinaus. Draußen über den finsteren Tannen standen jetzt die Sterne des Himmels; ihretwegen blickte der Mann wohl nicht hinaus. Ob er nicht an das Weib des Jägers Franzinger dachte? Er möchte sie fliehen, verfolgen, möchte ihr Leid antun und muß doch an sie denken . . .

Jetzt zog der Hans ein Horn aus der Tasche, ließ daraus Pulver in seine Hand rinnen, tat dasselbe in das Rohr seiner wieder aus dem Verstecke geholten Flinte, ließ dann eine Bleikugel hineinrollen und verstopfte das Rohr mit Papier, das er mit dem Ladestock hineinstieß. Dann prüfte er den Hahn und starrte wieder zum Fenster hinaus.

„Jetzt sollt Ihr uns aber auch eins singen", sagte Kilian zum Harfner.

Der Alte schaute besorgt drein und tat hernach die Frage: „Nicht wahr, ihr guten Leute, die Meinige hat eine warme Decke?"

„Den Bärenpelz, der inwendig mit Schafspelz gefüttert ist", antwortete der Köhler. „Unter solchen Tierhäuten kann keiner erfrieren."

„Dann singe ich gern und sing' eins für die liebe Jugend," sagte der Alte, griff in die Saiten und begann zu singen:

„Auf dem Bergl steht a Hüttel,
Bei dem Hüttel steht a Bam,
Und so oft ich dort vorbei geh,
Find ich allemal nimmer ham.

In dem Hüttel ist ein Dirndl,
Ist frisch wie ein Reh,
Und so oft ich das Dirndl anschau,
Tut mirs Herzerl so weh.

Und das Dirndl hat zwei Augerln,
Wie am Himmel die Stern,
Und je öfter ich hineinschau,
Um so mehr hab ichs gern.

Hab a Freud mit dem Dirndl;
Ob ich wach oder tram,
Denk ich alleweil ans Dirndl
Und s Hütterl beim Bam —"

Jetzt schrillte die Harfe und war still. Was ist das? Drei Saiten auf einmal gesprungen . . .

Dem Alten war die Stimme auf den Lippen erstorben. Der Pecher meinte, das hätte was zu bedeuten.

„Der Nässe wegen“, sagte Kilian, „nasserweise angespannt, dann trocknen sie zusammen und springen. Gießen wir noch zu guter Letzt eins nach!“ Und er füllte das Gläschen des Harfners wieder voll.

Der Baldl, dem eigentlich noch nicht genug getanzt war, versuchte die Saiten zu knüpfen.

„Laß' es sein“, sagte der Alte, „was hin ist, ist hin“.

Kilian ging zu seinen Kohlstätten, um etwaige Glutausbrüche zu dämpfen. Der Pecher meinte, für ihn wäre es Zeit, daß er seine Klause aufsuche, sie stand oben am Waldhang, wo morgen früh wieder die Pechbrennerei angehen sollte.

„Da, Vetter“, sagte er, „da habt Ihr was fürs Aufspielen“, und warf für den Musikanten ein Silbergröschlein auf den Tisch hin.

Und der Hans? Der hatte während des Gesanges sein Gewehr unter die Jacke genommen und still und finster die Hütte verlassen.

So wollte sich auch der Sänger anschicken, auf den Dachboden zu seinem Weibe zu gehen.

„Nachher wären wir doch ganz allein“, sagte das Mädchen besorgt.

„Das macht nichts“, meinte der Baldl.

„Die Kinder sollen auf dem Stroh liegen“, sagte der Köhler schalkhaft.

„Nein“, rief Agnes, „das tu' ich nicht“.

„Wo willst denn schlafen?“

„Da gehe ich lieber zur fremden Frau hinauf“, versetzte sie und war rot im Gesicht.

„Ist auch recht", meinte Kilian, „so mag der Herr Musikant beim Baldl auf dem Stroh liegen."

So geschah es. Der grauhaarige Harfner und der junge braunlockige Meisterknecht legten sich in der Stube auf das Stroh und der Baldl sagte: „Ja, Vetter, wir zwei sind auch noch niemalen beisammen gelegen."

„Und werden vielleicht auch niemalen mehr beisammen liegen", entgegnete der Alte, „gute Nacht, jetzt!"

Beide rückten manierlich in sich zusammen, keiner wollte den andern drücken. Ist es das erste- und letztemal, so soll keiner über den andern zu klagen haben. Der Alte schlummerte bald ein; der Baldl dachte: nächst' Wochen lieg' ich schon bequemer.

Agnes war über die Leiter in den Dachraum hinaufgeklettert. Kilian arbeitete mit seiner Schaufel an den kohlenden Meilern. Es heißt nun wachsam sein.

Wenn die Flamme aus der schwarzen Decke des Kohlenmeilers schlägt, so brennt sie dem Köhler in den Geldbeutel hinein. Was lichterloh brennt, das wird zu Asche, was still und im Innern glüht, das ist das Rechte. Es soll ja auch beim Menschen so sein.

Nachdem die Arbeit geschlichtet ist und der weiße Rauch still zu den Wipfeln aufsteigt, stützt sich Kilian auf den Schaufelstiel und schaut vor sich hin. Es ist jetzt alles so still, selbst das Rauschen des Baches ist feierlich — dem Mann ist wie zum Einschlafen.

Da geht leise die Tür der Hütte auf. Eine weiße Gestalt huscht heraus — Agnes im puren Nachthemdchen.

„O Kind", sagte Kilian, „was laufst du herum in der kalten Nacht?"

„Vater", flüsterte das Mädchen, „es ist was geschehen. Ich getraue mich nicht mehr hinein."

„Er soll dir Ruh' geben!" sagte der Vater strenge.

„Mir nicht", schluchzte sie, „mir tut kein Mensch was, aber — das fremde Weib wird gestorben sein. Es liegt ganz kalt und starr im Bett und ist nicht aufzuwecken."

Jesus und Maria! denkt sich der Köhler, jetzt ist diese Frau gestorben.

Er eilt mit seiner Tochter auf den Dachboden — ganz still machen sie es, so daß niemand aufwacht. Dann schlägt er mit Schwamm und Stein Feuer, und bei diesem matten Glimmen sieht er's, mit seinen zitternden Händen fühlt er's — die Harfenspielerin ist tot.

Jetzt saßen sie lange am Bett, der schwarze Köhler und sein weißes Töchterlein, und berieten, was zu machen sei.

„Wenn ich an den armen Mann denke, will mir das Herz abspringen", sagte das Mädchen.

„Jetzt lassen wir ihn schlafen", sagte Kilian, „er mag sich ausruhen und stärken. Wenn er des Morgens wach wird, da müssen wir ihn halt in Gottesnamen vorbereiten. Kannst mir's glauben, Agnes, ich weiß, wie das tut! Lieber einen Finger von meiner Hand, als ihm das sagen! Es ist ein hartes Kreuz!"

Sie hüllten eine Leinwanddecke über den Leichnam, wie es sonst ist, wenn der Mensch schläft. Dann stiegen sie vorsichtig über die Leiter und dann gingen sie hinaus zu den Meilern und arbeiteten. Sie sagten kein Wort und arbeiteten.

Und als allmählich ein kühlerer Lufthauch wehte, und als es nach und nach lebendig wurde in den Bäumen und der Morgenstern aufging, trat der Baldl aus dem Hause, ging zum Bach und wusch sein Gesicht. Und als dieses Gesicht recht frisch und heiter war, ging er hin zu den Arbeitenden und sagte: „Was gibt's denn da in aller Früh zu tun, daß Ihr den Hahn um den Weckerlohn bringt?"

Agnes eilte zu ihm heran, als wollte sie seinen Mund verhalten: „Sei still, Baldrian, es ist heute nacht ein Unglück geschehen in unserem Haus. Da oben unter dem Dach liegt eine Leiche."

„Die Musikantenfrau?"

„Ist gestorben. Geh' jetzt hinauf auf den Steinkogel und mach' ein großes Feuer, damit die Holzleute und die Almer wissen, daß wir einen Toten haben."

Der Bursche schüttelte den Kopf, als könne er die Sache nicht sobald fassen.

„Ja, mein Sohn, so sterben sie wieder auseinander", sagte Kilian. „Geh' und bete unterwegs dein Morgengebet."

Der Baldl ging auf den Steinkogel, wo man über die Wälder hinaussieht in das weite Tal und auf die Berge und Almen. Dort trug er Reiser zusammen, und als die Morgenröte aufging, brannte auf der Höhe ein großes Feuer.

Die Menschen, die es von ferne sahen, sagten zueinander: „Dort brennt ein Totenlicht!" und beteten für die abgeschiedene Seele.

Agnes und ihr Vater arbeiteten noch immer auf der Kohlstätte, da gab es stets zu tun, und wäre das nicht gewesen, so hätten sie sich heute zu tun gemacht. Sie wollten nicht in das Haus gehen, damit der alte Mann nicht in seiner Ruhe gestört werde. „Er soll schlafen, solange es ihn freut", sagte Kilian, „es kommt für ihn ein schwerer Tag".

Aber als die Sonne aufging, steckte der Harfner sein graues Haupt zum Fenster heraus und rief: „Guten Morgen!"

„Guten Morgen", sagte der Köhler.

„Ihr seid schon fleißig und ich faulenze in den Tag hinein. Aber es ist gut schlafen in eurem Haus."

Sie gingen zu ihm in die Stube. Agnes machte auf

dem Herd Feuer und kochte das Frühstück. Kilian nahm die Harfe in die Hand und sagte: „Das wird sich schwer machen lassen, drei Saiten auf einmal.“

„Mein Weib hat neue“, antwortete der Musikant. „Aber das gottlos lange Schlafen von ihr! Sie ist doch recht müde geworden auf dem weiten Weg.“

„Jetzt esset mit uns eine gute warme Suppe“, sagte Kilian und teilte die Holzlöffel aus.

Der Harfner blickte durch das Fenster und fragte: „Sind das die Hirten, die da oben auf dem Berg das Feuer gemacht haben?“

„Das Feuer habe ich auch schon gesehen“, meinte der Köhler, „Hirten sind es nicht, es ist ein Totenfeuer.“

„Ein Totenfeuer, wie ist denn das?“ fragte der Musikant.

„Wenn in unserem Walde wer stirbt, so zündet man da oben ein großes Feuer an, damit es die Leute wissen. Es geschieht nicht selten; im Wald ist oft ein Unglück; Alte und Junge trifft's, der Mensch muß darauf gefaßt sein.“

So sagte Kilian, und jetzt erst bemerkte der Harfner das ernste Gehaben des gestern so fröhlichen Kohlenbrenners und die verweinten Augen des Mädchens.

„Wo ist der junge Mann?“ fragte der Musikant, „der Bräutigam?“

Der wäre eben auf den Berg gestiegen, um das Feuer zu machen, sagten sie.

Der Harfner hatte den Löffel schon in der Hand gehabt, jetzt legte er ihn langsam weg, stand auf und tastete unsicher nach der Türklinke.

„Wo wollt Ihr hin, Vetter?“ fragte Kilian, aber der Mann stolperte, ohne Antwort zu geben, über die Schwelle, und mit dem Rufe „Susanna!“ kletterte er hastig die Leiter hinan.

Kilian eilte ihm nach. „Susanna!“ rief der Harfner oben in der finsteren Dachkammer.

„Müßt nicht zu sehr erschrecken, es ist des lieben Gottes Willen so!“ sagte Kilian, nahm den Musiker bei der Hand und führte ihn zur stillen Bettstatt.

Ein Blick ins starre, fahle Antlitz, dann sank der verwaiste Greis zu Boden.

Wenige Fuß darüber, auf dem sonnigen Dachgiebel, jubelten die Schwalben . . .

* * *

O du schöner, frischer, fröhlicher Wald! O du klingender Vogelsang, du duftiges, tauiges Blumenleuchten! Du sonnige Himmelsrunde, du erquickender Schattenschoß mit deinem unendlichen Leben, wie bist du gräßlich! Gräßlich, wenn durch dich der Weg zum Totengräber führt.

Das ist der Weg, den der alte Harfenspieler wandelte.

Der Totengräber zu Feichtau saß in seiner dumpfigen Stube und klopfte mit einem Hammer verbogene und verrostete Sargnägel zurecht und nagelte dann damit für seinen Kleinen einen Kinderwagen zusammen.

„Braucht Ihr was?“ fragte er murrend den eintretenden Musiker.

„Ein Grab“, antwortete dieser, „mir ist mein Weib gestorben.“

„Ist schon recht, werden es wohl machen. Seid Ihr beim Pfarrer gewest? Nicht, dann geht jetzt zu ihm. Ich krieg' nachher meinen Gulden.“

Der Harfenspieler ging zum Pfarrer, der in seinem Garten mit dem Spaten ein Blumenbeet umstach, und klagte ihm sein schweres Anliegen.

„Sie sind wohl fremd in der hiesigen Gegend?“ fragte der Pfarrer.

Freilich wohl, Hochwürden, und so wollt' ich höflich gebeten haben —"

„Es war Euer angetrautes Weib?"

„Mein Gott, ja."

„Und katholischer Religion?"

„Ja, sonst schon", meinte der Alte, „aber wir sind von Preußen ins Böhmerland eingewandert und sind dem Glauben unserer Eltern treu geblieben."

„Also protestantisch?"

„Evangelisch, ja."

„Das ist schlimm", sagte der Priester, lehnte seinen Spaten an einen Kirschbaum und ging neben dem Alten her mit verschränkten Armen durch den Garten.

„Das ist sehr hart, mein lieber Mann", versetzte er dann und blieb stehen, „ich als Mensch, das mögt Ihr mir glauben, mache keinen Unterschied; wenn ich Euch dienen kann, ich tue es gern. Aber — wir in Feichtau haben keinen evangelischen Friedhof, und Personen von nicht katholischer Konfession auf dem katholischen Friedhofe zu beerdigen, ist mir strenge verboten. Eben in dieser Zeit, wo der Kampf zwischen Kirche und Staat wieder heftig entbrannt ist, hat das Konsistorium die Satzung verschärft und ich als katholischer Priester muß danach handeln."

Der alte Mann stand ratlos da. Und fast ebenso ratlos stand der Pfarrer neben ihm.

„Wenn Ihr heute schon vom Edelwald herauskommt", sagte jetzt der Priester, „so werdet Ihr einer kleinen Stärkung bedürfen. Ich darf Euch wohl ein Glas Wein vorsetzen?"

„O, vergelt's Gott!" rief der Harfner, „wie könnt' ich trinken, wenn für mein Weib keine Raststatt ist. Weit und breit kein evangelischer Friedhof. Soll ich sie denn im Wald vergraben?"

„Und wenn es darauf ankäme!“ versetzte der Pfarrer, „die Erde ist überall Gottes. Kann ich zu Eurem Troste kommen und beten? Ich tue es gern.“

Der alte Mann wankte wortlos davon.

Er ging durch das grüne Tal den Wäldern zu, er stieg über den Berg in die Schlucht hinab, wo das Haus des Kilian steht. Und als er dort in die Stube trat, stand er vor einem Heiligtum.

Es war nicht mehr die Zechstube, wie in der vorigen Nacht, wo hier im Tisch das lange Messer stak und auf dem Fußboden die derben Schuhe des jungen Paares reigten — es war anders. An der vorderen Wand der Stube, von zwei Öllichtlein milde bestrahlt, lag sein Weib aufgebahrt zwischen Waldblumen und wilden Rosen. Zu Haupten stand ein kleines, hölzernes Kreuzbild und ein Weihwassergefäß mit einem Sprengzweiglein. Auf der Brust der Leiche lagen papierne Heiligenbildchen und zwischen den Fingern stak ein Vergißmeinnichtsträußchen und eine Wachskerze. Die Stirne war mit einem grünen Lärchenzweig umwunden. Der Körper war bedeckt mit einem weißen Tuche und zu Füßen der Bahre lehnte die Harfe.

„Susanna“, sagte der Harfner und legte seine Hände an ihr Haupt, „wie sie es herzensgut mit dir meinen. Schau herab vom Himmel in dieses Haus. Sie haben dich zwischen Rosen gelegt — schau herab.“

Hinter dem Hause war der Köhler beschäftigt, mit Erlstrauchbändern zwei Stangen zu einer Bahrtrage aneinander zu binden.

Der Harfenspieler fiel ihm um den Hals und weinte.

„Ist recht“, sagte der Köhler, „weint Euch aus, dann wird Euch leichter.“

„Eurer Gutheit wegen“, schluchzte der Musikant, „Eure

Gutheit schlägt mir so ans Herz. Aber die Tragbahre, lieber Mann, die haben wir nicht vonnöten."

„Den Sarg wird uns der Zimmersepp morgen früh bringen."

„Wenn ich bei Kraft wäre, wie ich einstmals bin gewesen", sagte der Harfner, „ich wollt' mein Weib hernehmen wie ein kleines Kind und sie so weit tragen, bis ich einen evangelischen Friedhof fände."

„Seid Ihr 'leicht evangelische Leut'?" fragte der Köhler.

„Gotteswegen, ja, und deswegen kann sie der Pfarrer auf dem Feichtauer Friedhof nicht begraben."

Der Kilian stand eine Weile sprachlos da, dann machte er mit der Hand einen Schlag in die Luft und rief: „Das sind Dummheiten! — Nein, Vetter, laßt Euch das nicht anliegen. In unserm Wald hat Euch das Unglück getroffen, wir Waldleute verlassen Euch nicht. Bleibt jetzt da und hütet mir das Haus. Ich gehe zu meinen Nachbarn, Euer Weib wird mit Ehr' und Lieb' bestattet werden."

Der Harfenspieler ging in die Stube, setzte sich an die Bahre und sah in das blasse, ernste Antlitz seines Weibes. Und er träumte hier bei den Rosen und Totenlichtern die liebe Lebenszeit, die er mit ihr zugebracht . . .

Der Köhler ging hinan durch den Wald gegen die Hütte des Pechers, und dann ging er in den hinteren Edelwald zu den Holzarbeitern und ging auf die Alm zu den Wurzelstechern und Hirten.

Auf seiner Rückkehr unterwegs sah er hinter dem Moosstein im Gebüsch einen Mann kauern.

„Wer ist es?" rief Kilian.

Ein unverständliches Gebrumme. Er erkannte den Hans.

„Was machst du da, Stromer?" fragte ihn der Köhler.

„Ich," murmelte der andere, „hin werde ich. Es haben mich die Jäger erschlagen wollen."

„Und warum haben sie es nicht getan?"

„Weil ich mich zu früh totgestellt hab'."

„Und warum hast du sie nicht niedergeschossen?"

„Schieß' nur, schieß', wenn sie dir das Brennscheit (Gewehr) stehlen, während du den Rehbock ausdärmst! — Fett ist er, denk' ich, und heut' hat's geraten. Stehen sie auf einmal da ihrer drei und hauen mit dem Griesbeil aufs Messer, daß es entzweispringt. Mit was wehrst dich? Kaum daß ich dem einen noch die Faust ins Gesicht werfen kann, fangen die andern zwei schon an, loszudreschen. Ein Schaft ist in Scherben gegangen — da schau dir die Trümmer an — bis sie mich zu Boden gebracht haben. Der Franzinger ist auch dabei gewesen. Halt, denk' ich mir, für dich muß ich mich noch aufheben, und hab' die Zung' herausgereckt und mich nicht mehr gerührt. Der steht nimmer auf, haben sie gesagt, nachher sind sie fort mit meinem Gewehr und dem Tier. Aber aufsteh' ich noch! Schau mich an, Kilian, aufsteh' ich noch, und ehevor ich noch einmal auf den Erdboden fall', ehevor fällt ein anderer!"

Der Wilderer war etwas arg zugerichtet. Er bewegte sich mühsam weiter. Der Köhler wollte ihn stützen, aber er schlug es trotzig aus; er brauche keine Krücke.

„So komm' in mein Haus, wir legen Hasenschmalz auf deine Wunden."

Der Verwundete hinkte neben dem Köhler her und knirschte. Plötzlich rauschte es im Gebüsch. „Wildtauben!" zischelte der Hans, hob einen Stein auf und schleuderte ihn ins Dickicht. Etliche flogen davon, eine flatterte auf, und stürzte wieder zu Boden. Ohne Gewehr hatte der verwundete

Wilderer ein Tier erlegt. Dann schlug er sich mit der Beute seitab.

Als der Köhler zurück in sein Haus kam, saß der Harfner noch an der Bahre und sah in das blasse, ernste Antlitz seines Weibes.

Langsam und still verging der Tag. Am Abende, als Agnes vom Walde heimkam, machte sie auf dem Herd ein lebhaftes Feuer, holte aus den Schränken Mehl und Fett und begann zu kochen und zu backen. Und in der Nacht kamen der Pecher und sein Weib im Sonntagsstaate, es kam der Zimmersepp mit dem Sarge und es kamen andere Leute, wilde, narbige Bursche, struppige und gutmütige Greise, Weiber und Kinder. Jedes kniete, als es in die Stube kam, vor der Bahre nieder und betete still, dann stand es auf und sprengte mit dem Tannenzweige Weihwasser auf den Leib der Toten. Dann blickten sie teilnehmend auf den fremden Mann hin, der im Winkel saß, und einer oder der andere suchte ihn mit Worten zu trösten: man müsse es nehmen, wie es Gott schicke, sterben müßten wir alle einmal, keiner bleibe übrig, und die Abgestorbene hätte es überstanden, für sie sei es so am besten, sie hätte gewiß nicht viel Gutes gehabt auf dieser Welt. Gott tröste ihre Seele.

Sie wachten die ganze Nacht und dann kam Agnes und trug Krapfen auf den Tisch, und Kilian, der sich heute allen Ruß vom Leibe gewaschen und in seinem Sonntagsanzug gesteckt hatte, lud die Leute ein, sich an den Tisch zu setzen und zu essen, wie es Gott gesegne.

Sie setzten sich hin und aßen. Der Harfner blieb in seinem Winkel und aß nicht.

Nach dem Mahle gab der Köhler jedem eine große Wachskerze in die Hand. Dann machte er die Tür auf und sie trugen den Sarg herein. Derselbe war aus neugeschnitte-

nen Brettern gezimmert und zu Hâupten lagen Hobelspäne als Kopfkissen.

Nun kamen alle zum Sarge heran und besprengten ihn. Dann hoben drei Männer die Leiche und legten sie hinein. Das geschah, indem alle schwiegen. Jetzt trat ein Mütterlein zum Harfner und sagte: „Wollt Ihr sie noch einmal anschauen, so kommt. Ihr seht sie dann nicht mehr, bis zum Jüngsten Tage."

Der Greis sank hin über den Sarg. An der Wand schellte die Harfe.

Jetzt erhoben sie ihre Stimmen und sangen den Grabgesang:

„Fahr' hin, o Seel' zu deinem Gott,
Der dich aus nichts gestaltet,
Zu dem, der dir durch seinen Tod
Den Himmel offen haltet.

Fahr' hin zu dem, der in der Tauf'
Die Unschuld dir gegeben;
Er nehme dich barmherzig auf
In jenes beff're Leben."

Nach diesem Liede legten sie den Deckel auf den Sarg und nagelten ihn fest. Da zitterten die Herzen. Es gibt keinen Schall auf Erden, der das Menschenherz so eigen erschüttert, als der Hammerschlag auf den Sargnagel.

Agnes legte einen Kranz aus Weißdornzweigen auf den Sarg, dann wurde er gehoben. Die Menschen hatten ihre Kerzen angezündet und so trat der Zug nun aus dem Waldhause. Er ging den Weg entlang, der am Waldbache aufwärts führt. Die Bäume säuselten, auf den kahlen Höhen glühte das Morgenrot. Voran, hochgehoben, schwankte der Sarg, hinter demselben ging Kilian, der ein hölzernes Kreuz trug. Dann gingen Agnes und ihr Baldrian, das bräutliche Paar. Dann folgten alle anderen und beteten laut.

Ganz zuletzt ging der Pecher und an seinem Arm, die Harfe schleppend, der alte Sänger.

So gingen sie aufwärts durch das Gebüsche, zwischen Wildfarn und Haidekraut. Und sie gingen am Felshange hin und kamen auf eine stille, tauige Wiese; sie gingen über graues, moosiges Gestein, sie gingen über eine lichtvolle Höhe und sie gingen durch einen schattigen Tann. Die Sonne war aufgestiegen und spann ihre goldigen Fäden durch den grünen Wald. Da war's, als zittere in der Luft der Klang eines Glöckleins.

Da sie tiefer in den Hochwald kamen, war kein Sonnenstrahl und die Luft wehte kühl. Vernehmlicher wurde das weiche Klingen des Glöckleins. Und endlich in der Wildnis, durch welche nur ein schmaler Steig über den Berg gegen die Feichtau führt, eingefriedet von Felsen und alten Bäumen, auf einem Anger, stand das Kirchlein des heiligen Hubertus. Es war aus Holz gezimmert, rot angestrichen und auf seinem Bretterdache wucherte das Moos. Über dem Eingange, aus welchem brennende Lichter des Altars schimmerten, erhob sich ein Türmchen und aus diesem klang es mild und ruhevoll, als klänge es aus der Ewigkeit herüber.

Aus der Ewigkeit mit einem Gruße an die Menschen auf Erden, und dann wieder in die Ewigkeit verzitternd. — Am Kirchlein wuchs der Schlehdorn und die Hagebutte und anderes Gesträuch mit roten und weißen Rosen. Daneben war braunes Erdreich aufgeworfen, und hier war das Grab.

Der Zug stand still und bildete einen weiten Kreis. Die Träger setzten die Bahre ab, lösten den Sarg von den Stangen los und ließen ihn langsam hinabgleiten in die Tiefe.

Und als er hinabrollte, sangen sie den Grabgesang:

„Dein Leib geht jetzt der Erde zu,
Woher er ist genommen,
Der Seel' wünscht man die ewige Ruh'
Bei Gott und allen Frommen.

Wann durch des letzten Tages Flamm'
Die Welt zu Grund' wird gehen,
So bitte Gott, daß wir beisamm'
Zu seiner Rechten stehen."

— — Das Lied verscholl, das Glöcklein schwieg. Der Harfenspieler saß in tiefer Traurigkeit an dem Grabe.

Die Kerzen loschen aus und nur die blauen Bändchen des Rauches an den Dochten wehten hin wie Trauerfahnen. Die Erde rollte auf den Sarg; Kilian nahm den armen Witwer an der Hand und sagte: „Nun wißt Ihr, wo sie schläft. — Ihr werdet mit Eurem Saitenspiel wieder zu frohen Menschen gehen, Gott gibt Euch auch selber noch manchen heiteren Tag. So will ich eins sagen: So lange einer von allen, die heute hier beisammen sind, im Edelwald lebt, wird dieses Grab in Ehren gehalten werden. Hier auf den Hügel pflanze ich dieses Kreuz. Der liebe Herr Jesus sei mit ihr und mit Euch und mit uns allen."

So hat er gesprochen, der schlichte, wackere Mann. Dann gingen sie auseinander nach verschiedenen Richtungen. Der alte Harfner gab Kilian noch einen Händedruck: „An deinen Kindern wird's vergolten — du guter Mensch!" Noch einen kurzen Blick auf das Grab — dann ging er davon, dem Tale zu, wo die Landstraße war.

An der Kapelle war es wieder still geworden; nur ein leises Lüftchen wehte, säuselte in den Zweigen und summte in den Saiten der zerbrochenen Harfe, die an einem Baume lehnen geblieben war.

Gegen Abend desselben Tages kam der Wilderer Hans,

schlich hinter die Kapelle, steckte sein Gewehr zusammen, lud, untersuchte es und lauerte. Bald darauf schritt den Fußsteig, langsam und gemächlich, der Jäger Franzinger heran. Er war in schmucker Tracht mit grünem Federhut, war ausgerüstet mit Weidtasche, Pulverhorn, dem Hirschfänger und dem Doppelstutzen, der lässig über seine Achsel hing. Jetzt stand er still und zündete sich eine Pfeife an.

Hans legte den Lauf seiner Büchse an einen Baumast, da er die linke Hand in der Binde trug, und zielte gegen den Jäger. Dieser hatte eine kleine Mühe, der Wind löschte ihm immer die Streichhölzchen aus. Nun griff er zu Schwamm und Feuerstein.

„Mein lieber Franzinger," murmelte der Wilderer bei sich, „dein Feuermachen ist umsonst, du mußt jetzt sterben." Er tastete mit dem Finger nach dem Hahn — da hört er ganz nahe neben sich etwas, wie Harfenspiel. Hans fuhr zusammen, da fiel das Gewehr auf den Boden und entlud sich in die Luft. Der Jäger stieß einen Fluch aus, sah den Wildschützen und verfolgte ihn. Beide verloren sich in den Dickichten des Waldes.

Nach einigen Tagen, als Baldrian, der junge Meisterknecht, und seine anmutsvolle Braut auf ihrem Hochzeitsgange an der Kapelle vorüberkamen, lehnte am Baume neben dem Grabe noch die Harfe, und ein niederhängender Zweig, der im Windhauche sich bewegte, spielte sacht' in den Saiten.

Im nächsten Frühjahre wucherte es neu und üppig um die Kapelle und wob das Grab in ein reiches, dichtes Geranke von immergrünen Blättern. Die alte Harfe mit den drei zerrissenen Saiten hing im Kirchlein an der Wand und hängt noch heute dort. Über derselben hat jemand folgende Inschrift anbringen lassen:

„Unser Herz ist eine Harfe,
Eine Harfe mit zwei Saiten.
In der einen jauchzt die Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten.
Und des Schicksals Finger spielen
Kundig drauf die ewigen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgesänge.“

* * *

Drei Jahre nach dieser Begebenheit hat sich folgendes zugetragen:

Kam an einem stillen, friedlichen Herbstabende der alte Kilian spät vom Walde heim in sein Haus, nahm sein Enkelein auf den Arm, herzte es, küßte es, sah es an und immer wieder an und hatte Wasser in den Augen. Von diesem Tage an war er ernst und in sich gekehrt, aber noch milder und gütiger gegen die Seinen als sonst.

So fragte ihn Agnes einmal, warum er nicht mehr so lustig sei wie sonst, ob ihm was fehle?

„Ich weiß mich gesund,“ sagte Kilian, „aber einmal wird's wohl auch für uns zum Urlaubnehmen sein.“

„Vater, wie kommt Ihr auf solche Gedanken?“

„Ich will dir's wohl sagen, Kind. Wie ich das letztemal oben an der Hubertskapelle vorbeigehe, denke ich, sollst einen Augenblick weilen und ein Vaterunser beten für deine Verstorbenen. Und wie ich in der Kapelle niederknie — es dunkelt schon, 's ist recht still und ich bin der einzige Mensch weit und breit — und wie ich bete, da hebt auf einmal ganz von selber die Harfe an zu spielen. Sie spielt ganz voll, spielt auch mit den drei zerrissenen Saiten, spielt ein Lied, wie ich es meiner Tage nicht gehört hab'. — In Gottesnamen, denke ich, das ist mein Zeichen. Ich habe nämlich dazumal, wie wir die

Harfnerin begraben, bei mir den Gedanken gehabt: Wenn ich mir für den Christendienst eins könnte wünschen, so wäre es das, es möchte mir einige Zeit vor meinem Sterben eine Weisung zukommen, daß ich nicht so unverhofft fort müßte, wie die arme Frau. Das Zeichen habe ich vernommen. Jetzt, mein liebes Kind, weißt du es."

Darauf stand es noch an sechs Wochen lang, und der gute Mann war eingegangen in das Reich, wo die Seligen den Harfenklängen des gesalbten Sängers David lauschen.

Der Adlerwirt von Kirchbrunn.

Erster Abschnitt.

„Also vorwärts!" rief das Männlein und sprang flink in den Wagen. „Wolfram, komm an meine grüne Seite, du hast ganz nett Platz neben dem alten Knaben! Wir wollen ja schwatzen unterwegs!"

Demnach setzte sich der junge Kutscher nicht auf den Bock, sondern schickte sich an, vom bequemen Sitze des Landauers aus die Pferde zu leiten. Es waren zwei muntere Braune, deren glatte Haut einen feinen Seidenglanz hatte, als ob sie wie das Riemzeug gewichst worden wäre.

Der Kutscher war Wolfram Seltensteiner, der junge Wirt vom „Schwarzen Adler" zu Kirchbrunn. Ein froh und freundlich in die Welt blickender Blondkopf von etwa dreiundzwanzig Jahren. Und also hatte ihn jemand gekennzeichnet: „Ein Gesicht länglich-rund wie ein Tauben-Ei, Augen hell und blau wie der Himmel im Mai, Nase schlank und stramm, rote Oberlippe keck und zahm, der Mund so angetan, daß er gut lachen und küssen kann. Vom Scheitel bis zur Zehe hinab ein schlanker, hübscher, gesunder Knab'."

„Junger Mann!" rief ihm der kleine Alte zu, „stelle ja nichts an! Wenn du durchgehst und ich erlasse auf dich denselbigen Steckbrief, so kommst du nicht weit, die Weiber fangen dich ein!"

Einen Schnalzer mit der Zunge machte der junge Mann, da trabten die Rößlein fürbaß.

„Behüt' Gott, Herr Professor! Kommen Sie fein wieder im nächsten Jahr!" So riefen jetzt die vor dem Wirtshause stehenden Leute. Männer schwenkten die Hüte, Weiber die Sacktücher.

Das ältliche Herrlein im Wagen streckte die offene Hand zurück nach den Leuten, als wolle er ihnen noch wie Körner die Worte hinstreuen, die er sprach: „Grüß Gott das letztemal und gebet acht, Kinder, daß ihr nicht weniger werdet, bis ich wiederum komm', und betet manchmal ein Vaterunser oder ein Schnaderhüpfel für den alten Professor Nix!"

Der Wagen rollte die glatte Straße davon und verschwand bald im tauenden Herbstnebel.

„Ist ein lieber Herr!" sagten jetzt die Zurückbleibenden untereinander, „ist ein lustiger Herr! Alleweil heiter! So pudelnärrisch und so gescheit dabei! Wer wird uns jetzt Geschichten erzählen und die närrischen Liedeln lehren am Feierabend! Rätsel aufgeben, Zaubereien vormachen und guten Rat austeilen? Das ist ein lieber Schatz!"

„Er heißt nix!" brummte einer der Umstehenden geringschätzig.

„Was sagst du! der Professor heißt nix? Ich denk' wohl ein bissel mehr wie du!"

„Und er heißt Nix!" lachte jener.

„Nix heißt er!" lachten jetzt auch die übrigen.

„Wenn ich nur wüßte, woher er den dummen Namen hat!"

„Muß ein Spitzname sein. Weil er allemal nix antwortet, wenn man ihn fragt, wer er ist, was er treibt, was er weiß, was er hat, was er will! Er ist nix und treibt nix und weiß nix und hat nix und will nix! Darauf haben sie ihn den Professor Nix geheißen."

„Ist nicht wahr!" rief der Nagelschmied. „Seit Jahren kommt er auf die Sommerfrische nach Kirchbrunn, wir kennen

ihn als einen lieben Kerl. Das ist etwas! Nachher geht er in der Gegend umher, Pflanzen sammeln, Bäume und Hunde zeichnen, traurige Leut' lustig machen. Das ist auch etwas. Er weiß zu erzählen von Himmel und Erden, von den Russen und Franzosen; auch wie die Eisenstiften gemacht werden, weiß er, und wie er zu mir einmal in die Werkstatt kommt, nimmt er mir das Zeug aus der Hand und macht den Eggnagel fertig, daß es nur so eine Form hat. Das ist schon was, meine lieben Leut'. Wer ein Handwerk kann! Handwerk ist besser wie Kopfwerk! Nur für Nixhaben und Nixwollen mag sein Name passen, ich hab' mir oft gedacht: Der lebt von der Luft und vom Wasser und vom Lustigsein."

„Er hat gegessen und getrunken und seine Sach' bezahlt!" berichtete der alte Adlerwirt, der in Hemdärmeln und unter dem grünen Samtkäppchen am Pferdetrog stand und mit dem kurzen Worte die Ehre seines Hauses und seines Gastes rettete.

Der Wagen fuhr mittlerweile hinaus über Wiesen und Fluren, durch Dörfer und Wälder, dem Bahnhofe in Geßniß zu.

„Wolfram!" sagte der kleine hagere Mann, den sie den Professor Nix geheißen hatten, „warum rauchst du heut' keine Zigarre?"

„Weil ich keine habe," antwortete der Bursche und zog den Leitriemen an.

„Was ist denn das?" fragte der Professor und tippte an Wolfram's Brusttasche, aus welcher ihrer drei oder vier Glimmstengelspitzen hervorguckten.

„Das da?" fragte der Bursche schmunzelnd entgegen, „das sind Zigarren."

„Knabe, du glaubst, daß mir der Rauch unangenehm sei!"

„Wer selber nicht raucht —“

„Ich will dich nicht zwingen. Weiß nur, daß man den Mund nicht gern leer stehen läßt. Wir Alten schwatzen, ihr Jungen wollet busseln oder rauchen. Zum Busseln wirst keine im Sack haben. Also steck' etwas anderes in Brand!“

Lachend zündete Wolfram sich eine an.

Als sie aus dem Gebirgstal in die Fläche herausgekommen waren und am Dorfe Schwambach vorüberfuhren, kehrten im dortigen Wirtshause, denn es war Sonntag, gerade vier Musikanten ein: ein Trompeter, ein Klarinetter, ein Geiger und ein Baßgeiger.

„Was denkst du darüber?“ fragte Professor Nix seinen Kutscher.

„Bis ich zurückfahre, wird's schon umgehen,“ antwortete dieser. „Der Schwambacher gibt einen Freiball.“

„Du, da gib nur acht, daß dir die Pferde nicht scheuen auf der Rückfahrt! Ein paar feurige Tiere, die du hast!“ so neckte der Alte.

Auf der Hochebene, über die sie nachher wieder dahintrabten, kamen sie in einen Eichenwald, an welchem bereits die Blätter gilbten. Manchmal wehte ein goldig leuchtendes Blatt nieder auf die weiße Straße und der Wald war so still und feierlich, daß es dem Professor wie ein Seufzer aus der Brust kam: „Ja, der Herbst!“

Jetzt sahen sie neben der Straße im Laubwerk und Schlinggewächse zwei Mädchen. Junge, erwachsene Mädchen, das eine in putziger Bauerntracht, das andere bürgerlich angetan; das eine mit einem roten Tuch über dem Haupt, das andere mit einem schwarzen Hütchen. Die unter dem Tuche hatte ein lachendes Rundgesichtl, die unter dem Hute war blaß und ernsthaft und hatte schwarze Augen.

„Was wollen denn die?“ fragte der Professor den jungen Kutscher.

„Sie haben Körbe bei sich. Wahrscheinlich Brombeeren pflücken.“

„Wollt' ein Madel früh aufstehn,
Wollt' gehen in den Wald,
Wollt' Brombeer brocken gehn“ —

trillerte der Alte. „Kennst du das?“

„Ja, man singt so,“ antwortete Wolfram.

„Wenn du der Jägerssohn wärest,“ neckte der Alte weiter, „mit welcher von den Zweien wolltest du Brombeer brocken?“

„Weiß 's nit,“ sagte der Bursche.

„Na, dann ist es mit dir noch nicht gefährlich!“ lachte der Professor, dem Burschen auf die Achsel klopfend.

„Just übel wär' keine — von den zweien,“ sagte der Wolfram.

„Na, dann ist es gefährlich,“ setzte jener bei. Sein frisches Gesicht unter dem grauenden Haar war plötzlich ernsthaft. Und die Mädchen waren ihren Augen entschwunden.

Als der Wagen wieder aus dem Walde kam, sah man in der Ferne die zwei weißen Türme von Geßnitz. Sie leuchteten nur schwach durch die nebelgraue Luft. Hinter dem stattlichen Marktflecken die Berglehne konnte man nicht mehr erkennen. Und gerade dorthin hatte Wolfram sein Auge gerichtet.

„Siehst du den Salmhof?“ fragte ihn der Professor.

„Man sieht nichts,“ antwortete der Bursche.

„Liegt sie dir im Sinn?“ fragte der Professor.

„Aber ich kenne sie ja gar nicht,“ entgegnete Wolfram. „Das ist wieder nur so von meinem Vater etwas. Weil sie

Geld hätte, meint er. Ich denke, es muß nicht alles Geschäft sein, was der Mensch tut."

„Brav bist, mein Sohn!" sagte der Professor, „für Geld heiratest keine. Aber ganz verachten mußt auch das Geld nicht, wenn sie zufällig eins hat. Geld ist Mist, aber Mist ist Dung, und Geld ist der Dung des ehelichen Glückes."

„Die Salmhoferische wäre mir auch viel zu fürnehm," bemerkte der Bursche, „die will höher fliegen als auf ein Wirtshaus, sagen sie. Körbe kann ich auch in Kirchbrunn haben, da brauch' ich d'rum nicht gar bis Geßnitz zu gehen."

„Junge!" rief der Alte und hieb ihm die Hand auf den Rücken, „du bist nur zu wenig keck! Ein Kerl, wie du bist, verlegt sich nicht auf Korbhandel. Aber auch nicht dreinpatschen! Keck und klug sein!"

Der Wolfram schwieg. Über die Hochebene her strich ein kühler Wind, der brachte Regenschauer.

„Ist schon gut," rief der Professor ins Weite hinaus; „Herrgott, ich sehe deinen guten Willen, mir den Abschied von der Sommerfrische so leicht als möglich zu machen. Hast du nichts dagegen, Wolfram, so machen wir den Wagen zu!"

Das war bald geschehen, aber dann saß der Kutscher auf dem Bock und der alte Herr in dem finsteren Lederkotter. An das hatte er nicht gedacht. Nach einer Weile klärte sich der Himmel wieder, und da waren sie auch schon in Geßnitz auf dem Bahnhof. Professor Nix sprang rüstig aus dem Wagen. „Wolfram, mein Sohn!" sagte er noch, „geweint und gelacht wird nicht. Höre auf zum Wachsen, bleibe munter und mach' keine Dummheit. So Gott will, im nächsten Sommer komme ich wieder!"

Damit sprang er auf das Trittbrett, denn es läutete das drittemal und der Sommerfrischler dampfte ab in die große Stadt.

Wolfram schaute dem Zuge nach und dachte: Der Professor Nix! Seinen bluteigenen Oheim kann man nicht lieber haben. Die elf Jahre kommt er schon nach Kirchbrunn und ist immer der Gleiche. Wenn er lacht, ein Kind, wenn er schwärmt, ein Jüngling, wenn er guten Rat gibt, ein Greis. Wenn man nur eigentlich wüßte, wie alt! Die Leute tragen ihn auf den Händen, das deutet auf ein Kind hin. — Und jetzt, Fuchsen, heimwärts nach Kirchbrunn.

Der Bursche war seit fünf Minuten anders geworden. Früher der fast befangene, wortkarge, dienstwillige Dorfwirt, der sein Verhältnis fühlt dem vornehmen Gaste gegenüber; jetzt der aufgeweckte, keck dareinschauende Hausbesitzerssohn von Kirchbrunn, sein eigener Diener und Herr, Kutscher und Kavalier zugleich auf dem Wagen. Nachdem er im Posthause etliche Briefe abgegeben, ein Kistchen mit Likören in Empfang genommen und auf dem Kutschbocke noch ein paar Gläser Bier ausgetrunken hatte, ließ er seine Zunge schnalzen, das ersetzte bei dem klugen Rößlein stets die Peitsche, und ließ heimwärts traben.

Bei einer Straßenbiegung sah er vor sich an der Berglehne einen stattlichen Bauernhof liegen; der nahm sich fast schloßartig aus, hatte sogar ein Türmchen, auf dem eben Mittag geläutet wurde. Es war, als ob die Glocke zur Straße herabriefe: Komm, komm! Komm, komm! — Allein der Wirtssohn aus Kirchbrunn fuhr stolz vorüber. — Oh, zu der hätte ich weit! dachte der Wolfram. Wenn ich jetzt zur Haustochter im Salmhof hinauffahren wollte, um zu freien, da müßt' ich erst wissen, ob sie mich gern hat. Und ihr Gernhaben möchte mich nur freuen, wenn ich in sie verliebt wäre. Und verliebt in sie könnte ich etwa nur sein, wenn ich mit ihr bekannt wäre, und das ist wieder nur möglich, wenn man sich einmal gesehen hat. — Ich weiß gar nichts von

ihr, als daß mein Vater sagt, das wäre eine Frau für den „Schwarzen Adler“ zu Kirchbrunn. Gott, bis sich so ein langer Faden abwickelt! Und am Ende wär' nachher eine Unrechte im Knäuel. Hübsche Dirndln haben kein Geld. Reiche sind oft nicht recht sauber. — Hia, Füchseln! Heimzu geht's! —

Der Himmel hatte sich fast aufgeheitert, es ward ein sommerlich warmer Mittag. Als der Wagen in den Eichenwald kam, leckerte es die Pferde nach grünem Kraute, das am Wege wuchs, und sie nahmen im Vorbeigehen manche Schnauze mit sich.

„Wenn es euch so sehr nach Preiselbeerkraut und Enzianen gelüstet,“ sagte der Wolfram, „ich fände zwar nichts Gutes dran, aber es sei euch wohl vergunnt. Spannen wir ein bißchen aus.“

Er ließ den Wagen ein wenig von der Straße seitwärts auf ein grünes Angerlein ziehen, löste die Pferde los und hieß sie sich frei ergehen zwischen den Bäumen. Er selbst schlenderte auch so dahin, und da es gar warm und wohlig geworden war und die Pferde eine prächtige Grasbank gefunden hatten, so streckte er sich aufs Moos. Ein Stündel Rast kann nicht schaden. Heute ist ja doch alles beim Schwambachwirt, und in Kirchbrunn nichts los. Da kommt man noch früh genug heim. — Die Arme unter dem Haupte, so lag er auf dem Rücken schlang ausgestreckt und schaute in die hohen Baumkronen auf. — Warum im Herbst die Vögel nicht singen wollen! dachte er, kein einziger! Ist es denn gar so schlimm? Ich merke keinen Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst . . . .

Fast ein wenig geschlafen mußte er haben. Regentropfen weckten ihn auf. — Ja, Knabe, es ist doch ein Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst. — Eilig stand er auf, die

Pferde waren nicht weit, er führte sie über das weiche Moos hin gegen den Wagen. Jetzt erlebte Wolfgang eine Neuigkeit. In seinem Wagen hatten sich fremde Wesen eingeheimt. Er hörte schon von weitem kichern und lachen. Die zwei Brombeermädchen waren vom Sprühregen unter dieses Dach gejagt worden und der Fürwitz der einen hatte alsogleich Besitz ergriffen von dem herrenlosen Wagen, der so mutterseelen allein unter den Bäumen stand. Der Schlag zu beiden Seiten geschlossen und zugefenstert, so hockten sie nun darinnen auf dem Lederpolster und waren just daran, in diesem feinen Gelasse ihr mitgebrachtes Mittagsmahl zu verzehren. Brot und Käse hatten sie, das schnitten sie auf dem Schoße säuberlich in Stückchen, naschten auch von den gesammelten Brombeeren dazu. Die eine mit dem blassen Gesichtchen war ernsthaft, die andere mit den blühenden Wangen und dem roten Kopftuche darüber war voller Schalkheiten und sie nahmen es nicht wahr, daß draußen vorsichtig angespannt wurde.

„Hui sauer!“ kicherte die Vorwitzige; „da wär' mir schon ein Bussel lieber.“

„Das kannst auch haben, Frieda,“ sagte die andere und tat, als wollte sie einen Kuß hergeben.

„Geh, geh, Haustochter Kundel!“ wehrte die Frieda ab, „da müßtest erst einen Schnurrbart haben!“

„Ah so!“ antwortete die andere. „Wie kommst du mir denn vor, Jungdirn?“

Da trillerte die Frieda:

„Busserlgebn, busserlgebn,
Das is nit Sünd,
Hat mir's schon d' Muater glernt
Als a kloans Kind!“

„Ich kann da nicht mitreden,“ gestand die mit dem Hütchen. Das war ein kleiner Stich.

„Mich ärgert's nur," warf die Frieda ein, „da reden und singen sie immer davon, daß einem ordentlich der Mund wässerig wird, und wann's Ernst werden will, ist's verboten. Und das ist auch dumm: Gern möcht' man's probieren, und kommt einer, schwupps hat er eine auf der Wange!"

„Wer wird denn so leckerig sein!" sagte die Kundel, „das sind lauter Dummheiten."

„Weißt, von wem ich ein Bussel möcht'?" gab das frische Rundgesichtl zu raten, dem es an der Zeit schien, schalkhaft einzulenken.

„Wahrscheinlich von einem schönen Junggesellen," antwortete die Kundel, und warf die Worte nur so hin.

„Von einem Mannsbild nit!" versicherte die andere. „Von einem Mannsbild möcht' 's mir grausen. Weißt du: Ein Kindel, wenn ich hätt', von dem möcht' ich ein Bussel."

In demselben Augenblick machte der Wagen einen Ruck und rollte davon.

Einen grellen Schreckruf hatten die beiden Mädchen ausgestoßen und dann ein Jammergeschrei erhoben. Das nützte nichts und schadete nichts, die Rößlein trabten flink die Straße entlang, der Wolfram auf dem Bocke schnalzte tapfer mit der Zunge, und so rollte es dahin wie der Wind, die Richtung gegen Kirchbrunn. Der Wolfram hörte das Gekreische und Hilfegeschrei in der Kutsche, er schmunzelte bei sich: „Das ist kein schlechter Spaß, ich entführe sie zum Freiball nach Schwambach. Zwei fremde Brombeerbrockerinnen, denen die Brombeeren nicht süß genug sind. Na, wartet!"

Als die gefangenen Dirndeln merkten, daß ihr Geschrei nichts richtete und das Hinausspringen zum Wagenschlag gefährlich sei, wurden sie mäuschenstill und berieten unter sich.

„Zwei Rösser sind angespannt und auf dem Bock ein

Mannsbild!“ flüsterte die Kundel. „Frieda, was wird mit uns geschehen?“

„Haustochter, wir kommen ins Afrika und werden als Sklaven verkauft,“ antwortete die in dem roten Tuche mit einer Ernsthaftigkeit, in der man den Schelm kaum herausmerkte.

„Ich spring' aus!“ rief die Kundel.

„Dann bist hin!“ antwortete die Frieda. „Ich glaube, wir bleiben hübsch sitzen. Kommen wir durch eine Ortschaft, so schlagen wir Lärm.“

„Um keinen Streich!“ versetzte die Kundel. „Die Schande! Eher laß ich mich entführen bis zum großen Wasser, dort springe ich hinein.“

Die Frieda hatte mittlerweile zum Fenster hinausgelauert und gefunden, daß der Mann auf dem Kutschbocke, soweit man von ihm etwas erblicken konnte, nicht allzu schrecklich aussehe. Ja, es wollte sie bedünken, als hätte sie diesen Menschen schon irgendwo gesehen, ohne Furcht vor ihm zu empfinden. Darüber waren die beiden nun ein bißchen getröstet.

Draußen regnete es, die Tropfen schlugen scharf ans Fenster und Nebel hatten sich niedergelegt über die Ebene, daß es schier dunkel ward. Und der Wagen rollte unablässig fort und in das Ungewisse hinein.

„Ach, mein junges Leben!“ so die Kundel. „O dieses Brombeerbrocken.“ Sie sagte es ganz kühl.

„So kommt es, wenn man am Sonntag die heilige Messe versäumt und im Walde umgeht,“ sagte die Frieda lustig.

„Zwick' mich am Arm!“ bat die Kundel launig.

„Du kommst mir wunderlich für, Haustochter. Warum soll ich dich jetzt am Arm zwicken?“

„Damit ich wach werde. Drei Heuschöber verwett' ich, das ist nur ein Traum. Ich habe vor kurzer Zeit eine Ritter-

geschichte gelesen, wie der Raubritter Kuno das schöne Burgfräulein Adelgunde auf einem Rappen entführt hat. Das kommt mir jetzt im Schlafe vor. Ich bitte dich, wecke mich doch auf! Zwick' mich!"

Frieda kicherte. „Wenn es bei mir auch ein Traum sollt' sein, dann sei so gut, wecke mich nicht auf," sagte sie. „In einer so fürnehmen Kalesch' bin ich mein Lebtag noch nie gefahren und werd' auch gewiß nicht mehr die Gnad' haben. Jetzt laß ich mir's schmecken und denk' an nichts. Wenn er uns hinführt, so muß er uns auch zurückführen, jetzt kommt mir die Kurasch."

„Frieda, du bist schrecklich leichtsinnig!" sagte die andere.

„Du bist nicht leichtsinnig und mußt auch mit."

„Wenn ich glücklich davonkomme, so stifte ich eine Kapelle im Eichenwald," spottete die Kundel.

„Und ich gehe hinein beten!" nahm die Frieda sich vor. „Jetzt wollen wir gnädige Frau spielen und Brombeeren naschen."

Die Brombeeren wären großenteils auf dem Kutschboden zu suchen gewesen, auf welchem sie zerstreut umherlagen.

„Sind die Rösser schwarz?" fragte die Kundel plötzlich.

„Fuchsbraun," antwortete die Frieda.

„Gott sei Lob und Dank!" warf die Kundel hin.

„Warum?"

„'s kunnt auch der Teufel sein Spiel haben!"

„Ich weiß mich nicht schuldig. Bin eine arme Magd."

„Schuldig weiß ich mich auch nicht," sagte die Kundel, „aber dem Ritter Kuno traue ich um keinen Preis."

„Ritter machen mir wieder nichts," gestand die Frieda, „aber wenn gerade so ein sauberer Bauernknecht käm', da wollt' ich für nichts gutstehen."

„Oder ein kernfester Holzknecht aus dem Siebenbachwald!“ neckte die andere.

„Ich bitt' dich, Haustochter, ich mag nichts hören von ihm,“ so antwortete die Frieda.

Ähnliches sprachen sie halb im Ernst, halb im Scherz, halb in Verwirrung. Der Jungmagd Frieda kam es possierlich vor, daß sie heute einmal mit der gleichen Elle wie die Haustochter gemessen wurde. Plötzlich hielt der Wagen. Ringsum standen, von nässelnden Nebeln halb verschleiert, Scheunen und Häuser, und aus einem solchen klang helle und grelle Tanzmusik.

„Du,“ flüsterte die Frieda zur Genossin, „jetzt kenn' ich mich aus, wir sind in Schwambach.“

Zweiter Abschnitt.

Der Wolfram öffnete den Wagenschlag. „Schöne Jungfrauen,“ sagte er, „da sind wir. Ich bin der Adlerwirt aus Kirchbrunn, ein durch und durch bösartiger Geselle, und lade euch zu einem Tanzel mit mir beim Schwambachwirt.“

Die mit dem roten Tuche wollte zeigen, daß sie sich durchaus nicht so leicht ins Bockshorn jagen lasse, sie machte daher, rasch aus dem Wagen steigend, einen Knicks und sagte: „Wird uns eine große Ehr' sein! Aber nimm dich in acht, Adlerwirt, wir sind auch bösartig.“

„Nachher stimmt's,“ versetzte der Wolfram, und übergab Roß und Wagen dem Hausknechte. Er nahm die eine gleich am rechten Arme, während die andere sich an seinen linken hielt. Diese schwieg, dachte aber bei sich: Ist er nett, so wird's sein, und sonst wird er gefoppt.

Also trat zum Erstaunen der Leute der Schwarze Adler von Kirchbrunn mit den beiden hübschen Dirndln ins Haus und alsogleich die Stiege hinan auf den Tanzboden. Einen

funkelnden Silbergulden warf er auf den Spielleuttisch, da schrien die Pfeifer und Geiger vor Freuden auf, und einen „gestrampften“ Steirischen tanzte der Wolfram mit der, die Frieda hieß. Wenigstens ein Dutzend junger Paare reigten zugleich, die Burschen mit den Händen klatschend, mit der Zunge schnalzend, lustig jauchzend oder kecke Liedl singend, die Mädchen sich den Tänzern sanft anschmiegend, ihre Köpflein hingegen an die Brust der Burschen legend; manche schloß also im Arme des Trauten die Augen, als wolle sie die Süßigkeit bis an die äußerste Grenze austräumen. — Macht es nicht auch Frieda so? Liegt sie nicht hingegossen an die breite wogende Brust Wolframs, von seinen Armen fest umschlossen, von seinem Auge, das unverwandt auf ihrem Gesichtl ruhte, bewacht, und angeweht die heiße Stirn, die glühenden Wangen von seinem Atemhauch! Wohl war's nach ihrer scheinbar gelassenen Sicherheit zu vermuten, daß sie heute vielleicht nicht ganz das erstemal einer solchen Kopflehne sich erfreute, doch aber der Unterschied! Ach liebe Zeit, was nicht für ein Unterschied ist zwischen Mannsbild und Mannsbild! — O du herziger Schatz! dachte sich Wolfram, dich habe ich gefangen, wie man das Vöglein fängt mit der Falle, und dich laß ich nimmer frei, nimmer! mein Lebtag nimmer. Die Frieda, die dachte gar nichts mehr, sie fühlte, als würde sie hingetragen durch die Lüfte, hoch über den Erdboden, hoch über den Wolken — wohin? Das wußte sie nicht, war ihr auch ganz gleichgültig.

Endlich war der Tanz aus. Der Wolfram ließ seine Genossin lockerer und erinnerte sich nun, daß er deren zwei gehabt hatte. Wo war denn die andere! — Der Schwambachwirt hatte schon Lichter aufgesteckt im Saale, aber die andere war nicht zu sehen. Sie wird schon auch gut aufgehoben sein, flüsterte eins dem andern zu, und die beiden machten sich

nicht viel daraus. Mittlerweile tranken sie auch Wein, die Frieda mit, der Wolfram ohne Zucker. Die Leute ringsum wurden immer lauter, lustiger und toller, und Weindunst und Menschendunst betäubten die Herzen und regten sie auf. Dort und da im dämmernden Winkel lauerte ein Einschichtiger und schleuderte scheelsüchtige Blicke auf die glücklichen Pärchen, wovon viele ganz in sich selber versunken und weder Auge noch Ohr hatten für die Umgebung. So auch der Adlerwirtssohn von Kirchbrunn und seine Entführte. War nur erst der Abend vorgerückt, dann wollte er mit ihr ein unbelauschtes Plauderstündchen halten und sie nach ihrem Herkommen fragen. Übrigens war es recht reizend, daß er nicht wußte, wer sie war, und falls er hätte voraussetzen können, daß auch er ihr unbekannt gewesen, tat es ihm fast leid, sich vorgestellt zu haben. Sich so weltfremd sein und sich so innig umschlungen halten, das ist ja doch ein Hauptspaß, wie es nicht leicht einen zweiten gibt.

Als es draußen rabenschwarze Nacht geworden war, trat durch das Gedränge ein Holzknecht aus der Kirchbrunner Gegend auf den Wolfram zu und sagte: „Der Adlerwirt soll hinaus kommen in den Hof, dort möcht' wer sprechen mit ihm."

Aha, fiel es dem Burschen bei, die andere! Jetzt will die andere dran. Hätte sie sich nicht einen anderen aussuchen können? Nun aber, da er sie schon mithergeführt hat, muß er auch bei ihr Ritterdienste verrichten.

Es war aber nicht *die* andere, sondern *ein* anderer, der im Hofe seiner wartete. Am Brunnentroge lehnte er und vom Küchenfenster hinaus fiel das breite Licht auf seine Gestalt. Ein baumstarker Kerl stand da, in der Tracht der Gebirgsholzhauer, mit krauswucherndem Bart und tief ins Gesicht gedrücktem Hute.

„Grüß dich Gott, Adlerwirt! Geh nur her! Komm nur

herüber da!“ Also lockte der ruppige Geselle mit einem zarten Fistelstimmlein den Wolfram hinter den Brunnentrog.

„Wer ist's denn?“ fragte der Wolfram.

„Komm nur her zu mir!“ sagte der andere.

Der junge Adlerwirt erkannte in dem Manne jetzt einen Holzarbeiter aus dem Siebenbachwalde, welcher von den Leuten der Schopper-Schub genannt ward. Der Mann war mehrmals schon im Adlerwirtshause zu Kirchbrunn eingekehrt, hatte sich dort aber stets in die hinterste Ecke gesetzt, ein paar Nipper Branntwein getrunken und dabei stier vor sich auf den Tisch geblickt. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, aber stets im Äußern so zerfahren und ungepflegt, daß es sogar den Weibern zweifelhaft schien, ob das ein hübscher oder ein häßlicher Mann sei. Er war nicht in der Gegend daheim und man wußte nicht viel von ihm, als daß er ein tüchtiger Arbeiter, sonst aber ein ungeselliger und sonderbarer Mensch wäre. Irgend jemand wollte von seiner Vergangenheit etwas gehört haben und deutete an, daß in derselben so etwas wie Brandgeruch zu verspüren wäre.

„Du bist ja der Holzknecht Schopper,“ sagte nun der Wolfram.

„Ah, kennst mich schon?“

„Was willst denn von mir?“

„Auf ein ganz kleines Wörtel, Adlerwirt. Da stell dich her, daß ich auch was seh' von dir, so.“ Hernach hob er seine Stimme in eine noch weichere Tonlage und sagte: „Adlerwirt, was geht denn dich die Frieda an?“

„Welche Frieda?“

„Tu' nicht so, mein Lieber, liegt dir doch nur eine im Kopf. Wo hast sie denn her, deine Tänzerin?“

„So?! Meine Tänzerin? Wen kümmert denn die?“

„Die wird schier mich kümmern, Adlerwirt.“ Dann

wurde er um einen halben Kopf höher und setzte in einer keuchenden, wie vor Wut erstickten Stimme bei: „Wenn du mir sie nochmal anrührst, nachher —"

„Nachher — ? — Nun!" also jetzt der Adlerwirt und stellte sich stramm vor den Waldgesellen hin.

„— nachher, mein Lieber, siehst du keine Sonne mehr aufgehen!"

Der Wolfram trat einen Schritt zurück, so daß er über den Unterbalken des Troges stolperte. In demselben Augenblicke war der finstere Bursche schon über ihm, in der Hand das blinkende Messer.

„Stechen?!" schrie der andere, im Hause gelte die Musik, polterten die Tanzenden.

„Stechen —" sagte es der Waldmensch langsam nach und ließ den Arm sinken. „Nein, jetzt noch nicht. Du hast es vielleicht nicht wissen können, daß sie mein ist. Das Unband sagt's ja keinem! Aber aufgesetzt ist sie mir! Das Grausen, das sie haben, diese Gäns', vor einem Manne, der kein Nest hat und bei dem 's Weib selber sein Brot muß verdienen. Na freilich, besser ist's schon, wenn das Manndel alles zusammenschleppt, was Weib und Kind not haben — ich glaub's. Ein armer Holzarbeiter kann so was nicht leisten und desweg ist er der Niemand bei den Weibsbildern. Aber wenn eine ins Wasserfloß stürzt und unters Mühlrad kommt, da ist er gut genug, der Waldbär, daß er sich gegen das Rad stemmt, ehe die Kröt' — Kreatur, will ich sagen — hin ist."

Der Wolfram war wieder frei geworden und so fragte er nun: „Red' deutlich, wie steht es denn mit ihr?"

Da beredeten sie es ganz vertraulich. Sagte der Schopper: „Hast es nicht gehört, im vorigen Winter? Am Faschingdienstag! Der Salmhofer läßt seine Leute zum Freiball gehen nach Geßnitz. Die Frieda auch mit. Ich vor sie hin, werb'

um einen Tanz. Dank schön! sagt sie und geht einem anderen nach. Sich halb zu Tod tanzen und beim Heimgehen in der Nacht auf dem Steg schwindelig werden — und plumps in den Mühlbach. Schwimmen kann sie wie ein toter Spatz, und schnurgerade der Mühle zu, wo das Rad geht. Teuxl, wenn ich ihr in derselbigen Nacht nicht wäre nachgeschlichen! Gleich spring' ich in die Radlaufe, stemm' mich an. Das Zeug steht still, und wie mein stolzes Schätzes dahergeschwommen kommt, zieh' ich's heraus und sag': Guten Morgen! — Nach einer langen Weile, wie sie wahrnimmt, wo und bei wem sie ist, und wie sie fertig ist vom Wasserspucken, sagt sie: Dank schön! und läuft davon. Just wie auf dem Tanzboden. Dank schön! sagt sie und läuft davon."

„Das ist brav von dir gewesen," fand der Adlerwirt.

„Still sei!" knurrte der Holzhauer, „gelobt bin ich schon mehr als genug worden, das hilft mir nichts. Die Dirn will ich haben."

„Hätte ich das gewußt," also der Wolfram, „daß du ein Recht auf sie hast, so wollt' ich mich nicht an sie gemacht haben. Aber das möchte ich wissen: hat sie dich auch gern?"

Jetzt zuckte der andere zusammen, preßte das Gesicht in den Ellbogen seines Armes.

„Zur Liebe kann man niemand zwingen," sagte der Wolfram.

„Verfault! Ihre Knochen von den Würmern abgenagt, wenn ich nicht bin!" gurgelte der Waldmensch. „Und ihr Leben, mit dem sie jetzt da drinnen wie eine Mairose steht, das hat sie von mir, das gehört mir! Und wenn ich zum hohen Gericht gehe, so muß es mir zugesprochen werden."

„O du armer Mensch," sagte nun der Wolfram. „Leben und Liebe, das wird wohl ein Unterschied sein. Dir ist gewiß

noch die Zeit im Kopfe, wo die Leute leibeigen gewesen sind. Wen du dazumal gekauft oder gewonnen hast oder auf der Straße gefunden oder im Mühlbach, der ist dein gewesen. Das ist anders geworden. Eine Dienstmagd hat freilich auch ihren Herrn; wenn ihr wer das Leben rettet, so soll sie dankbar sein, aber ihr Herz kann sie verschenken, an wen sie will."

„Nachher ist's aus," sagte der Schopper-Schub.

„Hast sie denn gar so gern, Holzknecht?"

„Sündhaft gern. Und schon lang her. Und gerade die! Und just die! Als ob ich besessen wär'! Hör' zu, Wirtsbub, ich will mich jetzt ausreden. Zu Wallischdorf draußen habe ich einen Vetter, der hat mir vor einem Jahre sein Bauerngut wollen in Pacht geben, es wär' mir besser gangen, als wie da oben im Siebenbachwald. — Ich habe nicht fort können — ihretwegen nicht. Alle Sonntage gehe ich hinaus in die Geßnitzerkirchen und stehe hinter dem Turmpfeiler und schau' hin auf den Platz unter der Kanzel, wo sie sitzt. Und geh' dann wieder in den Wald zurück. — Wenn ich wüßt', wer mir die hat angetan!" Er knirschte mit den Zähnen, als wollte er den Missetäter zermalmen.

Eine Magd, die mit dem Wasserzuber zum Brunnen kam, unterbrach dieses Gespräch. Der Schopper-Schub packte den jungen Adlerwirt am Arm und raunte ihm zu: „Hüte dich!" dann schritt er rasch über den dunklen Hof dahin.

Als der Wolfram in einer recht sonderbaren Stimmung zurück ins Haus kam, hörte er von mehreren Seiten zugleich, daß die Salmhofertochter von Geßnitz da sei! — Die Salmhofertochter! da horchte der junge Adlerwirt einmal auf. Und die Erregung im Wirtshaus war keine geringe. Das ist schon eine besondere Auszeichnung des Freiballes beim Schwambachwirt, daß ihn die Salmhofertochter besucht. Die Fürnehmste in der ganzen Gegend, die von den Burschen

heimlich Begehrte und doch nur wenig Umworbene; ist sie halt die Stolze, Unnahbare. — Ist sie mit ihrem Vater da? oder mit einer Gesellschaft von Geßnitzer Bürgern und Bürgerinnen? oder gar mit einem Bräutigam, der sie heute das erstemal als Braut aufzeigt! Das alles nicht! Ganz allein soll sie sitzen d'rin im Extrazimmer, nur die Schwambachwirtin bei ihr, welche ihr Gesellschaft leisten zu müssen glaubt, trotzdem sie draußen in der Küche alle Hände voll Arbeit hätte. Will denn niemand ins Stübel, die Salmhofertochter zu unterhalten? — Dachte der Wolfram: Kennen lernen möchte ich sie doch, dieselbige, von der es immer heißt, sie wäre die richtige Adlerwirtin. Was kann mir geschehen, wenn ich sie zu einem Tanz aufforderе? Weist sie mich ab, so drehe ich mich vor ihrer Nase mit einer anderen um und um.

Wie nun aber der Wolfram ins Extrazimmer trat, sah er am weißgedeckten, mit feinem Backwerk besetzten Tische neben der dicken Wirtin das schwarzbraune Mädel sitzen, welches er mit der anderen, der Frieda, in seinem Wagen kecklich dem Walde entführt und nach Schwambach gebracht hatte. Und das — das wäre die Salmhofertochter, die stolze Kundel?!

Er brauchte sich nicht erst nach einer Ansprache zu besinnen.

„Da ist er ja, der tapfere Ritter," so redete sie ihn schier ernsthaft und gelassen an. „Schön ist es nicht vom Adlerwirt, daß er sich um die zweite Entführte gar nicht mehr umsehen will, bevor er die erste zu Tode getanzt hat."

Der Wofram stammelte eine Entschuldigung. Die Kundel sah recht gut ein, daß es das beste sei, das Abenteuer, welches ihr gar nicht geheuer schien, ins Scherzhafte zu ziehen. Sie rückte daher ein wenig auf der Bank und sagte: „Setzen Sie sich nur willig her zu mir, es wird Ihnen nichts mehr anderes

übrig bleiben. Sie bieten mir jetzt ein feines Nachtmahl, tanzen einen mit mir und führen mich dann wieder nach Hause."

Das war alles so ernsthaft und kühl gesprochen, als ob sie zu einem Diener redete. Er setzte sich hin neben sie und tat, wie sie befohlen hatte. Alsogleich ward es im ganzen Hause kund: der schwarze Adler von Kirchbrunn und die Salmhofertochter von Geßnitz sitzen beieinander, essen und trinken miteinander wie ein Brautpaar. Und als die beiden gar Arm in Arm auf den Tanzboden traten, da wichen die Leute nur so in Staunen und Ehrfurcht zurück, daß das schöne junge Paar fast allein den Reigen tanzte im Saale. In der Ecke hinter dem Stiegenverschlag stand die Frieda, ein großer Schreck hatte ihr Antlitz blaß gemacht. — Er ist verspielt! so konnte sie noch denken, meine Haustochter hat ihn, da ist er verspielt für die arme Magd. Ist das ein Tag, dieser heutige Sonntag! — Wie das Paar in der Nähe vorüberreigte, trafen sich die Blicke des Wolfram und der Frieda. In diesem Augenblick war ihm, er tanze mit einem Stück Holz. Fast plötzlich, bevor der Tanz aus war, ließ er die Kundel los und machte vor ihr eine höfliche Verbeugung.

Es half ihm aber nichts, er hatte für den Abend ihr Ritter zu sein und war froh, als die Kundel den Wunsch aussprach, nach Hause zu fahren. Endlich saßen die beiden Mädchen wieder im geschlossenen Wagen und der Wolfram auf dem Kutschbock. Als sie aus dem Hoftor des Schwambacher Wirtshauses fuhren, noch zum Abschiede mit hellem Musikklang begrüßt, sah der Wolfram, wie hinter dem Pfosten sich der Waldmensch duckte — dann ging es fort, hinaus in Nacht und Nebel.

Die beiden Mädchen im Wagen führten nicht die angelegentliche Unterhaltung miteinander, wie auf der Herfahrt. Die Kundel war mürrisch und breitete sich so sehr aus, daß

die andere völlig in die Ecke gedrückt wurde. Wohl auch die Frieda war nicht aufgelegt zum Sprechen, sie hatte zu denken genug, und zu tun genug, ihre Gedanken nicht zu verraten. Wie erschrocken war sie daher, als die Haustochter mit einemmale den Mund auftat: „Eine wahr Schand' ist's, wie du dich heute aufgeführt hast!"

Es hatte schon den Anschein, als wollte die Magd nichts entgegnen, endlich sagte sie aber doch: „Kann ich etwas dafür, daß er zuerst mit mir gegangen ist?"

„Du hast dich ihm ja angeklettet! Männersüchtige Rassel, du!"

Nun sagte die Frieda nichts mehr.

„Ich werd' mir's merken," setzte die Kundel noch bei, und damit war das Gespräch zu Ende.

Der Kutscher Wolfram sah träumerisch auf die Bäume, Büsche und Wegplanken hin, die im Scheine der Wagenlaternen gespenstisch auftauchten und verschwanden. Die Laternlichter warfen im dichten Nebel eine Art Heiligenschein um die Kutsche. — Ein sauberer Heiligenschein, das! dachte der Wolfram; wenn ich heute nicht sündige, so geschieht's einzig nur, weil die Gelegenheit dazu fehlt. Jetzt kann ich in der ödweiligen Nacht den langen Weg dahinradeln und nachher wieder zurück. Ein hübsches Vergnügen. Bis ich nach Kirchbrunn komme, stehen schon die Leute auf. Das hat man von seinem Übermut. Sonst nichts. — Hia! den Braunen wird's auch schon zu dumm.

Endlich waren sie auf dem Marktplatz zu Geßnitz. Der Wolfram wollte halten, aber die Kundel rief zum Wagenschlag heraus: „Vorwärts! Zum Salmhof hinauf!"

Und nach einer weiteren Weile hielten sie vor dem großen Hofe, der mit seinen weitläufigen Gebäuden wie leblos dalag. Nur ein gewaltiger Hund reckte sich mitten im Hofe und der

knurrte ein wenig, schien ihm aber nicht der Mühe wert, sich weiter um das herangerollte Gefährt zu bekümmern.

Die Kundel wartete im Wagen, bis der junge Adlerwirt abgestiegen war und ihr den Arm zum Aussteigen bot.

„Und was wird jetzt mein Vater sagen?" fragte das Mädchen. „Wenn ich ihm nicht gleich nach der Ankunft in Schwambach einen Boten geschickt hätte, daß er weiß, wo ich bin — Sie hätten seiner Angst nicht geachtet."

Jauchzen wollte der junge Mann über dieses Wort, es war ein Herzenswort gewesen, das erste, welches er von ihr gehört. Ein gutes Kind kann wohl auch ein gutes Weib sein . . . Ei ja, mein Vater kann doch recht haben! Wer die einmal heimführt!

„Anläuten geh'!" herrschte die Kundel der Jungmagd zu, die schier kopflos dagestanden; und während diese nun an die Haustür eilte und den Glockenstrang zog, flüsterte die Salmhofertochter zum Wolfram: „Seien Sie schön bedankt, kühner Ritter! Aber wie böse ich auf Sie bin, das sollen Sie noch erfahren. Warten Sie nur! Schnell davon! Gute Nacht!"

Diesen raschen Abschied erklärte der Adlerwirt sich so, als sollten die Hausbewohner das nächtliche Gefährte nicht wahrnehmen dürfen; das war aber ein wenig anders, die Haustochter wollte es verhindern, daß er der Jungmagd gute Nacht sagen konnte. Und den Wolfram wurmte es richtig den ganzen Weg heimwärts, daß er ohne einen Händedruck, ohne ein einzig freundliches Wort von der Frieda hatte scheiden müssen.

Dritter Abschnitt.

Jetzt würde männiglich raten, daß am andern Tage der alte Adlerwirt zu Kirchbrunn seinem Sohne ein arges Wetter gemacht hätte. Anstatt am Sonntagnachmittage, war der

Wolfram mit den Rössern am Montag früh nach Hause gekommen!

Männiglich hätte aber schlecht geraten. Als am Montag nach zwölf Uhr mittags der Wolfram erwacht war und die Küchenmagd ihm den Kaffee ans Bett brachte, kam auch der alte Adlerwirt herein. Er brachte das Semmelkörbchen, schaute schmunzelnd auf den Burschen hin, der kerzengerade ausgestreckt da lag und gähnend sich noch ein Weiteres streckte.

„Geschlafen hast nicht schlecht," sagte der Wirt.

Jetzt kommt's, dachte der Wolfram, und er hat ganz recht, ich verdiene schon eine Portion.

Aber es kam nicht.

„Trink' ihn, so lange er noch heiß ist," riet der Alte, auf die Kaffeetasse deutend, „was Warmes tut immer gut nach einer solchen Nacht."

Der Wolfram richtete sich, auf den Ellenbogen gestützt, halb empor; der Hemdkragen war abzubinden vergessen worden, er lag noch um den Hals; durch die Spalte des weißen Hemdes sah man einen Teil der nackten Brust; das Gesicht des Burschen war ein wenig blässer als sonst, also daß der junge Bart um so dunkler schattete. Die wirren feuchten Haare hingen in braunen Tatzen und Ringen über die Stirn herab. Der Wirt schaute nicht ohne Wohlgefallen auf seinen Sohn. So ein hübscher Junge ist auch ein Kapital. Nun muß man ihn versilbern oder vergolden lassen. Sind ja auch in der Kirche die größten Heiligen vergoldet.

„Trau' einer noch einmal so einem Duckmäuser!" sprach nun der alte Wirt mit schwerem Wiegen des Hauptes und im Tone des Vorwurfes. „Wo unsereiner erst hindenkt, ist der schon gewesen. — Aber," fuhr er fort, „lachen habe ich auch müssen gestern abends. Wie der Weidknecht heimkommt, sag' ich: Wo denn heute der Wolfram stecken mag mit den

Pferden! Daß ihm am Ende kein Malheur passiert ist! — Oh, gibt der Weidknecht Antwort, dem jungen Herrn fehlt nichts, der sitzt draußen beim Schwambachwirt im Extrastübel und tut mit der jungen Salmhofertochter aus Geßnitz Nachtmahl essen. Wär nicht schlecht! sage ich. Ja freilich nicht, meint der Knecht und erzählt mir die ganze Geschichte, wie du sie mit dem Wagen zum Tanz geholt hättest. Teufel! denk' ich, der geht's scharf an! Der kennt sich aus. Ist ja wahr, je schwerer man an eine herankann, je kecker muß man sie anpacken. — Jetzt hast gewonnen, Wolf, und ich kann dir's nicht sagen, wie mich das freut. Wirst sehen, jetzt stehst auf einmal ganz anders da. Neider wirst genug haben, ich glaub's! Und nun, Wolf, kann ich dir's wohl sagen: wir brauchen eine reiche Heirat so notwendig, wie der Fisch den Schluck Wasser. Seit die neue Eisenbahn drüben geht, steht's nicht gut mit uns Wirtsleuten auf der Kirchbrunnerstraße. Zu harter Not, daß es mir bisher gelungen ist, unser Ansehen aufrecht zu erhalten, lange wär' das nicht mehr möglich gewesen. Wir stecken tief in der Schlamaß, mein Bub', wir stecken tief!"

Der Wolfram war von dieser Mitteilung nicht gerade erbaut, er sagte aber nichts darauf, sondern war von diesem bitteren Augenblicke an entschlossen, das Abenteuer mit der Salmhoferischen ernsthafter aufzufassen, als er es bisher getan.

„Schau nur dazu, Wolf, daß ihr bald Hochzeit macht!" mahnte der Alte noch. „Ist gut, daß dem Professor sein Zimmer leer geworden, das lassen wir jetzt gleich herrichten. Wird euch eh am liebsten sein, ist hübsch groß und ruhig."

„Ja ja!" sagte der Wolfram ziemlich barsch, um dieses Gespräch abzubrechen, welches ihm durchaus nicht heimlich war. Er sah sein Verhältnis zur Salmhofertochter lange nicht so rosig, als sein Vater, und wenn etwas Rosiges für

ihn dabei war, so konnte es nur das blühende Gesichtlein der — anderen sein.

Auf gar keinen Fall war es zu leugnen, daß Wolframs Sinn nach dem Salmhofe in Geßnitz stand. Und es ereignete sich auch, daß er nun häufig nach Geßnitz fuhr, immer in Geschäften, wie es hieß. Etliche Wochen vergingen so, da hatte der Adlerwirt die feinste Brautwerberfahrt veranstaltet.

Rollte eines Tages das sorgfältig aufgewichste Gefährte die Straße entlang gegen Geßnitz. Auf dem Bock saß heute der Pferdeknecht, aber hübsch mit flatterndem Hutbande. Im Wagen saßen der alte Adlerwirt und sein Schwager, der Herr Amtskontrolleur aus der Kreisstadt. Beide im schwarzen Anzuge, mit Seidenhut und bunten Halsmaschen. Dem Adlerwirt war besonders in den weißen, stramm um die fleischigen Finger gespannten Handschuhen höchst unbehaglich, er war nicht imstande, den einfachsten Handgriff zu tun, selbst den Überrock mußte — als es gegen Geßnitz hin schwüler wurde — der Herr Schwager ihm aufknöpfen, und als sie zur Wegmaut kamen, fanden die eingepferchten Finger in den Taschen kein Geldschnäppchen, so daß wieder der Schwager aushelfen mußte. Trotzdem war der Adlerwirt guten Mutes und hieb dem Genossen ein- ums anderemal die breite Hand auf den Oberschenkel: „Na, was meinst, Schwager, wirst stecken bleiben bei der Anrede?“

„Du wirst dir noch die Hundeledernen zersprengen!“ mahnte der Schwager fürsorglich.

Der Amtskontrolleur war ein dürres Herrchen, dem auch die Kampflust, das heißt die Brautwerbelust aus den Augen blitzte. Der Adlerwirt hatte ihn eigens für diesen Zweck aus der Kreisstadt verschrieben. Es fährt sich doch ganz anders auf mit einer Autorität aus der Stadt, die Schick kennt und Vornehmheit hat. Das Amt, in welchem der Herr Schwager

saß, oder vielmehr auf und ab sprang, bestand in einer Fahrkartenkontrolleurstelle auf der Pferdeeisenbahn.

Nun also, im Bewußtsein voller Ehrenhaftigkeit fuhren sie den Hügel hinan gegen den Salmhof. Da fielen ihnen die zahlreichen armen Kinder auf, die — obzwar schon zur Allerheiligenzeit — barfuß und in schlechten Gewändlein den Weg hin und her liefen. Durch das weit offenstehende Tor rollte der Wagen so rasch in den Hof, daß es mit einem der Kleinen schier ein Unglück gegeben hätte. Alsogleich stand auch der dienstbare Bursche da, der die beiden Pferde in Obhut nahm, während die beiden Herren sich an einen Mann wandten, um so gleichsam wie im Vorübergehen ein wenig die Wirtschaft begucken zu können. Der Angesprochene führte sie bereitwilligst durch verschiedene Gebäude, und überall war es erstaunlich. Dieser Wohlstand, dieser Überfluß in allem. Die Haustiere in schönsten Rassen, die Vorräte an Feldfrüchten, an Heu, an Werkzeug, an Wagen und Schlitten, an Häuten, Pelzwerk und Wolle, an Edelholz, kurz an allerlei, woran die meisten Leute gar nicht denken, geschweige es besitzen.

Nach einem solchen Rundgang im Hofe kamen sie zum Eingange in das stattliche Wohnhaus; das Untergeschoß desselben war gemauert und weiß übertüncht, der obere Stock aus Holz gezimmert. Es hatte viele Fenster, die größer waren als solche bei anderen Bauernhöfen, und mit zierlichen Holztäfelungen ausgeschlagen. Auch an den Dachvorsprüngen waren Holzschnitzereien, das Dach selbst war aus Schindeln und über demselben ragten mehrere weiß übertünchte Schornsteine empor. Neben der Haustür an der Wand hing eine schwarze Tafel, auf welcher Kundmachungen klebten, denn der Salmhofer war Vorstand der Landgemeinde Geßnitz, die sich einen eigenen „Bürgermeister“ wählte, seitdem der Ort Geßnitz selbst eine Marktgemeinde geworden war. Als die beiden Ge-

meinden sich trennten, wollte jede den Salmhof für sich haben, der lag so gut bürgerlich als bäuerlich, allein der Salmhofer mochte gedacht haben: Lieber der erste Bauer, denn der letzte Bürger, und hatte sich zur Landgemeinde geschlagen, was ihm seine Nachbarn nicht hoch genug anrechnen konnten.

An der offenen Haustüre war in der unteren Weite ein zierliches Holztörchen, wie solche an vielen Bauernhöfen üblich sind und dazu dienen, daß vom Hofe das Kleinvieh nicht ins Haus laufen kann. An diesem Törchen grunzten heute aber weder Schweine, noch meckerten Lämmer oder Ziegen, es war umdrängt von armen Kindern, dreijährigen bis etwa zwölfjährigen, die ihre Händchen aufhoben und mit hellen Stimmen schrien: „Bitt' gar schön um ein Allerheiligenbrot!"

Und hinter dem Törchen stand ein feines, etwas blasses, ernsthaftes Mädchen in dunkelblauem, fast städtisch geschnittenem Anzug, am Halse ein weißes Kräglein, wie es Männer tragen. Dieses Mädchen nahm aus einem großen Korbe, der neben ihm stand, geschnittene Brotstücke und verteilte sie an die Kinder. Die vorne standen, denen gab sie es still in die Hand, den hinteren, vergeblich nach vorne Drängenden warf sie die Stücke über den Köpfen zu und kümmerte sich nicht weiter um das Gebalge, welches darüber entstand.

„Da ist sie!" flüsterte der alte Adlerwirt dem Herrn Amtskontrolleur zu, und sie zogen ehrerbietig vor ihr die hohen Hüte. Das Mädchen dankte dem Gruße mit einem fast unmerklichen Neigen des Hauptes, scheuchte mit einer lebhaften Handbewegung die Kinder auseinander, und unsere beiden Männer traten in das Haus.

Nach den „Herren Eltern" erkundigten sie sich bei der Kundel. „Bitte nur die Treppe hinauf, Mutter wird in der Küche sein!" Also in höflichem, aber entschiedenem Tone der Bescheid. Der Adlerwirt nickte dem Genossen vielsagend zu.

Der Kundel war ihr erheuchelter Gleichmut ganz ausgezeichnet gelungen, nun aber huschte sie rasch unter die Stiege hin und spähte nach. Es schwante ihr etwas, als gehe dieser Besuch sie an. Für das Austeilen des Allerheiligenbrotes war nun alle Neigung dahin, sie stellte den Kindern den Korb mit dem Reste der Brote vor die Tür und schlich die Treppe hinan.

In der Küche waren zwei Weiber, welche mit langen Messern die Kohlkopfstengel zerschnitten und die Scheibchen in einen Kessel warfen. Beide waren wie Mägde angezogen, nur daß die Ältere, eine magere und fast kümmerlich aussehende Person, ein weißes breites Schürzenband hatte, an welchem ein Schlüsselbund hing.

„Können wir mit der Frau Salmhoferin reden?“ sprach diese der alte Adlerwirt auf gut Glück an.

„Was wird's denn sein?“ fragte das Weib in fast schüchterner Weise entgegen und wischte ihre Hände an der Schürze ab.

„Wir sind von Kirchbrunn,“ sagte nun der Herr Kontrolleur, „und kommen in einer wichtigen Angelegenheit, wie sich's schon manchmal so fügt auf dieser Welt.“

„Dann müssen Sie schon zu meinem Manne gehen. Ich weiß nichts,“ so antwortete die Salmhoferin, wies sie über den Gang bis zur letzten Türe links und ging wieder an die Bereitung des Schweinefutters.

Bei der letzten Türe links klopften die Männer höflich an. Drinnen hustete jemand. Nach einem Weilchen klopften sie zum zweitenmale, und drinnen hustete es zum zweitenmale. Nach dem dritten Klopfen schnarrte es im Zimmer: „Zum Satan, ja hab' ich gesagt!“

Es war barsch, doch der Adlerwirt hielt das ja im Vorhinein für ein gutes Zeichen. Sie traten ein.

Es war eine schmale längliche Stube mit zwei Fenstern und einem großen Kachelofen. Zwischen den Fenstern stand eine lange Lehnbank, und daneben ein braunangestrichener Tisch. Auf der Lehnbank lag ein alter Mann, der nur mit Socken, einem schwarzen Beinkleide und einem grauen, locker um Brust und Arme flatternden Wollenhemde bekleidet war. Der Mann hatte auf dem Haupte fast kein Haar, hingegen einen üppigen weißen Bart. Das Gesicht war gerötet und hatte eine lange wulstige Nase. Auf dem Schoß hatte der Mann ein weißes Kätzchen, das er fortwährend streichelte und mit Brotkrümchen fütterte. Auf dem Tische lagen ein blaues zusammengeknülltes Sacktuch, ein paar Brillen und ein Pack mit Schriften. Daneben stand ein grünglasierter Krug, aus welchem er jetzt einen Schluck nahm.

Dieser Mann war der Salmhofer. Der alte Adlerwirt verleugnete seine Befangenheit und grüßte ihn wie einen Bekannten, denn der Salmhofer war ja oftmals eingekehrt bei ihm in Kirchbrunn.

„Au!" sagte der Alte und richtete sich ein klein wenig auf. „Das ist seltsam. Was seid Ihr denn so närrisch aufgestiefelt?"

Da stellte sich der Herr Kontrolleur vor und begann so zu reden: „Hochachtbarer Herr! Die Schicksale der Menschen sind mannigfach und unerforschlich. Sie hätten wohl auch nie gedacht, daß wir einmal an Ihres Hauses Schwelle stehen würden, und zwar in einer Angelegenheit, die — in einer Angelegenheit, welche —" Da stak er.

„Was wollt's denn?" fuhr der Salmhofer mit seiner breiten, röchelnden Stimme drein.

„Daß wir an Ihres Hauses Schwelle stehen werden, und zwar in einer Angelegenheit, die —" Trotz des neuen

Anraudes konnte er noch nicht weiter. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Still sei, Mistvieh!“ sagte der Salmhofer zum Kätzchen, welches miaute, und gab ihm mit dem Finger einen zärtlichen Klaps.

„Bitt' Euch, macht's keine Faxen!“ hierauf zu den Ankömmlingen, „kann mir's ja eh denken. Meiner Tochter die Fahrgelegenheit zum Schwambachwirt soll ich bezahlen. Was kostet sie denn?“

Jetzt lachten die beiden und meinten, nun wären sie schon bei der Stange. „Billig fahre der junge Adlerwirt nicht bei Nacht und Nebel, leicht koste es den Passagier selber.“

Der Salmhofer hob von der Katze die Hand und machte damit einen Schlag in die leere Luft. War das die Antwort? War das nicht gerade, als ob er sagen wollte: Fort mit Schaden?

„Dafür stehe ich gut,“ sprach nun der alte Adlerwirt, „einen braven Mann bekommt sie. Und lieb haben sich die jungen Leut', wie Tauben.“

Der Salmhofer tat aus dem Kruge einen langen Schluck, und auf seinem Barte noch die Tropfen, schnarrte er: „Mein Geld willst, Adlerwirt!“

„Aber, aber!“ rief der Adlerwirt. „Wer denkt denn an so was? Geld macht nicht glücklich, sage ich alleweil. Daß sie zusammenpassen, ist die Hauptsache. Das andere wird sich alles geben.“

„Losgehen kann's, wann's will,“ sagte der Salmhofer und trank wieder. Während er trank, sprang das Kätzchen auf den Fußboden hinab; da fuhr der Alte empor, fing es ein und setzte es wieder sachte auf seinen Schoß.

„Nachher könnten wir vielleicht jetzt mit der Kundel reden?“ meinte der Adlerwirt.

„Weiß schon, weiß schon," wehrte der Salmhofer ab. „Das Mädel ist ja schon ganz dumm vor lauter Verliebtheit. — Da bleibst, Vieherl."

Den beiden Männern kam es schier vor, der Alte sei nicht recht bei Trost. Der grüne Krug! Auf jeden Fall reichte der Adlerwirt ihm nun die Hand und sagte in feierlicher Stimmung: „Also abgemacht, Schwieger! Bruder Gott segne unsere Kinder!"

„Ist schon recht, ist schon gut!" murmelte der Alte, und seine Handbewegung deutete an, sie könnten wieder gehen.

„Er hat zwar einen martialischen Rausch," sagte der Herr Kontrolleur vor der Tür, „aber richtig ist's. Er hat mehr gestanden, als er im nüchternen Zustande beigegeben hätte, und das kann uns recht sein."

Auf dem Hausflur begegneten sie der Kundel. Der alte Adlerwirt hielt ihr die Hand hin und sagte weichmütig: „Jetzt mache ich nicht viel Umstände mehr, Töchterl, ich darf wohl einen Gruß ausrichten beim jungen Adlerwirt zu Kirchbrunn?"

„Bitt' schön," antwortete das Mädchen und senkte das Aug'.

„Und wann darf die Hochzeit sein?" fragte kühnlich der Herr Kontrolleur.

„Je eher, je besser," antwortete das Mädchen. Da wußten die Brautwerber einstweilen genug.

Vierter Abschnitt.

Der Winter war mit viel Schnee gekommen. Das wirtschaftliche Leben des Dorfes nahm eine neue Gestalt an, vom Walde wurden auf Schlarpfen*) große Reisigfuhren gezogen,

---

*) Aus zwei Baumstämmen gebaute Waldschlitten.

aus den Berggräben mächtige Holzblöcke geschleift, von den Teichen her schwere Eisladungen geführt. Wer einen Bau vorhatte im nächsten Jahre, der zog jetzt Zimmerholz und Steine zusammen; der Schnee — von welchem nicht Unterrichtete glauben, daß er die Wege versperre — hatte die Bahnen geschaffen, auf welchen die schwersten Lasten leicht weiter befördert werden konnten. Die Straße entlang schellte manch leichtes Schlittenzeug lustig fürbaß und hielt wohl mit seinen Insassen an in Kirchbrunn beim Adlerwirt auf ein Glas Wein. Seit es laut geworden, daß die einzige Tochter des Großbauern zu Geßnitz bald einfahren werde in das Adlerwirtshaus, war dieses den Leuten neuerdings anziehend geworden. Einzig nur das Weibervolk betrachtete nun dieses Haus nicht mehr ganz mit den wohlwollenden Augen als ehedem, aber das verdirbt nicht viel; Weibsbilder, meinte der alte Wirt, sind ohnehin nicht die besten Gäste.

Um diese Zeit kehrte eines Tages der Schopper-Schub ein im Adlerwirtshause. Er hatte immer denselben verwilderten Bart, der nie geschnitten wurde und der auch nicht eigentlich in die Länge wuchs, sondern mehr Neigung hatte, sich zu kräuseln und zu filzen, was dem Waldmenschen auch recht war. Mit dem Haupthaar stand es wahrscheinlich auch ähnlich, man sah es aber nie, weil der Mann den Hut immer aufhatte und die schweren schwammigen Krempen zu allen Seiten tief herabhingen. Das mattbraune Lodengewand hatte einige Flicken, doch sah man es an ihrer Ungefügigkeit, daß sie nicht von schlichtender Weibeshand herrührten. Eben fast so unbehilflich war der Verband, den er am linken Arme trug. Daß der Schopper mitten in der Woche Feiertag hatte, kam daher, weil er sich mit der Holzaxt unversehens die Hand gespalten hatte. Weiter war es nichts. Ein Kamerad hatte ihm ein Harzpflaster gemacht und den Verband angelegt;

somit ist die Sache in Ordnung, nur daß der Mann einstweilen nicht arbeiten kann.

Also saß der Holzknecht da am dämmerigen Winkeltisch und trank etliche Gläschen Branntwein.

„Wo ist denn der Jungherr?“ fragte er auf einmal kurz und scharf.

„Wo wird er denn sein!“ antwortete der alte Adlerwirt, „in Geßnitz wird er sein. — Hast was mit ihm?“

„Will selber mit ihm reden,“ sagte der Schopper. „Ich kann ihm ja nachgehen. Hab' eh Zeit dazu. Was macht's!“

„Dreimal drei macht neun,“ rechnete der Wirt die drei Gläschen zusammen. „Bekommst von zehn einen Kreuzer heraus.“

„Schenkt ihn einem Bettler,“ sagte der Schopper. Da lugte der Wirt einmal. — Seit wann geben denn die Herren vom Siebenbachwald Trinkgeld? Wahrscheinlich, seit sie sich selber die Knochen entzweihauen.

„— Soll einmal ein paar Vaterunser dafür beten,“ setzte der Holzknecht bei, während er sich rasch von der Bank erhob und, den Stock fest auf den Boden stoßend, davoneilte.

„Für einen Kreuzer Vaterunser,“ murmelte der Wirt, die kleine Münze in der hohlen Hand schüttelnd, „viel Andacht wird man da nicht verlangen können.“

Der Schopper-Schub wanderte die Straße entlang gegen Geßnitz. Der Weg war wohl für den Schlitten eingerichtet, aber nicht für ungelenkige Füße. Das glitt immer nach rechts oder nach links und brachte den Mann in Gefahr, auf seine wunde Hand zu fallen. Trotzdem setzte er seinen Stock fest ein und kam vorwärts. Er sann unterwegs, wie er es machen werde auf dem Salmhof. Das waren ja zwei triftige Gründe, weswegen er jetzt hinausging. Ein fast leidenschaftliches Dankgefühl hatte ihn vom Siebenbachwald herausgetrieben. Der

in sein enges Wesen zutiefst eingesponnene, und doch vielleicht gelegentlich einer Selbstentäußerung fähige Waldmensch glaubte, daß der junge Adlerwirt rein ihm zuliebe von der Frieda abgestanden sei und, damit aller Zwiespalt aufhöre, rasch die andere heiraten wolle; denn es war ihm nicht möglich zu denken, daß unter allen jungen Weibern der Welt nicht die Jungmagd Frieda die Begehrenswerteste sein sollte! — Adlerwirt! wollte er sagen und ihn um den Hals packen, für mein Lebtag bin ich dein Knecht! Wenn du einmal in Not solltest sein, so rufe mich! Du bist mein Freund auf der Welt! Du hättest das Mädel haben können und hast es mir überlassen, hast dich einer Fremden angeschmiedet, die dir gleichgültig ist. Gott geb's, daß sie dich lieb hat! Und wenn du einmal wen brauchen solltest, Wolfram, der für dich lebt und stirbt, so laß mich holen! — Also wollte der Schopper zu ihm sprechen, daß seinem heißen, in Zorn wie in Freude überschwenglichen Herzen Genüge getan werde. Dann wollte er aber auch ernstlich an die andere herantreten und am heutigen Tage die Sache endgültig abmachen. — Hopp! jetzt lag er im Schnee.

Wenn es so fortgeht auf der Rutsche, so wird das mühesam bis Geßnitz. Ein feines Schellen hörte er hinter sich. Mit flinkem Rößlein jagte und auf leichtem Schlitten saß der Groß-Grübinger von Kirchbrunn, er fuhr auch gegen Geßnitz. Ei, dachte der Holzknecht, dem ist's ein leichtes, daß er mich mitnimmt. Als der Schlitten vorüberschliff, rückte der Schopper manierlich den Hut, aber der Grübinger tat nichts desgleichen.

„He!" rief nun der Holzknecht dem Gefährte nach, zog sein blaues Sacktuch aus der Tasche und hielt es hoch in die Luft, „he, Vetter! Vetter Grübinger!"

Der Bauer hielt an: „Was ist denn?"

„Ihr habt Euer Sacktuch verloren!“ rief der Holzknecht. Die List gelang; während der Bauer seine Taschen durchsuchte, kam der Schopper zum Schlitten heran und legte seine Hand schon an das Joch.

„Mir gehört er nicht, der Fetzen!“ brummte der Bauer und wollte es wieder vorwärts gehen lassen.

„Nachher muß er wem anderen gehören,“ meinte der Holzknecht und steckte das Tüchel in seinen Sack. „Aber gelt, Vetter Grübinger, Ihr seid so gut und habt nichts dagegen, wenn ich mich da hinten auf die Kurve stelle. Ich will nach Geßnitz und es geht so kläglich auf den Füßen. Euer braver Rappen —“

„Kunnt mir einfallen!“ lachte der Bauer grell auf, „Hia!“ Und der Schlitten glitt rasch dahin, kaum hatte der Schopper Zeit, das Joch auszulassen; sich an dasselbe haltend, stolperte er eine Weile hinten drein, bis der Bauer ihm mit dem Peitschenstock eins auf die Finger gab. Da ließ er los und stand wieder allein mitten in Schnee und Nebel.

„Die Leute sind hart,“ murmelte er vor sich hin; um so weicher ist der Schnee, in welchen er seine Fersen wieder einsetzte. Es ging langsam fürbaß.

Als er nach Stunden durch den Markt Geßnitz schritt, war es finster, was sich gar nicht übel traf. Schon einmal hatte ihn hier der Gendarm festgenommen, obschon auch bald wieder losgelassen, nachdem es sich herausgestellt, daß hinter der verwilderten Hülle ein gewöhnlicher Holzknecht steckte. — Auf dem Turme läutete die Abendglocke. Er zog seinen Hut vom Kopf und betete: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft . . . .“ Der junge Adlerwirt war ihm nicht begegnet, also mußte er wohl noch im Salmhofe sein. Der Schopper ging den Hügel hinan, aber nicht nach dem breiten Fahrweg, sondern hinterwärts auf dem Rainsteige. Den

Wirtschaftsgebäuden trachtete er zu, er wußte wohl die Futterkammer, in welcher die Jungmagd um diese Zeit ihre Arbeit zu verrichten pflegte. — „Heut' nimm dich zusammen, Schopper-Schub," so ermahnte er sich selbst. „Denk' nicht immer daran, daß du verachtet bist. Denk', daß du auch ein Mensch bist wie alle anderen, und sei herzhaft. Gesund und stark zum Arbeiten, niemand kann dir was ausstellen im Holzschlag, du verstehst dein Geschäft. Niemand kann dir was nachsagen; was du dein Lebtag hast angestellt, das ist nur dein eigener Schaden gewest. Die neue Riesen wird sich machen im Waldschlag. In ein paar Jahren bist Holzmeister, daß kannst Weib und Kind erhalten so gut wie ein Graf. Warum soll sie dich nicht gern haben? Wenn ihr dein Gewand nicht gefällt, so wirf's weg, der inwendige Kerl wird nicht zu schlecht sein für eine brave Dirn. In Gottes Namen, Schopper!"

Der junge Adlerwirt hatte sich im Laufe desselben Nachmittags in der großen Wirtschaft des Salmhofes herumgetrieben. Anfangs tat er solches in Begleitung seines künftigen Schwiegervaters, dieser wurde aber bald zurückgerufen, er hatte in Gemeindevorstands-Geschäften zu tun. Der Wolfram spähte überall umher und spielte mit dem Gedanken, was mit all dem geschehen werde, wenn einmal Vater und Mutter mit Tod abgehen sollten. Gegen Abend ins Haus zurückgekommen, gab's eine Jause, aber eine etwas zerrissene. Die Salmhoferin trank ihren Kaffee in der Küche, der Salmhofer trank seinen Weinkrug auf der Stube aus, die Haustochter Kundel schlürfte ihren Tee im Küchenzimmerchen und knusperte süßes Backwerk dazu. Der Wolfram, welcher neben ihr saß, dankte für den ihm gebotenen Imbiß, er sei nicht gewohnt, eine Jause zu nehmen, aber eine Zigarre, wenn er sie anzünden dürfte! Hierauf besprachen sie die Hochzeit.

Die Kundel gestand vielleicht mehr unwillkürlich als absichtlich, daß es ihr manchmal schrecklich sei auf dem Salmhofe, daß sie froh sei, diesem Orte zu entkommen. Elternliebe, wovon andere Leute sprechen, habe sie ja doch nie kennen gelernt. Der Vater habe sie ein paar Jahre lang in ein Institut gesteckt, sie nachher zu einer Zierpuppe herrichten wollen, um sich mit ihr zu prahlen; bei der Mutter wäre überhaupt nichts zu suchen, diese verrichte in der Küche ihre tägliche Arbeit, die geradesogut auch eine Magd besorgen könne, und sei dann zufrieden. — Dem jungen Adlerwirt schmeichelte dieses Vertrauen der Braut und es kam ihm fast gemütlich vor im Stübchen, bis die Kundel plötzlich und ziemlich rasch das Fenster aufmachte. Der Tabakrauch ging freilich hinaus, aber die kalte neblige Winterluft ging herein. Endlich verabschiedete der Bräutigam sich, und während die Pferde eingespannt wurden, stand er draußen in der Tür der Heukammer und plauderte ein wenig mit der Jungmagd. Er lehnte an dem einen Pfosten der Tür, sie an dem anderen, weiter ließ sie ihn mit der brennenden Zigarre nicht in die Kammer. Sie tat's aber nicht des Rauches, sondern der Feuersgefahr wegen.

Ihr Gespräch wurde ganz leise geführt. „Frieda," sagte der Wolfram, „du wirst doch auch bei der Hochzeit sein?"

„Wohl kaum," antwortete sie, „ich werde müssen haushüten. Die Haustochter hat schon so etwas gesagt."

„Hat sie?" fragte flüsternd der Bräutigam. „Nein, Frieda, ich will's haben, daß du bei meiner Hochzeit die erste Kranzljungfrau sein sollst. Es geht doch?"

„Ja, gehen tät's schon," meinte die junge Magd, „aber sein darf's nicht."

„Wer sagt das?"

„— sie."

„Das möchte ich wissen. Ihr seid ja immer gut gewesen miteinander? Und kameradschaftlich.“

„Früher immereinmal, ja,“ sagte die Frieda, „aber seit dem Tanz beim Schwambachwirt ist sie arg auf mich.“

„Laß es gut sein, Dirndel,“ entgegnete der junge Adlerwirt. „In das Kapitel werde ich auch etwas dreinzureden haben. Sie mag zur Hochzeit laden wen sie will, ich werde es auch tun. Und verhoff's, daß wir uns bei der Hochzeit nicht das letztemal sehen werden, Dirndel. Gib mir die Hand drauf!“ Und er schnalzte mit der Zunge, was so seine Gewohnheit war, wenn er Mut und Übermut in sich fühlte. „Dirndel, die Hand drauf!“

„Auf das gebe ich keine Hand,“ war ihre Antwort, „der Mensch weiß nicht Zeit und Stund.“ Zögernd und zagend hatte sie das gesprochen.

„Und auch zum Abschied willst mir die Hand nicht geben?“ fragte er nicht ohne Beklommenheit.

„Zum Abschied — schon gar nicht,“ antwortete das Mädel und sah ihn treuherzig an.

„Frieda!“ erscholl es in diesem Augenblicke von der Stallwand her. Die beiden stoben auseinander. Eine männliche hohle Stimme war es gewesen. Der junge Adlerwirt sprang in den Schlitten, und vorwärts ging's durch Nacht und Winter gegen Kirchbrunn.

An demselben Abende war's, als die Jungmagd Frieda die Tür ihrer Kammer verschlossen hatte und nun vor einem Marienbild, das an der Wand klebte, ihr Nachtgebet sprach, als wie ein Gespenst der Holzknecht vor ihr stand. Der Schreck war so groß, daß ihr zum Schrei die Stimme versagte. Beide Hände ans Herz gedrückt, so sank sie mit einem Hauch auf den Schemel hin.

„Geschehen tut dir nichts,“ also sprach nun der Schopper.

„Aber das Leutrufen laß sein. Sie brauchen es nicht zu wissen, was wir zwei miteinander zu reden haben."

„Wir haben nichts miteinander zu reden," konnte jetzt die Frieda sagen. „Geh fort! Du hast dich wie ein Dieb hereingeschlichen! Geh fort!"

„Hast wohl recht, Dirndel, wie ein Dieb!" entgegnete der Schopper. „Weil ich deinetwegen schlecht werden muß. Aber daran schuldig bist du. Zu einem Engel hättest mich machen können. Und jetzt — jetzt kann ein Teufel draus werden."

„Fort geh!" rief das Dirndel und sprang zur Tür, um sie zu öffnen. Er fing sie auf, hielt mit seiner gesunden Hand die ihre fest und sagte: „Frieda. Sei barmherzig. Schau, ich bin ein armer Bursch'. Glaubt hätt' ich's nimmer, daß einen die Lieb' so kunnt zurichten. Zwingen kann ich dich nicht, Frieda. Ich sag' dir nur das: Wenn du mich nicht nimmst, so erleben wir was. Mit mir und mit dir! Ich spring' ins Verderben und du in dein Unglück. Der junge Adlerwirt! Unterwegs her bin ich noch voller Vertrau gewesen zu ihm. Und was ich jetzt hab' gehört!"

„Was hast denn gehört?"

„Mehr, als er geredet hat, meine liebe Dirn! Daß der so schlau ist, das hätte ich mir gar nicht gedacht. Die eine heiraten, die andere gern haben! Bist denn du blind, Frieda! Oder bist wirklich so schlecht?"

„Holzknecht," versetzte jetzt das Mädchen ruhiger, „laß mich aus, dann will ich reden."

Im Augenblick ließ er ihre Hand los.

„Für mich," so redete sie nun, „wär' es auch besser, du hättest mich zerdrucken lassen vom Mühlrad. Ich dank' dir's nicht, daß du mich hast herausgezogen. In der Un-

schuld wäre ich gestorben, und wie es jetzt steht, seh' ich vor mir nichts, als lauter Sünd' und Elend."

„Den Adlerwirt mußt vergessen!" sagte der Schopper.

„Vergessen! Weißt du, was du redest? Kannst du vergessen? So vergiß mich, ich geh' dich ja nichts an. Bin nicht deine Schwester und nicht dein Geschwisterkind. Such' dir eine, die besser für dich paßt, und mich laß in Gottes Namen zugrunde gehen, wenn es mir schon aufgesetzt ist, daß ich seinetwegen zugrunde gehen soll." Sie weinte.

Der Waldmensch stand wie erstarrt vor ihr. Endlich antwortete er: „Um das von dir zu hören, bin ich heute weit aus dem Siebenbachwald herausgekommen. — Du Frieda! Flennen darfst mir nicht! Flennen kann ich dich nicht sehen!" Fast wie drohend stieß er die letzten Worte heraus, und dann fuhr er mit den Fingerspitzen über ihr Haar hin, als ob er sie streicheln wollte. „Frieda!" fuhr er milder fort. „Vor neun Jahren am Magdalenentag, wie sie deine Mutter haben in die Erden gelegt, habe ich dich zum erstenmal gesehen. So verlassen auf der Welt — wie du dazumal so geweint hast, das geht mir nimmer aus dem Kopf, gar nimmer."

„Mein Gott," flüsterte jetzt die Frieda, „du bist ja ein guter Mensch, ein herzensguter Mensch. Aber jetzt mußt du fortgehen, du armer Bursch, schau, es kann nicht anders sein. Ich habe ja nichts gegen dich, wenn ich nur könnt', wie wollt' ich dich lieb haben mit Freuden, dich ganz allein. Und es hätt' eine gute Wendung. Wie es jetzt steht, ich weiß mir ja nicht zu raten und nicht zu helfen."

„Sollst schuldigerweis so reden?" fragte er.

„Gott Lob und Dank, nein!" antwortete die Jungmagd, die ihn gleich verstand, „aber fürchten tu' ich mich, so oft ich ihn sehe. Bei der Hochzeit will ich nicht sein, nach Kirch-

brunn auch mein Lebtag nicht gehen. Ich will mich ja hüten, soviel es menschenmöglich ist. An meine Mutter hast mich gemahnt, Schopper. Ihr letztes Wort zu mir ist gewesen: Frieda, wenn du dir nicht ausweißt, so knie' hin und tu' beten. Ich will's tun, Holzknecht, und will so lange beten, bis ich dich recht lieb hab, und nur dich allein."

Das sagte sie mit solcher Innigkeit, als wäre die Liebe zu ihm schon da.

„O glückselige Stund'!" wimmerte der Waldmensch und drückte sein bärtiges Gesicht an ihre Schulter, in ihr Haar, „du herzliebe Dirn, ich geh' schon, ich geh' gern. Beten! Beten! Gute Nacht, du herzliebe Dirn!"

Also stürzte er wie rasend vor Glück davon, hinaus in die tiefe Winternacht, den jauchzenden Himmel im Herzen, seinen fernen Wäldern zu.

Fünfter Abschnitt.

Ganz Geßnitz war in Aufruhr. Bald nach Mitternacht schon hatten sie angefangen mit den Pöllern zu knallen, und zwar nicht bloß auf dem Salmhof, wo hinter dem Hause ein großes Feuer brannte, sondern auch bei anderen Bauernhöfen der Umgegend, die da zeigen wollten, welch freudigen Anteil sie nähmen an dem Fest- und Ehrentage der Familie ihres großständigen Gemeindevorstandes. Und als über den Dunstschichten der große rote Sonnenball heraufstieg und die Hochzeitsgäste gegangen, gefahren kamen von allen Seiten her, da knatterten auch die Pistolen drein, gleichsam das Kleingewehrfeuer zu den Kanonenschüssen, daß es schier zu hören war, als würde eine große Schlacht geschlagen im Tale von Geßnitz. Wo der Weg vom Salmhofe in den Markt hineinmündet, war sogar ein Schwibbogen gebaut aus Fichtenreisern. Von der Gärtnerei der Herrschaft Klobenstein war

ein großer Brautstrauß gekommen als Hochzeitsgabe, denn der Klobensteiner Baron und der Salmhofer standen miteinander in reger Geschäftsverbindung.

Übrigens hatte die Hochzeit des jungen Adlerwirtes mit der Salmhofertochter etwas Städtisches. Es gab dabei Herrschaften in Frack und mit hohen Seidenhüten, worunter der Herr Schwager Amtskontrolleur eine der würdigsten Erscheinungen war. Auch der Salmhofer trug einen sehr langen Frack, einen schwarzen Röhrenhut, einen hohen, aufgesteiften Halskragen mit zwei an beiden Seiten des Kinnes hervorstehenden Spitzen, eine weiße Weste, die über den halben Bauch hinabging, ein schwarzes Beinkleid und tadellose weiße Handschuhe. Die Salmhoferin an seiner Seite sah dagegen ganz bäuerlich und fast ärmlich aus. Der Bräutigam war in schwarzem, dorf-bürgerlichem Anzug, der sich nur auszeichnete durch das Myrtensträußchen am linken Brustflügel. Dieses schwarze Gewand gab dem jungen Manne ein überaus interessantes Aussehen, sein Gesicht schien blasser als sonst, und in seinem großen Auge war ein seltsamer Schmelz, wer es nur hätte sagen können, ob mehr auf frischen Mut oder auf weichmütige Rührseligkeit hinweisend. Seine natürliche Heiterkeit schien er heute daheimgelassen zu haben beim Alltagsgewand, ernsthaft, gesetzt, wie es einem Bräutigam ansteht, war sein Wesen, und man sah gleich, daß die Würde des Großbauernhofes sich auf ihn zu vererben begann. Die Braut Kunigunde trug ein schweres weißes Seidenkleid mit Schleppe, und auf dem kunstvoll geflochtenen, fast schwarzglänzenden Haar ein Myrtenkränzlein. Ihr schönes Gesicht war jetzt, wie sie vor dem Altare standen, als ob es von reinstem weißen Marmor gemeißelt wäre. Man hatte zu Geßnitz nie eine Braut gesehen, die so würdig und ernst war, und nie eine, die am Hochzeitstage nicht einmal ein

wenig gelächelt und nicht einmal ein wenig geweint hätte. Aber die Kunigunde war eine solche. Manche behaupteten, das wäre ein tiefes Wasser. Ein Glücksmensch sei dieser Adlerwirt! Die Braut so schön, so achtunggebietend, so reich! — Ob sie für eine Wirtin am Ende nicht doch ein wenig zu vornehm ist! Wirtinnen können nicht artig genug sein. — Oho, Wirtinnen können nicht zurückhaltend und ernsthaftig genug sein! — Ein Glücksmensch, dieser Adlerwirt!

Als das Brautpaar vor dem Altare stand, als der Wolfram ihre zarte kleine Hand in der seinen hielt, als der Priester die Stola darüber wand, da machte der junge Adlerwirt im Herzen ein Gelöbnis. — Ich will ein treuer Mensch sein. Junge, lebluftige Weiber gibt es genug, auch solche, die Ehrenhaftigkeit verkaufen! Nein. Ich habe jetzt mein Weib. Und ist sie gleichwohl noch frostig wie ein Märztag, ich will so viel Sonnenschein auf sie legen, bis die Blume aufblüht. Durch die Liebe kann man alles überwinden, sagt mein Professor Nix, auch die schlimmen Weiber. Schlimm aber ist sie gar nicht, nur vielleicht mitunter ein bißchen herblich. Und herbe Trauben geben den haltbarsten Wein. Mein liebes Weib, du! — Er drückte ihre Hand, sie wußte freilich nicht, was er dachte.

Die Mahlzeit im Salmhofe war üppig bis zum Tischbrechen. Auch dabei ging es so vornehm zu, daß alle Kellner von Geßnitz anwesend waren, um an der Tafel die Speiseschüsseln herumzutragen von Gast zu Gast. Die Braut winkte fast jedes Gericht mit einer Handbewegung ab, sie aß nichts, sie trank nichts, sie sprach nur wenig, ließ aber ihr wachsames Auge stets in die Runde gehen, um die Ordnung des Dienervolkes zu überwachen und etwaige Verstöße desselben mit einem strafenden Blick, mit einem tadelnden Worte zu rügen. Der Wolfram suchte mit der nebensitzenden Schwiegermutter

ein Gespräch zu unterhalten; es war jedoch mit der einfachen, bescheidenen Frau nicht viel anzufangen. Um so mehr fröhlichen Lärm machte der Salmhofer, besonders wenn das weiße Kätzchen, welches er bei sich auf dem Schoß hatte und mit Leckerbissen fütterte, auf den Tisch sprang und ungebührlich ward. Also dachte der Wolfram, werden wir uns nur ans Essen und Trinken halten, dieser Tag wird mit Gottes Hilfe ja auch nicht ewig dauern.

Am Abende, als die Lichter gekommen waren und die Musikanten, hub die Hochzeitsgesellschaft einen anderen Takt an. Es ward laut und lustig, die Leute wogten durcheinander, aber die Braut zog sich zurück auf ihr Stübchen, weil ihr die Aufregung und der Lärm des Tages ein wenig Kopfschmerz verursacht hatten.

Der Wolfram ging hinaus in die frische Luft. Ein klarer Sternenhimmel flimmerte, der Adlerwirt sah ihn kaum, er war in verschiedenerlei Empfindungen versunken, und auf einmal tat er einen tiefen Atemzug und sagte halblaut: „Also wäre ich verheiratet!"

Dann kam ihm zu Sinn, was er am Altare gedacht und daß er nun von jemandem Abschied nehmen müsse mit allem Ernst.

Im Wirtschaftsgebäude war die Gesindestube hell beleuchtet, da drin ging's fröhlich zu, der Wolfram trat ein, um sich auch diesem Teile der Festgesellschaft zu zeigen. Mit hellem Geschrei hoben sie ihm die Gläser entgegen und tranken auf seine Gesundheit. Er setzte sich ein bißchen zu dem Gesinde an den Tisch, da erschien die Aufträgerin mit frischem Teller und Glase, legte ihm Krapfen vor, und einschenken, meinte sie, würde er sich wohl selber können.

„Ja, Frieda!" lachte der Bräutigam der jungen Auf-

trägerin zu, „einschenken das kann ich, aber austrinken mußt du. Auch von dir will ich eine Gesundheit haben.“

Die Jungdirn nahm das Glas, schwenkte es ein wenig gegen ihn: „Zur guten Gesundheit!“ und nippte.

„Jetzt ist's recht!“ rief der Wolfram lustig mit der Zunge schnalzend und faßte sie an der Hand und blickte ihr frisch ins Auge, „trink' noch einmal, Frieda!“

„Dank' schön!“ antwortete sie, „es möcht' zu viel sein.“

„So gib her!“ Er nahm ihr das Glas aus der Hand, und während er ihr fest ins Auge blickte, leerte er es auf einen Zug.

Als er nachher wieder über den Hof schritt, ward ihm bedenklich. — Ein Abschied das? —

— — — — — — — — — — — — —

Also das war die Hochzeit gewesen.

Und nun kam das Siedeln. Der Möbelfuhren von Geßnitz nach Kirchbrunn waren so viele, daß die Leute schon sagten: „Mein Gott, wie wird denn das alles Platz haben beim Adlerwirt, es zersprengt ja das Haus!“

Frau Kunigunde war eingerichtet wie eine Gräfin. Alles nagelneue Sachen. Rokoko war Mode. Rokoko! Man wußte zwar nicht, was das war, bestellte es aber. „Kosten tut auch ein Tröbel was,“ hieß es, „also am besten, sich gleich ordentlich einrichten.“ Es gab Überraschungen, als die Sachen ankamen. Frau Kunigunde war nicht so leicht zufriedengestellt von den Arbeiten der Tischler und Tapezierer aus der Kreisstadt, sie meinte, das plumpe Zeug sei gar nicht anzusehen und es wäre am klügsten, solche Dinge geradeswegs aus Paris zu bestellen. Mit diesem Sinn für feinste Vornehmheit setzte die junge Frau ganz Kirchbrunn in Erstaunen.

Ungefähr eine Woche nach der Hochzeit war der Salm-

hofer angefahren gekommen, um sich das neueingerichtete Nest der jungen Leute zu besehen.

„Nur so zu, Wolf!“ schnarrte er den Schwiegersohn an. „Meine Tochter hat Erziehung genossen. Halt' sie fein! Laß ihr nichts abgehen! Für die Küche nimm dir eine Köchin, mein Kind hat Nerven, die nicht für den Küchendunst sind.“

Der Wolfram nahm diese Verhaltungsmaßregeln ganz ruhig hin. Nach einem Imbiß, der dem Schwiegervater vorgesetzt worden und wobei der Salmhofer einmal seinen würdigen Bart streichelte, und das anderemal seinen Oberschenkel, obzwar heute das weiße Kätzchen nicht darauf saß — bat der alte Adlerwirt ihn auf ein Wort in seine Stube. Der alte Wirt war vor langem Zuwarten auf eine gewisse Unterredung schon ganz aufgeregt geworden. Und weil der Schwieger auch heute wieder nichts desgleichen tat, als wäre eine solche an der Zeit, so machte der Wirt nun keine Umstände mehr.

„Schwieger,“ sagte er, ihm einen Sessel hinschiebend, „mußt schon entschuldigen, es ist, daß man sich einmal ausredet von wegen Lebens und Sterbens. Wir sind nimmer jung und mein Sohn weiß, was er von mir zu erwarten hat. Es ist, daß er weiß, wie er daran ist und die Wirtschaft einrichten kann.“

„Hast ganz recht, Adlerwirt, nur alles in Ordnung machen,“ antwortete der Salmhofer. „Weiß auch, daß mein Kind bei euch gut gestellt ist. Ist ein gutes Kind, wer es zu behandeln versteht, ein gutes Kind.“

„Und eine rechtschaffen stolze Natur,“ lenkte der schlaue Adlerwirt über, „so daß ich mir schon gedacht habe, ob sie nicht etwa gedrückt ist, wenn . . . Das möchte ich ihr nicht wünschen! Sie wird auch auf was pochen wollen, und hat

ganz recht. Ich meine, Schwieger, du — sollst was schreiben lassen."

Der Salmhofer hatte sich kaum gesetzt, so stand er jetzt wieder auf, nahm Hut und Stock; aber noch an der Tür wendete er sich um und stieß sprudelnd die Worte hervor:

„Ich glaube, die Ausstattung ist nicht zu gering ausgefallen. Hat mich bare dreitausend Gulden gekostet. Nach meinem Ableben — wenn ich um ein Eichtel Geduld bitten darf! — wird sie kriegen, was da ist. Wer denn sonst?"

Ohne ein weiteres Abschiedswort ging der Großbauer zur Tür hinaus und fuhr davon.

Etwas kleinlaut teilte der alte Adlerwirt dem jungen dieses Gespräch mit und fügte bei: „Heißt's halt so weiter fretten derweil. Wie lang wird er's denn machen! Er trinkt viel."

Der Frau Kunigunde war es nach ihrem Einzuge ins Adlerwirtshaus vor allem darum zu tun gewesen, jedermann zu zeigen, daß sie hier die Frau sei. Alles wurde geändert, schon in den ersten Tagen. Kein Möbelstück blieb an seinem Platze stehen, und wenn der Wolfram einwendete, das sei schon bei der Mutter Lebzeiten so gewesen, gab sie zur Antwort: „Liebes Kind, also hat's eine Mutter gestellt nach ihrem Belieben, und ich werde es auch tun." Im Salmhofe war um zwölf Uhr Mittagszeit, also mußte auch im Adlerwirtshause die Suppe um zwölf Uhr auf dem Tische stehen. „Kundel," gab ihr der Wolfram zu bedenken, „in den Wirtshäusern macht sich eine spätere Mittagsstunde besser, wenn die Gäste gespeist haben." — „Was kümmern mich die Gäste!" war ihre Entgegnung.

Der Wolfram wußte wohl, was darauf zu sagen war, doch er wollte nicht streiten. „Junge Hausfrauen sind schon

so," tröstete ihn der Vater, „und sie wird sich die Hörner schon abstoßen."

Auch mehrere Dienstboten, die sich nicht gleich in die neue Hausordnung schicken konnten, wurden entlassen und neue aufgenommen. Und gerade wenn eins recht brauchbar war und schon lange im Hause, gerade das mußte fort. Die Frau Kunigunde wollte nicht, daß ein Dienstbote im Hause sei, welcher besser Bescheid wisse, als sie selber.

„Daß dir die fremden Gesichter nicht zuwider sind!" sagte einmal der Wolfgang zu seiner Frau.

„Mir sind die einen wie die anderen fremd," war ihre Antwort.

„So möchte ich an deiner Stelle wenigstens solche nehmen, die ich schon kenne. Dein Vater wollte dir gewiß gern ein paar Leute von seinem Hofe abtreten, die deiner Art und Weis' leichter nachkommen könnten. Besonders Weibsleute solltest verläßliche um dich haben."

„Meinst?" gab sie lauernd zurück.

„Wir haben jetzt keine ordentliche Küchenmagd und keine Weidmagd."

„Wie soll sie denn heißen?"

„Heißen kann sie wie sie will, aber brav und fleißig muß sie sein."

„Soll sie nicht Frieda heißen?" fragte spitzig die Frau Kunigunde.

Der Wolfram tat überlaut einen Lacher. „Wie du jetzt auf die Frieda kommst!" Er brach ab und ging hinaus.

Von diesem Tage an war er eine Weile wortkarg. Und damit Frau Kunigunde die Ursache nicht merken sollte, warf er ihr unverhohlen vor, daß das nicht schön wäre von ihr, dem alten Vater die liebgewordenen Gewohnheiten zu vergällen, ihm sogar die Mittagszeit nach ihrem Gutdünken zu

verlegen. Über die Speisen selbst rede man ohnehin nichts, diese würden zubereitet nicht nach seinem, sondern nach ihrem Geschmack, und der sei nicht allemal der beste.

„Einen besseren hast du," gab sie rasch wie immer zur Antwort, „weil du deiner eigenen Frau schon jetzt, wenige Wochen nach der Hochzeit, das Essen mißgönnst und dich nach einer Stalldirne umsehen möchtest." Da weinte sie auch schon heftig in ihr Spitzentuch.

„Aber Kunigunde!" rief nun der Wolfram und wollte kosend begütigen, sie stieß mit dem Ellbogen heftig nach ihm, da ging er zum Herde, zündete sich eine Zigarre an, stieg in die Gaststube und unterhielt sich mit den Gästen.

Ein Fleischhauergeselle aus Geßnitz war da, den fragte der junge Adlerwirt nach Neuigkeiten. Natürlich marschierte der drohende Krieg auf, der in den Zeitungen stand, denn er steht immer drin. Aber dem Wolfram war das zu wenig. Als braver Schwiegersohn fragte er dem Salmhofe nach, ob dort alles gesund sei, oder sonst beim alten? Ja, der Salmhofer liege auf seiner Holzbank, schäkere mit den Katzen und habe so manchmal sein Räuschchen. Man merkte es dem Fleischergesellen an, welche Gewalt er sich antun mußte, um die ganz unverhältnismäßige Verkleinerung zuwege zu bringen, aber anders mochte er mit dem Schwiegersohne doch nicht sprechen. — Und was die Mutter mache? wollte der Wolfram wissen. — „O Gott!" sagte der Fleischer.

„Daß sie nicht am Ende mehr Sorgen zu tragen hat, jetzt, weil die Tochter fort ist!" fürchtete der junge Adlerwirt. „Sie wird sich doch von den Dienstmägden eine abrichten für's Haus oder so?"

„Im Gegenteil," erzählte der Geßnitzer, „verjagen tut sie eins ums andere. Gestern ist bei der Jungmagd die Dienstzeit aus worden."

„Bei der Frieda!" fragte der Wolfram.

„Wird so geheißen haben. Bin just mit einem Kalb vorübergekommen, wie sie mit ihrem Bündel den Hof verlassen hat. Und Augenwasser, daß ich sie noch frag': Was hat's denn, Dirndel? Wandern mußt? Ja, wohin denn jetzt im Winter? Wisse es selber nicht, hat sie gesagt, und fort nach der Straßen."

Nun wußte er's, der Adlerwirt, was er wissen wollte. Daß er jetzt aber noch mehr wissen wollte, und was alles, das konnte er niemandem sagen.

Sechster Abschnitt.

Endlich war der Winter vorbei.

Und eines Tages in den Maien kam der junge Adlerwirt zu seiner Frau mit einem erbrochenen Briefe und sagte froh erregt: „Dies Jahr kommt er früh. Er kann es schon kaum erwarten, die junge Adlerwirtin kennen zu lernen, schreibt er. Der Professor Nix."

„Wer ist denn der?" fragte Frau Kunigunde gleichmütig.

„Ich habe dir ja erzählt von dem Herrn, der allsommerlich zu uns kommt und bei uns bleibt, und der mich so mancherlei gelehrt hat. In diesem deinem Zimmer hat er immer gewohnt."

„So soll ich wohl jetzt ausziehen und den Herrn Professor Nix hereinlassen?"

„Kundel," sprach der junge Adlerwirt und machte einen vorwurfsvollen Blick. „Kundel, du bist immer so boshaft. Wie kann denn vom Ausziehen die Rede sein! Der Professor bekommt das Stübchen gegen den Baumgarten hinaus, er wird damit zufrieden sein. Es ist ein netter Herr, du wirst ihn gewiß liebgewinnen."

„Das Baumgartenzimmer kann ich ihm nicht abtreten, ich habe meine Garderobe drin.“

„Vielleicht wolltest du deine Kleider hier in der Nebenkammer unterbringen, es wäre bequemer für dich.“

„Geh, geh, Wolf,“ entgegnete sie, „meine Bequemlichkeit, daß ich nicht lachen muß! Nur um deinen Herrn Professor geht's dir. Nein, das Baumgartenzimmer bekommt er nicht!“

„So werde ich ihm das große Zimmer über der Gaststube einräumen,“ sagte er, aber in einem Tone, der anzeigte, daß er nicht gewillt sei, weiter mit sich handeln zu lassen.

„Das kannst du tun,“ antwortete Frau Kunigunde. „Ich kümmere mich nicht um deine guten Freunderln. Nur bitte ich dich, auch mir nichts dreinzureden, ich will Ruhe haben.“

Und eine Woche nach Ankunft seines Briefes kam er selber. Es war noch ganz der alte wie im vorigen Jahre. Dem Wolfram fiel er mit den Worten: „Junge! Hat die Liebe noch ein Stückchen Wolfram übrig gelassen für den alten Nix?“ in die Arme.

Die Artigkeiten, welche der Adlerwirt stotterte, unterbrach er sofort: „Ist schon recht. Laß die Torheiten, dein Weibchen will ich sehen.“

Er stürmte in die Gaststube, in die Küche, da war sie aber nicht. Als er später hinaufstieg zu seiner neuen Stube, begegnete ihm auf der Treppe eine Dame, die er flüchtig grüßte, weil er sie für eine Fremde hielt. Es war aber Frau Kunigunde. Als er das gewahr wurde, eilte er ihr nach: „Frau Adlerwirtin! So wollen wir zwei nicht beginnen selbander. Einen herzhaften Händedruck, oder so etwas! Mit meinem Segen für den heiligen Ehestand komme ich wohl spät! Aber nie zu spät! Nie zu spät! Gottes Gruß zu tausendmal, Frau Adlerwirtin!“

„Guten Morgen!" entgegnete die Frau ruhig.

Professor Nix war hübsch abgekühlt und sie wechselten einige höfliche Worte.

Mit der Stube war der Professor recht zufrieden, da hatte er Platz genug für alle seine Bücher und Schriften und Ledertaschen und Botanisierbüchsen und Staffeleien, und er breitete sich behaglich aus. „Ein Herzenskerl bist du!" rief er dem Wolfram zu, „gut meinst du mir's. Wenn ich einmal sterbe, so bedenke ich dich in meinem Testament. Du sollst das ganze Firmament haben mit allen Sonnen und Sternen. Nur der Halbmond ist ein Legat für die Türken. Ein charmantes Zimmer das!"

Der Wolfram sagte nichts auf diese Ergießung. Und bald machten sich zwei kleine Nachteile fühlbar in der schönen großen Stube. Tagsüber war's der Rauch des scharfen Bauerntabaks, dessen Düfte von dem Gastzimmer durch die Fugen in des Professors Stube drangen. Aber das war nicht das Schlimmste, am Bauerntabak war auch noch eine Pfeife, und an der Pfeife sog gewöhnlich so ein Geselle, der bis in die Nacht hinein sitzen blieb und mit anderen Gesellen lärmte, so daß der gute Professor Nix oben kein Auge schließen konnte. Aber er tat nichts desgleichen, sondern tröstete sich damit, daß solches zur Sommerfrische gehöre.

Bei einer nächsten Gelegenheit sagte er zu seinem jungen Wirte folgendes: „Wolf! Ich muß dir nur gestehen, du hast ein schneidiges Weib. Das hat mir alle Kurasch abgekauft. Eine solche Hausfrau wird ganz gut sein, sie erspart den Kettenhund. Die Diebe und die Betrüger und die Heuchler und Schmeichler wirst du nicht zu fürchten brauchen, Frau Kunigunde hält sie alle fern. Einer Untreue wirst du bei ihr auch sicher sein, sie läßt keinen an sich herankommen.

Wenn sie dir so recht ist, nachher bist du geborgen, nachher kann dir nichts mehr geschehen."

Der Wolfram wußte nicht recht, waren diese Bemerkungen ein Lob auf seine Frau, oder etwas anderes. Er nahm's in Gottes Namen fürs erstere und war's zufrieden.

Der Professor ging, wie es in den früheren Sommern geschehen, seinen Vergnügungen nach in Wald und Flur. Die Gegend um Kirchbrunn ist so recht das, was man freundlich nennt. Mittelhohe Berge mit sanften Kuppen und Muldungen und alles, was nicht im Tale Feld und Wiese ist, hübsch bedeckt mit hellgrünenden Buchenwäldern, in welchen dunklere Fichtenbestände eingesprenkelt sind. Aus den Engtälern kommen Bäche hervor, zwischen den Wiesen gibt es Teiche und Heuschoppen und Getreidemühlen. Professor Nix kannte alle Wege und Stege und die meisten Bewohner des Tales. Mit dem einen sprach er ernsthaft, mit dem anderen scherzte er. Wenn er aber in Regentagen an das Adlerwirtshaus gebannt war, da kam's ihm — so sehr der Regen draußen auch rieseln mochte — in der Stube nicht mehr ganz so gemütlich vor wie sonst. Häufig saß er in der Gaststube, doch es fehlte auch hier manchmal an Gesellschaft. Der alte Wirt war mißlaunig, der junge wortkarg und die Wirtin gar nicht zu sehen.

Eines Tages war der junge Wirt Wolfram davon. Am ersten Tage kümmerte sich um seine Abwesenheit niemand; am zweiten Tage meinte der alte Wirt, sein Sohn müsse auf einen Vieheinkauf gegangen sein, aber man wunderte sich doch, daß er weder seiner Frau, noch seinem Vater davon etwas gesagt hatte. Als er am dritten Tage immer noch nicht zurück war, wurde dem alten Wirte bang und wurde dem Professor bang. — Wenn der Wolf nichts gesagt hat, wohin, so dachte letzterer sich, und in der Nachbarschaft weiß

auch niemand etwas von ihm, und es ist sonst nicht seine Art, daß er so davonläuft, so sieht das ja aus wie ein Unglück! Frau Kunigunde hub an zu zanken. Der Professor stellte ihr vor, daß dem Wolfram etwas zugestoßen sein könne.

„Ja, natürlich, der Leichtsinn ist ihm zugestoßen!“ rief sie. „Gott weiß, wo er umherzigeunert! Ich laufe ihm nicht nach. Meinetwegen mag er fortbleiben über Jahr und Tag. Wenn ich nicht will, da kriegt mich keiner mit Lieb' und keiner mit Trutz.“ —

Der Wolfram war unter dem Vorwande, vorjährigen Apfelwein zu kaufen, die Geßnitzer Gegend abgegangen bis hinaus nach Niederleuth und Sankt Magdalena; in allen Bauernhäusern hatte er zugesprochen, sich nebenbei auch um Zuchtkälber umgesehen; erstanden jedoch hatte er nirgends etwas. Dann war er in großem Umkreis gegen das Gebirge gewandert, hatte dort anstatt nach Apfelwein nach Bauholz gefragt, aber auch hier nichts gekauft. Endlich rückte er seiner Absicht näher und erkundigte sich nach Dienstboten für die Sommerarbeiten, vor allem nach Heuheberinnen und Schnitterinnen — es war vergebens, die er suchte, fand er nicht.

Und als er ratlos schon auf dem Heimwege war, fiel es ihm ein: sie ist im Siebenbachwald bei den Holzleuten. Er mußte es aber wissen. Er wanderte in die Wälder und kam zu den Siebenbachhütten, welche in einem engen Waldtale standen, von zerrissenen Bergen umgeben. Hoch von einem Bergschlag nieder ging eine neue Holzriesen, in deren glatten Rinne wuchtige Blöcke herabglitten. Sausend und dröhnend kam das niederwärts auf steiler Riesen, die in großen Bogen sich wand, über Hänge und Schluchten gebrückt war und so sorgfältig und wohlberechnet gemuldet, daß kein Block ausspringen konnte. So kam das herab bis zu Tale,

wo die Riesen sachte sich ebnete und die schwersten Blöcke fast sanft aufs Erdreich warf, daß die Blöcke dann von etlichen Männern zur Kohlstatt geschafft werden konnten. Bei diesen Männern war sie nicht. Der Wolfram fragte dem Schopper-Schub nach. Der sei auf dem Berge an dem obersten Ende der Riesen. Der Adlerwirt stieg hinauf, der Berghang war steil und vielfach von Schluchten und Gräben durchfurcht. Da sah man erst die ganze Kühnheit des Baues der Holzleitung. Streckenweise strich sie in schönen Kurven an dem steilen Hang dahin, dann setzte sie, auf schlanken Stämmen wie auf Strohhalmen gestützt, über Waldwipfel und Abgründe, in deren Tiefen Wässer rauschten.

„Seit Menschengedenken,“ so erzählte der Holzknecht, welcher den Adlerwirt hinaufbegleitete, „hätte man es nicht für möglich gehalten, daß wir den Zagelwald herabkriegen könnten. Zu Hunderten und zu Tausenden sind sie vermodert und verfallen, oben, die schönsten Tannen und Lärchen, und kein Mensch hat sie nutzen können, weil sie nicht herabzubringen gewesen sind. Jetzt geht's spielend. Und haben ihn zuerst alle ausgelacht, den Schopper, wie er gesagt, er baut die Riesen. Hat aber den Holzmeister sauber überzeugt, daß es geht, hat sie mit dreißig Holzknechten in vier Monaten gebaut, und jetzt lacht niemand mehr. Der Schopper ist Vorknecht geworden.“

„Also der Schopper-Schub hat dieses Werk gebaut!“ Der Adlerwirt hätte es ihm nicht angesehen. Der Mann, der solches kann, darf sich am Ende doch keck um die Herzliebste bewerben.

Auf der Höhe gab es eine schöne Aussicht hin in die Waldberge, aber dem Wolfram ging es nicht um das. Rings um ihn lag der geschlagene Urwald in vielen tausend Stämmen, welche von den Holzhauern entschält, zu Blöcken ge-

schnitten und an die Einmündung der Riesen gebracht wurden; dem Wolfram ging's auch nicht um Holz. Inmitten der Leute stand der Schopper in braunen Hemdärmeln und barhaupt. Er hielt einen langen Maßstab in den Boden gestemmt und traf Anordnungen. Der Wolfram hatte ihn erkannt an dem üppigen Barte und ging nun, über Stämme und Rindenwälle kletternd, auf ihn zu.

Die beiden Männer standen sich ein Weilchen gegenüber und schauten sich an, bevor das erste Wort gesprochen wurde.

„Dich suche ich," sagte endlich der Adlerwirt. „Wenn ich den weiten Weg her mache zu dir, so kannst dir denken, daß es etwas Wichtiges wird sein. Willst so gut sein, Schopper, und ein wenig mit mir gehen?"

„Das kann ich schon tun," antwortete der Holzknecht, und sie gingen gegen einige Schirmtannen hin, die man stehen gelassen hatte.

„Schopper," sagte der Wolfram, „deine Riesen ist ein Meisterwerk."

„Daß du mir das sagst, deswegen bist du nicht gekommen," entgegnete der Holzknecht. „Adlerwirt, tu' nicht lang' um und sag', was du willst."

„Schopper," sprach nun der andere im vertraulichen Tone. „Du kannst dir's denken, es ist der Frieda wegen. Du bist offenherzig mit mir gewesen und ich will es auch sein. Hast du das Dirndel noch im Kopf?"

Der Schopper starrte den Fragenden an und entgegnete: „Was geht das dich an? Du hast dein Weib."

„Das wohl, Schopper, das habe ich, und just deswegen kann ich offen mit dir sprechen. Die Frieda ist eine Jugendfreundin meiner Frau und wir wollen nicht, daß sie sollte verderben müssen. Vielleicht, daß ihr meine Frau einen Platz verschaffen könnte."

„Hat sie denn keinen?“ fragte der Schopper.

„Du wirst doch wissen, daß sie nicht mehr im Salmhof ist.“

„Ei freilich weiß ich das.“

„Wo sie nur mag umherirren auf der weiten Welt? Und hat keinen Menschen zur Zuflucht.“

„Adlerwirt!“ sagte der Schopper ganz leise, aber nachdrucksvoll, „sie hat einen!“

„Heiratest sie, Schopper? Hast sie bei dir?“ Ohne daß er es recht wollte, waren ihm diese Worte über die Lippen gesprungen, denn es war ein großer Sturm in ihm und das Herz pochte so heftig, daß es nachklang in den Schläfen.

Der Schopper sagte: „Mein lieber Adlerwirt. So dumm bin ich nicht, daß ich dir sie verrate. Geh' nur ruhig heim nach Kirchbrunn und kümmere dich um deine Leut', die Frieda geht dich nichts an.“

Damit wendete er sich seiner Arbeit zu, und der Adlerwirt schickte sich an, den mühevollen Weg wieder zu Tale zu steigen.

„Wenn Sie bis zum Feierabend warten wollen,“ rief ihm einer der Arbeiter zu, „so können Sie auch hinabfahren. Wir rutschen alle hinab. Mit dem Brettel ist man in fünf Minuten zu Tal. Aber jetzt geht's nicht, jetzt haben die Holzblöcher das Vorrecht.“

Dem Adlerwirt kam aber die ganze Gegend ein wenig unheimlich vor und er ging angestrengt drei Stunden lang, bis er den Turm von Kirchbrunn sah.

Als er hinaus über die Wiesen schritt, saß dort an einem Wassertümpel der Professor Nix und schaute den Krebsen zu. Der Alte erhob ein Freudengeschrei, als er seinen Hausherrn sah, und wollte alsogleich wissen, was die Adler-

wirtshausbewohner verbrochen hätten, daß er sie über drei Tage lang im Fegefeuer zappeln lasse.

Der Wolfram setzte sich hin auf den Rasen und seufzte: „Ach ja, lieber Professor!"

„Junge, du gefällst mir nicht!" sagte der Professor.

Der Wolfram schaute bekümmert in den Tümpel, dann sprach er: „Daß es seine Ursache haben muß, wenn einer wie halbverrückt davonläuft, ohne dem alten Vater, ohne dem Weibe zu sagen, wohin, das können Sie sich denken. Und eine Ursache hat es. — Sie wohnen gemütlich in Ihrer großen Stube, Herr, ärgern sich vielleicht ein wenig über den Lärm der Gäste am späten Abend, haben aber freilich keine Ahnung, was zwischen uns vorgeht. Sie ist hart. Sie ist herzlos, daß ich's nicht sagen kann. Sie macht mich ganz verzagt . . ."

„Na, na!" beschwichtigte der Professor und neigte sich über den jungen Mann, denn dieser preßte seine Hände ins Gesicht.

„Ich habe mir's gedacht," sagte der Alte gedämpft, „ich habe mir's wohl gedacht."

Dann schwiegen beide eine lange Zeit und starrten in das klare Wasser, wo langsam die Krebse krochen und stets nach rückwärts — nach rückwärts.

„In den ersten Wochen," so fuhr Professor Nix endlich fort, „da habe ich vorgehabt, dir Trost zuzusprechen, habe sie wohl für eine herbe Natur gehalten, aber wer den Schlüssel findet zu solchen Naturen, der hat's gut. Sie zeigen und feilen ihr Herz und Gemüt nicht auf der Gasse umher, sie geizen gegen alle Welt mit ihrer Güte, um ja recht viel davon aufzuhäufen für den einen und einzigen, den sie selig machen wollen. So eine goldene, habe ich gemeint, hättest du dir auserwählt. Freilich ist mir nach und nach anders

zumute geworden. Nicht etwa, weil sie mir nicht schmeichelt; das möchte einem sogar gefallen bei einer jungen Frau. Hingegen was ich sonst wahrgenommen! Ganz krampfig ist mir zumute geworden, mein lieber Wolf! Aber reden! Wenn er nicht redet, ich bin auch still. Wenn einer zum jungen Ehemann hingeht und sagt: „Du, dein Weib paßt nicht für dich! so ist das ein schlechter Kerl, den man mit einem Rattenschwanz erdrosseln soll. Aber in diesem Falle sage ich es dir, Wolf: Sie paßt nicht für dich. — Erdrosselst du mich?"

Der Wolfram murmelte: „Nein, ich erdrossele Sie nicht."

„Von der mußt du los, Junge!" rief der Professor.

„Aber wie?" seufzte der junge Mann.

„Scheidung! frisch! rasch! Heute besser als morgen."

„Ehescheidung!" sagte der Adlerwirt. „Das geht nicht. Dieses Aufsehen!"

„Wenn sie dich in die Strafanstalt führen, das wird auch ein Aufsehen sein!"

Der Wolfram sprang empor.

„Verzeihe!" begütigte der Professor. „Das Wort war schlimm. So endet's bei dir nicht, so nicht. Du bist ein weicher Mensch, du wirst verderben und vergehen, und wer dich umbringt, der kommt auch nicht ins Zuchthaus, weil du dich vor Gram und Jammer selber verzehrst. Und der, welcher dich mit kleinen Dosen täglich vergiftet, hat noch den Triumph, als Leidtragender an deiner Grube zu stehen. — Wolf, wenn du bisher alle sieben Todsünden begangen, die eine mußt du sühnen, auf der Stelle, ohne Säumnis sühnen: daß du dieses Weib genommen hast!"

„Ich hätte mir ja leicht eine andere gewußt."

„Eine andere!" sprach nun der Professor. „Wolf, eine andere laß einstweilen aus dem Spiele! Das ganze Firma-

ment, habe ich gesagt, vermach' ich dir, nur den Halbmond nicht, der gehört den Türken. Und Türke wirst du keiner sein wollen. Jetzt eine andere! Das wäre hübsch! Nein, nein. Gescheit sein, Knabe!"

„Nicht mir zulieb' habe ich sie genommen."

„Man merkt es wohl, Junge. Wäre auch nur ein bißchen Neigung da, es müßte sich anders zeigen."

„Mein Vater wollte es so haben," gestand nun der junge Adlerwirt, „ihm zuliebe bin ich hineingesprungen. Wir stehen schlecht, wir müssen uns mit ihrem Gelde aufhelfen."

„Wolf," sagte hierauf der Professor. „So lang dein Weib mißt, so lang mißt dein Unglück. Wo das Weib aufhört und das Geld anfängt, fängt in dir der Wicht an. — Schelm, armseliger! Das Geld! — Adlerwirtssohn. Ich habe dich als Kind auf meinen Armen getragen und dabei gesungen: Lieber Engel, werde ein braver Mensch! Hernach der wißbegierige Knabe! Der warmherzige Bursch! Es war eine Freude. Er wird's! habe ich oft gejauchzt. — Na, und wie der Mann fertig ist, von dem man glaubt, daß er gute Früchte wird tragen — steht der heißhungerige Geldwolf da. Irr und toll könnt' einer werden!"

Da der Adlerwirt bei diesen herben Worten sich abgewendet hatte, fiel der alte kleine Professor vor ihm auf die Knie, umfaßte seine Beine und rief: „Mußt mir's zugute halten, Wolf, mir tut deinetwegen das Herz so weh, daß ich schreien muß. Dem Vater zulieb'! Es war ja gut gezielt, aber es ist schlecht getroffen. Mein Wolf, glaube mir! Folge mir! Gehe heute noch ins Amt und laß dich scheiden!"

„Dann bin ich ein Bettler!" rief der Adlerwirt.

Der Professor stutzte. Als er seiner Verblüffung einigermaßen Herr geworden, sagte er in singendem Tone: „So, so. Also nur eine Ausrede ist der Herr Vater. Du selber willst

Geld haben. Du willst lieber ein elender Gauch sein, von deines Weibes Groschen zehrend, unter eines Weibes Fuß wimmernd, dich windend wie ein zertretener Wurm, anstatt mit gesunden Armen mannbar dir dein Brot zu verdienen! — Adlerwirt, ich mag dich nicht mehr."

Er erhob sich rasch und ging quer über die Wiese hin durch das lange Gras, daß kaum sein Kopf manchmal hervorragte über den Germen und Rispen. —

Als der Wolfram nach Hause kam, gab's von Vaters Seite ein arges Wetter. Er ertrug's gleichgültig. Frau Kunigunde blieb drei Schritte vor ihm stehen und fragte: „Bist denn schon da, Wolfram? Hast dir die Socken lochig getreten, oder hat dich der Hunger nach Hause getrieben? Die Köchin soll dich nur sattfüttern, daß du wieder gehen kannst."

In der heißen Wut über solchen Hohn tat der Wolfram schon den Mund auf, um sie zu fragen: Wenn eins gehen müsse, welches von beiden? — Aber der alte Adlerwirt hielt ihn fest am Arm, zog ihn beiseite und raunte ihm zu: „Um Christi willen, schweig still! Wir müßten vom Haus ziehen wie ein paar Ziegeuner. Kein Nagel auf dem Dach ist mehr unser Eigentum. Nur noch kurze Zeit Geduld! Hast du's schon gehört? Der Salmhofer liegt auf den Tod!"

Der Wolfram hat sich die Lippen blutig gebissen und geschwiegen.

Siebenter Abschnitt.

Jetzt währte es noch zwei Tage, und von Geßnitz langte ein Bote ein. Der Jungknecht aus dem Salmhofe war's. Er stand vor dem Adlerwirtshause so eine Weile herum, stolperte dann ins Gastzimmer und ließ sich einen Krug Apfelwein geben. Er zerrüttete sich fast den Kopf im Nachsinnen, wie er es angehen werde, daß seine Neuigkeit nicht tödlichen

Schreck hervorbringe. Für's erste tat er ein paar herzhafte Züge, das machte ihn mutiger. Und als der alte Adlerwirt — grau und mager war er geworden die letzte Zeit her — in die Stube trat und den allein dasitzenden Gast fragte, was es Neues gäbe? antwortete der Jungknecht mit unbehilflichen Worten, es sei halt so auf der Welt. Er bringe nichts Gutes. — Dann trank er wieder.

Der alte Wirt horchte gespannt hin. „Wenn ich mich nicht verkenne," sagte er, „du bist ja ein Salmhoferischer?"

„Wohl eh, wohl eh," antwortete der Knecht und fuhr sich mit der flachen Hand über das breite Gesicht.

„Also wie geht's daheim, wie geht's?" fragte der Wirt unter den lebhaftesten Zeichen der Teilnahme.

„Gestern auf den Abend ist's halt gar worden mit ihm," berichtete der Knecht.

„Was sagst?" fuhr der Wirt auf. „Der Salmhofer! Mein Schwieger! Wird doch nicht —"

„Er liegt schon auf der langen Bank," sagte der Bote.

Der alte Adlerwirt schlug sprachlos die Hände zusammen.

„So viel schnell ist es gegangen," berichtete der Knecht. „Das Blut ins Hirn gesprungen, sagt der Doktor. Morgen nachmittags ist die Leich."

Der Wirt schritt mit gerungenen Händen die Stube auf und ab und konnte sich nicht fassen. Immer schüttelte er den Kopf und murmelte: „Wer hätte sich das gedacht!" Aber auf einmal rief er mit gehobener Stimme: „Er hat's überstanden. Man muß noch froh sein, daß er kein großes Ableiden gehabt hat. — Trink aus, Bub, ich füll' dir noch einmal nach."

Als bald darauf der Wolfram eintrat, sagte der alte Wirt zu ihm: „Du Wolf, eine große Neuigkeit. Mußt aber

nicht zu arg erschrecken. Morgen heißt's nach Geßnitz fahren. Das Schlimmste ist eingetroffen."

Der Wolfram schaute seinen Vater an, sagte aber kein Wort, blieb gelassen, zeigte weder Trauer noch Freude. Dann stieg er die Treppe hinan zu seiner Frau. Vor ihrer Tür stand er still und schöpfte Atem. Es kam ihm sauer an, daß er ihr jetzt einen großen Schmerz bereiten sollte. Doch wer wird's sonst tun, als er? Mit der möglichsten Schonung will er ihr die Nachricht mitteilen und ihr liebevoll beistehen im kindlichen Leide. An die Vorteile, die durch des Schwiegervaters Tod dem Adlerwirtshause zukommen sollen, konnte er nicht denken, es empörte sich in ihm etwas dagegen. Ihm war der Salmhofer nie nahegestanden, aber mit seinem Weibe fühlte er Mitleid, und jetzt das erstemal war es ihm, als ob er sie doch lieb hätte. Endlich trat er ein. Sie saß am Tischchen, war mit ihrer Stickerei beschäftigt und zählte just die Maschen. Er setzte sich ihr gegenüber und tat, als schaue er aufmerksam ihrer Arbeit zu. Sie wollte aufstehen, er faßte sanft ihre Hand und sagte: „Bleib' ein wenig bei mir, Kunigunde."

Sie blickte ihn forschend an. „Was bedeutet denn das?" fragte sie kalt.

„Ich muß dir's doch sagen," fuhr er fort, „ein Bote ist da vom Salmhof. Mit deinem Vater steht's schlecht."

„Lüg' nicht!" herrschte sie ihm zu. „Tot ist er!"

Der Wolfram schwieg.

„Tot ist er!" rief sie grell.

Er stand zu ihr, sagte ihr gütige Worte, streichelte ihr Haupt. Mit dem Arm stieß sie ihn von sich. „Heuchler! Ihr habt seinen Tod doch kaum erwarten können!"

„Kunigunde!" sprach er nun scharf und herb. „Das Wort sagst du mir nicht noch einmal! Meinetwegen hätte

er noch hundert Jahre leben können. Ich suche nichts mehr bei ihm. So klug bin ich wohl geworden, meine liebe Kunigunde, daß ich endlich einsehe: Vom Salmhof kommt mein Glück nicht."

Sie hatte ihr Haupt ins Bettkissen gedrückt und weinte. Ihm wollte das Herz zerspringen darob, daß er ihr jetzt, gerade jetzt das rohe Wort gesagt. Aber so stand's mit ihm, je wärmer sein Gemüt war, je leichter und plötzlicher sprang es, wenn ihm wehe getan wurde, in das Gegenteil um. Wenn er gegen sein Weib Gleichgültigkeit, ja Abneigung, empfand, da gab es nie etwas, da blieb er ruhig und überlegsam; so oft er aber mit einem warmen hoffenden Gefühl an sie herantrat und enttäuscht ward, setzte es fast immer einen Wettersturz.

Frau Kunigunde rüstete sich, um nach Geßnitz zu fahren. Sie fuhr allein davon. Der Wolfram wollte zum Professor gehen, um ihm das Herz auszuschütten, aber der war nicht zu Hause und seine Stube verschlossen. Die Stubenmagd berichtete ihm, der alte Herr wäre seit einigen Tagen recht mißmutig und verlange an jedem Abende die Rechnung.

Das Leichenbegängnis des Salmhofers ward mit großem Pompe vollzogen. Wie zu einem Jahrmarkte kamen die Leute zusammen. Der alte Adlerwirt war überaus gerührt, und manche weichherzige Person mußte nur darum weinen auf dem Kirchhofe, weil sie den alten Mann so schluchzen sah. Der junge Adlerwirt schien merkwürdig gefaßt zu sein; nur als er die Großbäuerin sah, die gebeugt, aber ergeben am Grabe ihres Mannes kniete, ward ihm das Auge feucht. Frau Kunigunde weinte nur wenig, aber in ihrem ganzen Wesen war eine kalte, fast ehrfurchtgebietende Trauer ausgedrückt. Sie war stets an Seite ihrer Mutter und suchte sie damit zu trösten, daß sie ihr zum künftigen Aufenthalte

das Adlerwirtshaus antrug. Der Salmhof soll verkauft werden und die Mutter nach Kirchbrunn ziehen.

„Das wäre ja gut,“ meinte die alte Bäuerin, „wenn's nur auch deinem Manne recht ist.“

„Meinem Manne!“ rief Frau Kunigunde fast lachend aus. „Was geht denn das meinen Mann an! Glaubst du, Mutter, ich werde mich vom Manne auch so tyrannisieren lassen, wie du? Das wirst du anders erfahren, bis du im Adlerwirtshaus bist. Was du hast leiden müssen, Mutter! Du bist still gewesen, aber ich weiß es, und ich werde es den Männern heiß entgelten, das hab' ich mir vorgenommen.“

„Gott tröst' seine Seel!“ sagte die alte Salmhoferin mit gefalteten Händen, „ich trag' ihm nichts nach, meinetwegen soll er nichts zu leiden haben.“

„Ja ja, es soll's statt seiner nur ein anderer büßen!“ versetzte Frau Kunigunde.

Auf den Hof zurückgekehrt, sahen die beiden Frauen mehrere fremde Leute in den Wirtschaftsgebäuden umhersteigen.

„Was wollen denn die?“ fragte die Adlerwirtin.

„Laß sie umhergehen,“ antwortete die Mutter, „die Neugier plagt sie. Mir scheint, es ist auch der Klobensteiner Verwalter dabei. Der wird Vieh kaufen wollen. Der Großknecht wird's schon ordnen. — Komm', Kundel, wir wollen einen warmen Kaffee trinken.“

Die erste Zeit nach dem Tode des Großbauers blieb Frau Kunigunde nun im Salmhofe bei ihrer Mutter.

Die beiden Adlerwirte kehrten alsbald nach Kirchbrunn zurück. Den Wolfram erwartete zu Hause die Nachricht, daß der Professor Nix abgereist sei und einen Brief hinterlassen habe. Dieser Brief lautete:

„Lieber Wolfram!

Mich geht die Sache nichts an, aber zusehen mag ich nicht. Und still sein mag ich auch nicht. Ich werde unwirsch. Was soll ich Dir weh tun? Du hast schon auch so Dein Teil. Zu helfen ist Dir nicht. Also breche ich meinen Sommeraufenthalt im schönen Kirchbrunn ab und gedenke eine Reise zu machen. Sei bedankt für alles. Umkehren wirst Du kaum. Du stehst jetzt auf dem Punkte, wo viele Wege sich zweigen. Schlimm ist jeder, aber wähle nicht den allerschlimmsten. Gott walt's. Josue Nix."

Als der Wolfram diesen Brief gelesen hatte, befiel ihn ein solches Leid, daß er zusammenbrach auf eine Bank und stöhnte. Jetzt war dieser Mann von ihm gewichen, der seit Jahren als fröhlicher Genosse und Ratgeber sein Vertrauen gewonnen. Er hatte einen Vater, aber der war oft herrisch, eigennützig, launenhaft und nicht immer verläßlich. Er hatte Jugendfreunde gehabt, hatte viele gute Kameraden, aber sie waren Schmarotzer, Schelme oder Dummiane. So recht aus Herzensgrund sich geben und vertrauen glaubte er nur mehr diesem Manne zu können, der allsommerlich sich eingefunden mit seinem hellen Kopfe, mit seinem heiteren, treuen Herzen. Er war selber schier ein anderer geworden in dieser Gesellschaft, er hatte, bei aller Verehrung für ihn, manche Schalkerei, manchen kecken Burschenstreich mit dem kleinen Alten durchgemacht, er hatte manchen ernsten Rat desselben befolgt, und er hatte es nicht ein einzigesmal zu bereuen gehabt. Und diesen seinen letzten Rat — Ehescheidung! kann er nicht befolgen, unmöglich! Wie wird das enden?

Der alte Adlerwirt lebte ordentlich auf. Neue Geschäfte hub er an, Bauholz kaufte er, einen Steinbruch unweit des Dorfes wollte er erstehen, denn für das nächste Jahr hatte

er einen Neubau des Adlerwirtshauses vor. Kirchbrunn soll ein Hotel bekommen! Eine Sommerfrisch-Anstalt mit Lustgarten und Bädern. — Seine Zeit muß man verstehen! Die Ansprüche der Mitwelt muß man ergründen, auf die Lösung dieses Rätsels ist eine große Prämie gesetzt — die Million.

Endlich kam ein Schreiben aus Geßnitz vom Notar. Der alte Adlerwirt atmete auf, er hatte es schon seit Wochen erwartet. Der Adlerwirt zu Kirchbrunn wird ersucht, in Angelegenheit des Salmhoferischen Nachlasses bei dem Notariat zu Geßnitz sich einzufinden.

„Einspannen!“ kommandierte der alte Adlerwirt. Er selber wollte fahren, der Wolfram war auf einem Holzeinkauf aus.

Der Notar, ein alter hagerer Mann mit brauner Perücke und schwarzgefärbtem Schnurrbarte, empfing den Adlerwirt höflich, kramte hernach eine Weile in Papieren um und stellte die Frage, ob der Adlerwirt, als Schwiegersohn des seligen Salmhofers, geneigt sei, dessen Erbe anzutreten.

Der alte Wirt war über die förmliche Frage in so selbstverständlicher Sache etwas erstaunt. Er antwortete: „Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich als Bevollmächtigter meines Sohnes Wolfram hier bin, und daß ich in seinem Namen erkläre —“

„Gemach!“ unterbrach ihn der Notar. „Ich glaube, die Sache müßte wohl überlegt werden. Ich würde nicht raten.“

„Wieso? Wie meinen Sie das, Herr Doktor?“

„Außer Ihr Sohn denkt so vornehm, daß er die Ehre seines Schwiegervaters retten will.“

„Ich verstehe nicht, Doktor.“

„Es ist höchst wahrscheinlich,“ fuhr der Notar fort, „daß in dem Nachlasse des verstorbenen Salmhofers die Passiven größer sind, als die Aktiven.“

Es war heiß in der Kanzlei. Der Adlerwirt trocknete sich mit dem Taschentuche die Stirn, dann lallte er mit grinsendem Gesichte: „Ist ein Spaß, hi hi."

„Ist kein Spaß, lieber Adlerwirt," sagte der Notar. „Mit dem Vermögen des Salmhofers steht es ganz anders, als man angenommen hat. Es steht unerhört schlecht."

„Aber, Jesses, man sieht ja, was da ist," brauste der alte Wirt auf.

„Nichts ist da," versetzte der Notar mit fürchterlicher Ruhe. „Alles gehört dem Baron Klobenstein. Seit vielen Jahren hat der Baron Geld geborgt, den Viehstand beigestellt, die Steuern bezahlt für den Salmhof. Der Großknecht auf dem Hof war so viel als Klobensteinischer Verweser, der alte Salmhofer genoß seit einiger Zeit vom Baron eine Art Gnadenbrot. Alles, was Sie heute sehen, und mehr als alles, gehört der Herrschaft Klobenstein. Leider, so steht es."

Und jetzt wußte es der Adlerwirt. „Der Teufel hol' eine solche Erbschaft!" schrie er in wilder Empörung. „Schulden! die habe ich selber."

Betäubt war er, als er spät abends nach Hause kam. Als ein reicher Mann war er ausgefahren, als Bettler kam er heim. In die Wut brachte ihn erst der Wolfram. Da er nun diesem die saubere Neuigkeit mitteilte, was geschah? Der Wolfram fuhr nicht auf, wurde nicht rasend, sagte gar nichts, zuckte nur die Achseln.

„Ist das ein Hosenlupf?" fragte der Alte den Sohn voll giftigen Grimmes. „Nein, Freund, das ist kein Hosenlupf. Wie wir jetzt hingeworfen sind, da stehen wir nicht wieder auf. Was sagst denn dazu? Pfeif' eins, wir sind ruiniert! Pfeif' eins, großer Geist, Narr, angesteckt vom alten Narren, der gottlob zum Teufel gegangen ist."

„Ich weiß nicht, was du willst, Vater," sagte nun der

Wolfram. „Dir muß es immer sehr gut gegangen sein. Was mich anbelangt, habe ich schon Schlimmeres erfahren, als was du mir da sagst. Du hast freilich nur auf das Salmhoferische Geld gewartet und nicht gespürt, daß ich deine Habsucht im Fegefeuer büße. Und nicht danach gefragt, was ich ausstehen muß neben dieser Person. Den Eltern zu Gefallen eine heiraten, das ist die achte Todsünde; heute noch gehe ich zum Pfarrer und lasse sie in den Katechismus schreiben."

„Du bist ein dummer Knabe!" schrie der Alte.

„Der Vatername schützt dich, daß ich dir jetzt nicht ein anderes Wort sage!" so der Wolfram, blaß, glühenden Auges, am ganzen Körper bebend. So viel Besinnung hatte er noch, daß er merkte, es wäre die höchste Zeit, aus der Stube zu eilen.

In seinem einsamen Zimmer, nächtig dunkel, feindselig fast die Stimmung des Raumes, in welchem Frau Kunigunde zu walten pflegte, saß der Wolfram und stützte seinen schweren Kopf auf die Hand. Und weil in dem Menschen etwas ist, das ihn nicht ganz versinken lassen will in Verzweiflung, so fiel es ihm ein: Vielleicht ist diese Wendung zum Glücke. Vielleicht ist ihr Stolz, ihre Härte jetzt gebrochen, wenn sie weiß, daß sie arm ist wie ein Karnerweib, vielleicht kommt jetzt ihre bessere Natur zum Vorschein. Ich will ihr's leicht machen. Keinen Vorwurf, keine Anspielung soll über meine Lippen kommen; beweisen will ich ihr, daß ich nicht das Geld in ihr achte und suche, wohl aber das warme Herz.

Zu seinem Vater ging er noch einmal, der im Hofe wie wahnsinnig hin und her rannte, und zu diesem sprach er: „Vater! Eines merke dir! Sage meiner Frau, wenn sie heimkommt, kein ungeschaffenes Wort! Ich will sie respektiert wissen, verstehst!"

„Ja versteht sich," höhnte der Alte, „eine solche Frau

muß man respektieren!“ Dann schlug er um: „Bettelbub! Was ist das für eine Manier?! Glaubst du, Laff', weil ich dich nicht mehr enterben kann, du darfst mit mir umgehen, wie mit einem Landstromer?“

Der Sohn schritt ins Haus zurück.

In der Gaststube saßen ein paar angeheiterte Bauern und machten faule Späße über ihre Weiber. Jeder prahlte sich damit, daß die Seine daheim die Häßlichste und Unsauberste und Zuwiderste wäre; und der eine stieß sein leeres Glas von sich, hieb mit der Faust auf den Tisch und gurgelte: „Das weiß ich!“ Er wollte etwas sagen, wußte aber nichts.

„Wenn mich meine Alte recht fuchtig macht, so geh' ich ins Wirtshaus und sauf' mir einen Rausch!“ rief der andere.

„Ha ha, ha ha!“ lachte der eine, „und wenn du nachher heimkommst, siehst du den Drachen doppelt und dreifach. Das muß eine Freud' sein!“

Der Wolfram hörte ihnen mit Wehmut zu, diesen unglücklichen Ehemännern, die so lustig sein und so tapfer trinken konnten. Auch er hatte das Trinken schon versucht, es ging aber nicht. Nur in der Frohstimmung schmeckte ihm der Wein, aber es kam nie zu einer.

Und es wird doch wieder zu einer kommen! also ermutigte er sich selbst. Vielleicht nimmt's eine Wendung. Denn daß es so bleiben sollte fürs ganze Leben — er vermochte es nicht zu denken, geschweige zu ertragen.

Ein so hartes Weib als er — also empfand er's — hat keiner mehr auf der Welt. Ihre Herbheit, ja Roheit gegen ihn tat ihm um so weher, als Frau Kunigunde sonst manchmal gegen andere Herz und Gemüt zeigte. So war sie nicht karg gegen Arme; manchem Bettelmann, der ihr zu schmeicheln wußte, gab sie mit vollen Händen. Ward ein Dienstbote krank, so war sie zwar ungehalten, besorgte aber

schleunigst Pflege und Arzt; noch mehr Neigung wendete sie den Tieren zu, von denen sie sagte, sie verdienten mehr Liebe als die Menschen. Am rücksichtsvollsten und aufmerksamsten war sie gegen ihre Verwandten. So unzufrieden sie zu Hause auf dem Salmhofe gewesen war, so lebhaft strebte sie jetzt manchmal nach dem Salmhofe zurück, all ihre Herzenswärme verschwendete sie dahin. Und nur ihrem Manne nichts und gar nichts, als Trotz und Bitterkeit.

Nach diesen ruppigen Tagen stand es an zwei Wochen lang, da kamen sie plötzlich angefahren, die Frau Kunigunde und ihre Mutter. Und mit Sack und Pack.

Für die Salmhoferin wurde alsbald das Baumgartenzimmer eingerichtet, und als der Wolfram endlich Gelegenheit hatte, mit seiner Frau ein paar Worte zu sprechen, sagte er: „Ganz recht, Kundel, daß du deine Mutter mitgebracht hast. So lange wir selber in diesem Hause sind, wird sie auch noch Platz haben. Es ist recht, es ist schon recht.“

„Habe ich dich darum gefragt?“ entgegnete sie.

„Kundel,“ sagte er und wollte ihre Hand fassen, was sie aber zu verhindern wußte, „Kundel! wie du hart bist auf mich! das kann nicht dein Ernst sein. Du bist jetzt nur unglücklich, und das macht halt bitter. Mich erbarmst du.“

„Schenke du dein Mitleid einer anderen, ich brauch' es nicht!“ so ihre Antwort, ging in ihr Zimmer und schlug hinter sich die Tür zu.

Der Wolfram stand noch eine Weile so allein da, dann tat er einen Seufzer: „Ach! das ist ein Leben!“

Der alte Adlerwirt ließ sich von nun an selten mehr sehen. Er saß in seiner kleinen Stube neben der Küche und brütete vor sich hin. Manchmal ging er, anstatt zu seinen wenigen, verdrossenen Gästen sich zu setzen, zum zweiten

Dorfwirte hinüber und trank erstaunlich viel Wein. Aber die Gläubiger und Exekutionsbögen fanden ihn auch dort, und endlich war es nicht mehr zu vertuschen, wie es stand. Und eines Tages war im Bezirks-Wochenblatte die Anzeige zu lesen von einer großen Vergantung zu Kirchbrunn.

Der Wolfram hätte sein schweres Herz gerne abgelastet vor dem einzigen Menschen, der ihm beigesellt worden zum gemeinsamen Tragen von Freud und Leid, aber die Tür ihres Zimmers war verschlossen und blieb verschlossen, wenn er auch klopfte. Also litt es ihn nicht mehr in den unwirtlichen Mauern seines Hauses, nicht mehr im Dorfe, wo er aus jedem Gesichte Mitleid oder Schadenfreude und Hohn zu lesen glaubte. Immer noch unter dem Vorwande, Vieh oder Holz einzukaufen, strich er im Gebirge um, verbrachte manche Nacht auf harter Bank der Schenkstuben oder in Heuscheunen. Mehrmals stieg er auf hohe Berge und blickte hinaus ins weite, schöne sonnige Land, und da ward er noch trauriger. — Wie ist die Welt so schön! Und wie sind die Menschen so arg!

In Waldgeschlägen fragte er an, ob man einen kräftigen Holzarbeiter brauchen könne, er wisse einen solchen. Denn klar und gewiß war es ihm endlich geworden, daß er mit seinem Weibe nicht mehr weiterleben könne. So wollte er auch von ganz Kirchbrunn nichts mehr wissen, sondern auf einem anderen Fleck ein neues Leben anfangen — sei es noch so armselig, besser als dieses auf jeden Fall. Es gibt so viele Menschen, die Bankerott gemacht mit ihrem Glücke, und sie fügen sich und leben geduldig dahin so lange, bis sie sterben. Warum will es unsereiner besser haben, als die meisten anderen? Je länger einer an seinem Glücke baut, je tiefer baut er in die finstere Erde hinein. Und es ist gut so. Wie hart wäre das Sterben, wenn die Welt immer

schöner würde, je länger der Mensch daran bessert. Wenn es dem Unschuldigen schon oft gottlos schlecht geht, was will erst ich sagen! Ich habe das unrechte Weib genommen, habe es rechtzeitig bemerkt und bin nicht zurückgestanden. Ich kann mich zum Teil auf meinen Vater ausreden, der mich in diese Heirat hineingelockt hat, aber zum andern Teil habe ich auch selber an ihren Reichtum gedacht und danach geplangt. Mir geschieht recht.

Also richtete der Wolfram sich selbst, und dann saß er wieder in Straßenschenken und goß Wein auf sein wehes Herz.

Kauerte er einmal an einem heißen Sonntagnachmittag auf dem Schabelberg. Niemand war da, als ein altes Weib, das im Bankwinkel nickend den Wünschen des Gastes harrte. Zahllose Fliegen umsummten den einsamen Zecher und sein Glas. Er starrte durch die trübe Fensterscheibe hinaus auf die weiße Straße und auf die halbverdorrten, graubestaubten Halme und Sträucher, die am Rande hin und her standen. Da ging ein Weibsbild vorüber. Dieses Weibsbild hatte, um den schwarzen Spenzer, sowie das rote Halstuch vor Staub und ihr Haupt vor den Sonnenstrahl'en zu schützen, den blauen Außenkittel so über ihre Gestalt geschlagen, daß er wie ein Schirmdach muschelförmig den Oberkörper einhüllte. Der graue Unterrock ging bis halb über die weißbestrümpften Waden und schlug bei jedem Schritte in pendelartiger Gleichmäßigkeit sachte hin und her. Aus der Muschel guckte ein frisch-rotes Gesicht, und dieses Gesicht war — dem Wolfram schoß alles Blut zum Herzen.

Rasch warf er ein paar Münzen auf den Tisch, stand auf und ging hinaus. Die Straße zog bergwärts, das Dirndel stieg tapfer an, der Adlerwirt duckte sich ein wenig hinter der Hausecke, und als sie einen gewissen Vorsprung hatte, schnalzte er mit der Zunge und ging ihr nach.

Achter Abschnitt.

Die Jungmagd Frieda einst auf dem Salmhofe. Ein paarmal hatte sie sich ihren Dienstgenossen gegenüber geäußert: die Ehre wäre ihr doch zuteil geworden, daß der junge Adlerwirt an seinem Hochzeitstage mit ihr gute Gesundheit getrunken! Und dieses Prahlen hatte ihr den Dienst gekostet. Es war schon so etwas in der Luft gelegen, und der alten Salmhoferin sogar kam es nicht ganz richtig vor. Ein Brieflein von der Kundel schlug dem Fasse den Boden aus, und die Frieda wurde verjagt.

Einen halben Tag lang war sie fortgegangen auf Wegen, Stegen und Steigen, ohne irgendwo um Arbeit zuzusprechen. Und als sie ins Gebirge gekommen war, wo die Bauerngüter seltener und die armen Waldhütten häufiger wurden, besann sie sich. Je entlegener und versteckter der Bergwinkel ist, in dem sie bleiben wird, je besser. Es braucht's im Salmhofe niemand zu erfahren, wo sie ist, es braucht's im Adlerwirtshause niemand zu erfahren, und es braucht's der Holzknecht Schopper nicht zu wissen. Es wird sich mit Gottes Willen wohl auch anders wer finden, mit dem sich gut Freund sein läßt. Oder ist der junge Adlerwirt der einzige auf der Welt? Gott sei Dank, nein.

In der Abachleuten beim Möstl nahm sie Dienst. Die Abachleuten war ein zwischen Berghalden schräge ansteigendes Wiesental mit einigen kleinen Kornäckern und Erdäpfelgärten. Ein kaltes Wässerlein rauschte durchs Tal, und an den Wildstrüppen, die am Bachesrand standen, hingen auch an den Sommermorgen manchmal kleine Eiszapfen. An der sonnseitigen Lehne der Abachleuten stand das kleine Haus des Möstl, das letzte hier, welches sich noch kümmerlich von Feld- und Wiesenwirtschaft fristete. In diesem Waldhause lebten

zwei ältliche Eheleute, die sehr arbeitsam, sehr häuslich und immer frohen Gemütes waren. Man merkte gar nicht, wie viel Sorge und Mühsal und Beschwerde es gab dahier. Der Möstl, ein rasches, gebücktes, ununterbrochen tätiges, stets glattrasiertes Männlein, war allezeit munter und aufgeräumt, und machte über jeden Graben, den das Schicksal ihm zog, einen kecken Sprung und lachte dazu. Seinem Weibe war's auch recht. Beide waren etwas schwerhörig und hatten daher sich eine laute Stimme angewöhnt, so daß man sie schon von weitem sprechen hörte mit klingendem Schall. Sie hatten sich immer etwas zu erzählen, zu fragen, zu raten, manchmal neckten sie sich einander sogar, daß ein helles Gelächter entstand. Der Ehekrieg, den auch diese Leute führten, bestand darin, daß sie einander immer zu überlisten suchten: Beim Essen schmuggelte eines dem andern möglichst unbemerkt die besseren Bissen zu, bei der Arbeit trachtete eines dem andern die härtesten Dinge abzulasten.

Diese Möstlleute im Abachtale hatten auch ein Kind, eine bereits erwachsene Tochter, die aber schon seit Jahr und Tag in einem Strohsessel lehnte, weil in Folge eines Wettersturmes, bei dem sie unter Wasser gekommen, ihre Füße lahm geworden waren. Das Mädchen mußte in vielem wie ein Kind gepflegt werden, konnte nur wenige Arbeiten verrichten helfen, hatte bisweilen Schmerzen zu leiden und blickte trotzdem mit ihrem blassen, gutmütigen Gesichte fröhlich ins Leben hinein, wenn man ihr Dasein und ihr Genießen überhaupt Leben nennen konnte.

Bei diesen Leuten nun hatte die wandernde Frieda eines Abends um Nachtlager gebeten, und bei diesen Leuten war sie verblieben. Ein guter Lohn, wie auf dem Salmhofe, war hier nicht zu haben, die Arbeiten hatten viel Beschwer, und doch war es der Magd, als sei sie im Himmel. Was war

das im großen, reichen Salmhofe für ein Streiten, Beißen, Übervorteilen und Murren gewesen, der Leute untereinander! Und hier, welcher heitere Frieden, welche herzliche Einigkeit! Die Möstlleute machten aus der Arbeit eine Unterhaltung, aus jedem Werktage einen Festtag, denn alles, was da war, packten sie von der erträglichsten Seite an und taten, als machten sie eine Kurzweil daraus. Das hatte die Frieda auch noch nicht gesehen, daß man laut lacht, als ob man gekitzelt würde, wenn man schwere Schmerzen leidet am siechen Körper. Die Adelheid konnte das! Das arme Mädchen lachte in den Nächten manch halbes Stündchen lang. Die Mutter tat ihr alles, was in ihrer Macht stand, zugute und hatte bisweilen in ihrem freundlichen Auge etwas Nasses. Aber ein heiteres Wörtl mußte doch immer gesagt werden. Und wenn es manchmal besonders schlimm ward, so daß die Adelheid nicht mehr lachte, sondern ganz still war und die Zähne aufeinanderbiß, da huben die Alten ein emsiges Beraten an, verfielen auf allerlei Mittel, und ergriffen jedes mit solcher Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit, als ob alles Heil vor der Tür wäre.

Die Magd Frieda lebte neu auf in diesem Hause; neigte doch auch ihre warmlebige Natur zum Frohsinn hin. Als ob sie wieder Eltern und Schwester gefunden hätte, so war ihr, und sie trachtete den Leuten nach ihren Kräften zu dienen, Hartes zu mildern, Liebes zu tun, und besonders verstand sie bald, sich als Pflegerin der armen Siechen so zu erweisen, daß der Möstl einmal seinem Weibe zuschrie: „Alte! An der hat uns der Herrgott eine geschickt, daß wir ihm dafür die große Zehe wegküssen sollten, wie die Betschwestern zu Rom dem heiligen Petrus.“

Was das Möstlweib darauf antworten wollte, das durfte aber nicht so herausgeschrien werden. Erst draußen am Feld-

raine teilte sie ihm ihre Bedenken mit: „Daß sie dir gefällt, die Frieda, wäre schon recht. Aber: auweh und auweh! möcht' ich sagen, sie gefällt auch anderen Mannsbildern. Wenn du Zehen wegküssen willst, so mußt bald anfangen, sonst frißt sie vorher der Fuchs. Schon das zweitemal habe ich am vorigen Samstag wahrgenommen, daß einer vor ihrem Fenster steht. Ein ganz fremder Kund ist's, habe mich zuerst schier gefürchtet vor ihm, aber geplaudert mit ihr hat er ganz gutmütig."

Und das Möstlweib hatte nicht schlecht beobachtet. Kaum daß die Magd Frieda ein paar Wochen in diesem weltverlorenen Hause gelebt, war eines Abends auch schon der Schopper-Schub da. Vor dem gab's kein Verstecken! Eben wollte sie desselben Abends einschlafen, als er durch ein leises Klopfen an ihrem Fenster sich anmeldete. Sie war zuerst sehr erschrocken und sogar empört, allmählich jedoch kam es ihr zu Sinn, daß dieser Mensch doch gar zu anhänglich wäre, fast wie ein Bruder. Sie hatte ja ohnehin keinen Bruder. Sie setzte sich in ihrem Bette auf, er setzte sich draußen auf den vorspringenden Wandschrott, und so sprachen sie eine Weile miteinander. Er sagte, daß sie ganz recht habe mit ihrem neuen Dienstorte, und daß er schon bemerkt hätte, wie brav sie den armen Krüppel pflege und die Anhänglichkeit der Möstlleute besitze. Das würde ihr gewiß den Segen Gottes bringen und ihr würde es noch einmal viel besser ergehen, als mancher reichen und hochmütigen Großbauerntochter. Ihm — so erzählte der Schopper treuherzig — fehle auch nichts. Er habe jetzt im Siebenbachwaldgraben eine große Riesen gebaut, welche von allen Holzmeistern gelobt wurde und welche ihm auch Geld und die Vorknechtstelle eingetragen habe. Vielleicht bringe er es doch noch einmal zu einer Eigenstatt, zu einer Hütte. Er wolle mit einer solchen klüger sein, als das erstemal.

„Ja, hast schon einmal eine Hütte besessen?“ fragte die Jungmagd.

„So groß wie das Möstlhaus,“ antwortete er.

„Ein Häusel hast gehabt? Und hast es denn vertan? vertrunken? verspielt?“

„Verraucht,“ sagte der Holzknecht.

„Jessas! So viel Tabak rauchen tust?“

„Angezündet hab' ich's, mein Haus, und niedergebrannt.“

„Nicht gescheit bist!“ hauchte die erschrockene Frieda. „Aber wie hat das können sein?“

„Weil ich ein rabiater Mensch bin,“ sagte der Schopper. „Zufleiß hab' ich's getan. Und gereut hat's mich auch noch nie!“

„Bei dir kennt man sich frei nicht aus,“ meinte die Jungmagd.

„Bist neugierig?“ fragte er. „Nachher kunnt' ich dir's ja erzählen. Aber sitzen tu ich schlecht auf dem Schrottkopf.“

„Einen anderen Platz hab' ich nicht,“ gab sie schneidig zurück.

„Alsdann bleib' ich sitzen auf dem Schrottkopf,“ sagte er geduldig und hub an zu erzählen: „Von Wallischdorf bin ich her. Dort hat der Schoppen-Rüppel ein Gütel gehabt und zwei Söhne, meinen Bruder Juch, und mich den Schubhart. Und da geht einmal am Fronleichnamstag nach dem Umgang, er hat noch den Himmel tragen helfen, der Schopper-Rüppel her und verstirbt. So schnell ist das gegangen, daß er nicht einmal Testament machen hat können. Nur so viel hat er gesagt: Dem Buben gehört das Häusel und den anderen soll er mit dreihundert Gulden hinauszahlen. Jetzt, weil er keinen Namen genannt, so hat jeder von uns zwei Brüdern wollen der Bub sein. Und haben angefangen zu

streiten. Der Juch hat das Gütel haben wollen und ich hab' es auch haben wollen. Ist eine Wirtschaft mit ihrer zwölf Joch Grundstücken. Haben uns vorher gar nicht unlieb gehabt, der Juch und ich, aber jetzt ist der Teufel losgewesen. Gestritten wie die Bettelbuben, und gar beim Gericht hat's jeder beweisen wollen, er wäre der Bub, und ihn hätte der Vater gemeint, und ihm täte das Häusel gehören. So währt's ein halbes Jahr und länger, keiner von uns hat mehr gearbeitet, jeder nur sinniert, wie er den anderen möcht' hinaustauchen. Geld hat's gekostet und Hirnschmalz und Herzblut, möcht' ich sagen — und die ewige Seligkeit hätt's kosten können, uns beiden. Und wie wir einmal so im Wirtshaus sitzen und schauderlich gegeneinander geraten — die Leute haben uns noch angehetzt — und wie wir schon kein gutes Haar aneinander lassen, daß einer wie der andere einem rechten Spitzbuben gleichsieht vor dem ganzen Dorf und zuletzt noch unseren verstorbenen Vater verschandieren — da spring ich jäh auf und davon. Nächtig Stund' ist, getrunken habe ich stark gehabt. Und wie ich zu meinem Häusel komm', das wie ein schwarzes Gespenst dasteht mitten in den Feldern, da fällt's mir ein: Niederbrennen! Das Gerümpel ist's nicht wert, was wir treiben. Im Aschen hat der Streit ein End'. — Kaum gedacht, bin ich mit dem Zündholz auch schon im Strohdach. Wie es licht wird im Tal und die Leute zusammenlaufen und ich auf einmal neben meinem Bruder steh', und vor uns bricht das Elternhaus nieder, da wird mir lind. Ich halte dem Juch die Hand hin und sag': Mein Teil ist verbrannt, die Grundstücke sollen dein sein und wir wollen Fried' machen miteinand. — Er schaut mich an im Feuerschein und sagt: Schlecht genug bist du, daß du's selber hast getan. — Auf das bin ich fort ins Gebirg herein und Holzknecht geworden im Siebenbachwald. — Jetzt weißt es."

„Du bist ja ein grundschlechter Mensch!" sagte die Jungmagd ganz verblüfft.

„Neid ist's nicht gewesen," setzte der Schopper bei, „daß ich etwa hätte gemeint, wenn ich das Häusel nicht kann haben, so soll's auch der Bruder nicht haben. Aber Trotz ist's gewesen, und Dummheit, und hinter mir immer der Teufel: Nicht nachgeben, nicht nachgeben! — Dabei das Streit-Elend, die Bruderfeindschaft! Und wie schon manchmal ein Sturm in mich fährt, daß ich selber nicht mehr weiß, was ich tu', so ist's über mich gekommen, und so ist's geschehen. Mit meinem Bruder bin ich immer noch nicht auf gleich. Er hat seine Sach', ich gönne es ihm und was ich getan, hat mich noch nicht ein einzigesmal gereut."

Die Jungmagd sagte: „Ein seltsamer Mensch bist." Und bei sich dachte sie: Weiß nicht, soll man sich vor ihm fürchten, oder was? . . .

Also plauderten sie von diesem und jenem und der Schopper kam nun öfter an ihr Fenster. Von allerhand redete er, aber nie von Liebe. Nichts von dergleichen. Nur einmal fragte er sie bescheidentlich, ob es ihr wohl auch recht sei, daß er so manches Stündl an ihrem Fenster sitze, er tue es halt gern und wäre so froh dabei.

Die Frieda brachte es nicht übers Herz, ihm zu gestehen, daß seine Gegenwart sie beklemme, daß sie ihn vielleicht gern haben könne wie einen Bruder, aber Brüder kämen nicht ans Fenster der Schwestern, und ob er nicht besser täte, nach seiner schweren Tagesarbeit im Bette zu rasten, als den weiten Weg zu machen in die Abachleuten her. — Mehrmals nahm sie Anlauf, ihm das zu sagen, aber sie brachte es nicht übers Herz, ihn so zu kränken. Sie nahm sogar die kleinen Geschenke, als Wecken, frische Kaiserbirnen, welche er ihr mitzubringen pflegte — sie nahm derlei und sagte schön Vergelt's Gott da-

für. Insgeheim jedoch waren ihr die Gaben von diesem Menschen zuwider und es tat ihr selber weh', daß sie so undankbar sein mußte. — Viel schlechter, so rief es einmal in ihr, viel schlechter ist der andere Wicht, der nächtig meine Ruhe stört. Was hat der junge Adlerwirt von Kirchbrunn in meinen Träumen zu tun! Das geht ihn gar nichts an, ob ich mein Haar flechte oder nicht, und er soll nur seiner Frau Adlerwirtin die Augen küssen und nicht ein armes Dienstbot foppen.

Auf der Schabelhöhe, über welche eine Bergstraße führt, stand unter sieben alten Lärchen eine Kapelle. In derselben war ein frischer Brunnen und ein Muttergottesbild, genannt: Maria unter den sieben Lärchen. Dieses Bild war als wundertätig bekannt und besonders von Leuten aufgesucht, die an heimlichem Herzweh litten. Der Volkswitz sagte: Wenn eine Jungfrau siebenmal am Brunnen bei Maria unter den Lärchen trinkt, dann bekommt sie einen Mann. Obzwar dieser Ausspruch in der Gegend nicht gerade als Glaubensartikel bezeugt war, so ließ sich doch nicht leugnen, daß jahraus, jahrein viel jung Frauenvolk hinaufkam zur Schabelhöhe, andächtig vor dem alten, ungefügen Bildnis betete und dann einen kräftigen Schluck nahm aus dem Brunnen. Also war es auch der Magd Frieda schon mehrmals zu Sinn gekommen, ob sie nicht eine Wallfahrt machen sollte zu den sieben Lärchen; der Platz war vom Abachtale aus in einer guten Stunde zu erreichen. Ganz fern stand das Gnadenbild den menschlichen Liebesangelegenheiten auf keinen Fall. Ein heimlich Herzweh — das stimmt ja. War nicht einst der sterbenden Mutter letztes Wort: Frieda, wenn du nicht ausweißt, so knie hin und tu beten! — Und hatte Frieda nicht auch dem Schopper versprochen, sie wolle so lange beten, bis sie ihn recht lieb habe?

Und eines Sommersonntags am Nachmittage ging die Magd an den Waldhängen hinan, über die sonnigen Weiden fort, bis sie zur heißen staubigen Straße kam. Wie von diesen Höhen aus der Blick sich weitete hin auf die blauen Berge, so weitete sich auch ihr Herz und eine frohe Hoffnung kam über sie, daß sie nicht umsonst den Wallfahrtsweg machen werde zu der lieben Mutter Gottes.

Endlich stieg sie die Stufen hinan zur hölzernen Kapelle, die schon etwas hinfällig sich an eine der Lärchen lehnte. Sie hörte das Geplätscher des Brunnens, der an der Seitenwand aus dem Rohre in einen Steinkessel rann. Niemand war da, sie war ganz allein. Ihren Überkittel ließ sie vom Kopfe hinabgleiten, ihr Gebetbuch zog sie aus dem Säcklein und also kniete sie nieder vor der Mutter Gottes mit dem Kinde, die, aus Holz geschnitzt und mit Farben bemalt, fast in Lebensgröße auf dem Altare stand. Die Maria hatte eine Krone auf dem Haupte, hielt ein Zepter in der Hand, das Christkind trug im kleinen nackten Händchen die Weltkugel. So viel Herrlichkeit und Würde lag in diesem Bildnis, daß die Frieda sich dachte: und hier soll ich mein sündig Herz auspacken?

Mit dem Gebetbuche ging es heute gar nicht. Da sind allerhand Anliegen darin, aber das ihre nicht. Wie soll sie es denn nur anfangen, daß sie nach ihrer Meinung jetzt beten kann? — „Der gute arme Mensch, der Schopper. Ist er denn wirklich so unbegehrt? Ist er denn häßlich, so dumm, so ungefüg und selbstisch? Das ist er nicht. Er ist ein herzensguter Mensch, und wenn er seinen Bart kämmen und pflegen möchte, wer weiß, was draus werden könnt'! Hernach, wenn man bedenkt, was er für ein tüchtiger Mann in der Arbeit ist und bringt's über kurz zum Holzmeister. Schlecht kann's bei dem ein Weib nicht haben, ernähren kann er auch etwas. Und

wenn er eine so recht lieb hat, als wie er sagt, daß er mich mag, da wird's kaum einen besseren Mann geben, als den. Ich habe schon Beweise genug, wie er zu mir hält. Der wird ja närrisch, wenn er mich nicht kann haben. Also warum will ich ihn denn nicht, das möchte ich wissen, du liebe barmherzige Mutter! Ich bin ja gewiß nicht zu gut für ihn, schon eher zu schlecht. Ich weiß mir ja nichts auf der Welt und soll als arme Magd alt werden und versterben. Auf wen wart' ich denn? Ja, du himmlische Maria, warum will ich ihn denn nicht? Sei mir doch gnädig und gib mir deinen Segen. — Harte Anfechtungen habe ich oft, als müßte ich wohin gehen und was anstellen, daß es groß Unglück gäbe für Zeit und Ewigkeit. O heilige Mutter, führe uns nicht in Versuchung! Gib mir die Gnade, daß ich den Holzknecht recht kann lieb haben und sein Weib werden. O liebes Christkindel mit dem krausen Haar! Und wenn es schon nicht möglich kann sein, daß ich ihn lieb hab' wie einen Herzensschatz, so gib mir die Kraft, daß ich das Opfer mag bringen, so wie es für alle drei am besten ist. O gegrüßt seist du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit!"

Also dachte und murmelte die junge Magd vor sich hin, manches sprach sie laut und traumhaft, dann schlug sie das Buch auf, machte sich Vorwürfe, daß sie nicht einmal mehr beten könne, sie war sich's kaum bewußt, welch heißes, kindliches Gebet sie eben verrichtet hatte.

Und während sie so kniete in der Kapelle und mit sich rang, ehrlich und tapfer, wie noch selten ein Weibesherz gerungen, stand am Eingang einer und beobachtete sie. Sie entfaltete ein weißes Halstüchlein, fuhr sich damit über die heißen Wangen und erhob sich — da sah sie ihn.

„Schau," sagte er und schnalzte mit der Zunge, „da sehe ich eine Seltsame. Die will sich auch einen Liebsten erbitten."

Sie verbarg ihre Überraschung hinter Trotz und antwortete: „Ja, das will ich auch. Aber nicht etwa so, wie es der Herr Adlerwirt meint.“

„Das hilft alles nichts, Frieda,“ sagte der Wolfram, er sagte es betrübt. „Komm, Dirndel, setzen wir uns da auf die Bank. Wir haben schon lange nimmer miteinander geplaudert.“

Unter dem Schatten der Lärchen, am Rande von jungem Fichtendickicht waren aus rohen Brettern Tische und Bänke aufgeschlagen, weil alljährlich am Maria Heimsuchungstage ein Fest hier abgehalten und dabei Getränke ausgeschänkt wurden. Die Frieda wollte eigentlich fest stillstehen und den Adlerwirt keines Blickes würdigen, aber ihre Füße stiegen sachte die Stufen herab und an seiner Seite über den grünen Anger zu einer Bank hin.

Als sie völlig zu sich kam, saß sie neben dem Wolfram, der, seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in der Hand hielt.

„Ach ja, Dirndel!“ seufzte er auf. „Seit wir zwei uns das letztemal gesehen, habe ich viel durchgemacht, du glaubst es nicht.“ Und nun begann er zu erzählen von seinem häuslichen Elende, daß er so viel als vertrieben sei aus seinem Vaterhause, ja selbst aus Kirchbrunn, und daß er jetzt auf dem Punkte stehe, wo der Mensch nimmer weiß, ob er noch warten soll auf den nächsten Tag oder nicht.

„Mein Gott, Wolfram,“ sagte sie voller Teilnahme. „Was willst denn, als warten, bis es wieder besser wird! Sollst dich nicht so viel kränken, Wolf, was hast denn davon, wenn du krank auch noch wirst!“

„Ich wollt', es hätt' alles sein Ende, alles, alles!“ so rief er mit schriller Stimme und schlug sich die Faust auf die Stirn.

„Wolf! So mußt nicht. Mußt nicht auch noch selber dein Feind sein.“ Sie legte ihre Hand auf seine Achsel. Er schlang mit Leidenschaft seinen Arm um ihren Nacken, sie warf dieses Joch heftig von sich, stand auf, um zu flüchten. Aber am Stamme eines Lärchenbaumes blieb sie stehen und strich wie traumhaft die losen Haarlocken aus dem Gesichte.

Der Wolfram war kauern geblieben auf der Bank, jetzt schaute er vorgeneigten Hauptes hin auf sie, in allen Enden seines Angesichtes zuckte es, dann lachte er fast kreischend auf.

„Das ginge noch ab. Das Gedenken an dich ist meine einzige Labnis gewesen in dieser traurigen Zeit. Eine lebt doch auf der Welt, die zu mir steht. Wenn sie auch weit von mir ist und ich sie nicht mag finden, irgendwo ist sie doch und denkt an mich und wir sind beisammen. Und jetzt —“, er sprang auf, „jetzt bist auch du so?!“

Sie stand bewegungslos wie eine Bildsäule und schaute ihn an.

„Soll ich denn meines Irrtumes wegen ganz verloren sein?“ sprach er weiter. „Soll ich mein junges Leben selber zertreten? Ja, Frieda, ich tue es. Sie, im Adlerwirtshaus, hätte mich nie so weit vermocht, sie ist mir eine Fremde. Aber wenn ich weiß, daß auch du dich von mir wendest, dann ist es aus!“

„Wann,“ entgegnete nun das Dirndel zagend, „wann habe ich dir denn einen Beweis gegeben, Adlerwirt, daß ich — dir so gut wäre?“

„Leugne es nicht, Frieda!“ sprach er mit Nachdruck, als wollte er einen Verbrecher überweisen. „Und wenn du mir nie was Liebes gesagt hättest, kein gutes Wort, und wenn du mir zehnmal weiter noch ausgewichen wärest, ich hätte es doch gewußt, daß du mich gern hast, und so gewiß, als du's von mir mußt wissen. Du hast es tapfer niedergedämpft, tapferer

als ich. Wir haben uns beide redlich voreinander gewehrt. Es hilft alles nichts. Von jenem Tanzabende in Schwambach an hat's so gespielt, daß wir zwei zusammenkommen sollen, wir haben's nicht verstanden, haben uns so lange gesträubt, bis es uns heute auf diesem Platze ganz zornig zusammenwirft. Ist es nicht so, Frieda? Ist es nicht so?"

Das Dirndel preßte die Hände ins Gesicht. „Ich hab' so gebetet da drinnen," wimmerte sie, „so inständig gebetet zu der Mutter Gottes. Es ist alles umsonst! — Ich kann ja auch nicht sein, ohne deiner!" — Mit diesem Schrei stürzte sie ihm an den Hals.

Neunter Abschnitt.

Vom Schopper-Schub wissen wir, daß er seit Jahren die Jungmagd Frieda nicht mehr aus den Augen ließ. Er verfolgte immer ihre Spuren und oft war er in ihrer Nähe, ohne daß sie es ahnte. Beim Möstl in der Abachleuten war es ihm gar bequem, da konnte er sich aus seinem Holzschlag an den Samstagabenden und manchmal auch an den Sonntagnachmittagen einfinden, um mit ihr zu plaudern. Die ganze Woche hindurch freute er sich auf das Stündlein, an welchem er nahe bei ihr, wenngleich durch eine Wand getrennt, sitzen konnte. Es waren zumeist die allergewöhnlichsten Dinge, über die gesprochen wurde, aber dem Holzknecht war wohl, wenn er ihre Stimme hörte und wenn er sah, wie sie manchmal so froh lachte.

Also war er auch an diesem Sonntagnachmittage in die Abachleuten gekommen, beim Möstlhaus zugekehrt, hatte sich auf die Stubenbank hingesetzt und gesagt, er müsse doch ein wenig in den Schatten gehen.

„Ja," hatte das Möstlweib neckend geantwortet, „Schattens wegen wirst du in die Abachleuten kommen! Den hast

in deinem Siebenbacherwald weit besser. Wirst den weiten Weg heut wohl umsonst gemacht haben. Sie ist zu den sieben Lärchen hinauf wallfahrten gegangen."

„So," antwortete der Schopper ganz gleichgültig. „Da hat sie schon recht. Das Beten schadet niemandem."

Und wenn das Beten niemandem schadet, dachte er für sich weiter, so wird's ja auch mir nicht schaden. Und stieg an gegen die Schabelhöhe. Er ging nicht den guten Fahrweg, er wählte die steileren, aber kürzeren Steige; Bergesmühsal gibt's für den Holzknecht keine, und durch den Wald hinauf mag er sich das Schlagholz ansehen. Als er auf die freien Weiden kam und auf die weiße Straße hinüberblicken konnte, sah er sie dort gehen, er erkannte sie ja schnell. Und einen Büchsenschuß hinter ihr eilte ein Mann drein. Der Schopper schärfte sein Auge und erkannte den jungen Adlerwirt von Kirchbrunn. — Vor Überraschung wie gelähmt blieb er einen Augenblick stehen. — Was ist das? — Was ist das? — Steht es so mit der Wallfahrt zu den sieben Lärchen? Ha, da wollen wir ihnen doch einen Baum über den Weg werfen. Ist denn schon alles falsch auf der Welt? Gut, alsdann will ich's auch sein. — So seine Gedanken. Neuerdings zog er sich in den Wald zurück und lief durch denselben an der rückwärtigen Berglehne der Kapelle zu. Er kam früher hinauf als die anderen. Hinter der Kapelle kroch er in das Fichtendickicht und lauerte. Er langte mit der Hand in seinen Sack, ob er das Messer bei sich habe. — Ja, mein lieber Adlerwirt, ich habe dir's gesagt und du hast es nicht geglaubt.

Er hatte durch die Bretterfuge gesehen, wie die Frieda beklommen in die Kapelle getreten war, und als er merkte, daß ihr Gebet ihm galt, da löste sich von seinem Auge ein salziger Tropfen los und rann über die rauhe Wange, durch

den struppigen Bart bis an die Lippen. Dann stand plötzlich an der Tür der junge Adlerwirt mit heißbegehrendem Blick. Der Holzknecht erfaßte die Hirschhornschale seines Messers. Als er hernach vernahm, was draußen gesprochen wurde an den Tischen, jedes Wort des armen Burschen voller Unglück und voller Liebe, und wie das Dirndel dagegen ankämpfte, bis doch in beiden die wilde Allgewalt Siegerin ward — da loderte in ihm Wut und Rachgier auf, daß der fliegende Atem glühte an seinem Munde. Und er stürzte mit gezücktem Messer hin auf das Paar. Die Frieda tat einen Schrei und wollte sich schützen unter dem Brette eines Tisches. Der Wolfram jedoch stand wie ein Baumstamm da und sagte gelassen: „Holzknecht, stich zu!"

Dem Schopper sank der Arm mit dem Messer. Dann wendete er sich, stürzte in das Dickicht und hastete davon durch den Wald hin. — Halb betäubt war er und seine Gedanken wurden wirr. — Warum hast du es denn nicht getan? fragte er sich selbst. Nicht davonlaufen wollen und sich auch nicht wehren, wer kann denn da zustoßen? Einen Baum fällt man so, aber einen Menschen —. Und hernach, weiß ich denn, welcher fort muß? Mir kommt's nur auf den Schuldigen an. — Denn das sah er nun wohl, es war die unbändige, rasende Liebe, in welcher das junge wehrlose Menschenpaar hinschmolz, wie Wachs im brüllenden Feuer eines brennenden Hauses. Armer Holzknecht, so wie du selber wehrlos bist gegen diese Macht, so sind auch sie es. Was können sie dafür! — Du hast dir vorgenommen, Schopper-Schub, für die Frieda alles zu wagen und zu opfern, um sie glücklich zu machen. Siehst du es denn nicht, jetzt ist sie glücklich! — Was willst du denn noch? — Einmal hast du dein eigenes Haus angezündet, weil es böse Ursach' ist gewesen. — Kannst du rechnen, Holzknecht? Wenn du ein biß-

chen rechnen kannst, so sage, was mehr ist, eins oder zwei. Wenn zwei mehr sind, als eins, so ist einer weniger als zwei. Laß die zwei sein, und den einen streiche weg. —

Also dachte der arme Mensch und ging den Holzhütten seines Tales zu.

Zehnter Abschnitt.

Frau Kunigunde hatte kaum eine Ahnung davon, daß sie eine der Hauptursachen an dem Niedergang ihres Hauses und die einzige Ursache an ihrem und ihres Mannes Unglück war. Sie war immer nur geneigt, alles auf ihren Mann, auf seinen Vater, auf alles andere zu schieben. Und je weher ihr ward, um so höher stieg ihre Verbitterung gegen die eingebildeten Feinde. Und das Schicksal nahm seinen Lauf.

Bei dem Adlerwirtshause zu Kirchbrunn hatte sich reges Leben entfaltet wie schon lange nicht. Allerhand Wägen kamen angefahren von oben und von unten und spannten aus, Bauern, Bürger und Herren waren da, Schacher und Händler, und die Wirtsstube war viel zu enge, auch im Vorhause und im Hofe standen Tische, und die Kellnerinnen liefen über die Gasse hin und her. Das gab doch wieder einmal ein Geschäft.

Meint ihr?

Da müßte man erst noch die Wirtsleute fragen. Der alte Adlerwirt lag bei einem Nachbar im Scheunenstroh und bat mit lallender Stimme fortwährend um Branntwein. Er wolle nie mehr nüchtern werden auf dieser verdammten Welt. Der junge Adlerwirt war seit Wochen verschollen. Im Siebenbachwald, so hieß es, wäre er einmal gesehen worden, aber ganz seltsam aufgeregt, er müsse etwas Besonderes im Sinne haben, man werde noch merkwürdige Geschichten von ihm hören. So kam es, daß auch Frau Kunigunde nicht

ruhig sitzen bleiben konnte in ihrem Zimmer. Sie ließ ihre Mutter, der ja alles gleichgültig war, allein, und als sie auf einem Steirerwäglein und in ihrer tadellosen Trauerkleidung hübsch fein geputzt aus dem Hofe fuhr, klang in demselben das erstemal der Ganthammer. Alles wurde versteigert im Adlerwirtshause, nur nach den Insassen war keine Nachfrage.

Frau Kunigunde fuhr in das Gebirge hinein. Sie hieß auf das Pferd dreinhauen, sie bewarf den Pferdeknecht mit Schimpfnamen, denn sie wußte ihrer Galle kein Ende. Was sie dem Knecht und dem Pferde antat, das war alles ihrem Manne vermeint. Dem Flüchtling! dem gewissenlosen Ausreißer! So lange er Geld erwartet von ihrem Vater, hat er geheuchelt, jetzt weil nichts ist, weil alles in die Brüche geht, verläßt er sein armes Weib in Not und Schande und stromert in allen Weiten um, man weiß nicht wo und mit wem. Aber warte, Schelm, wir werden dich noch einfangen. Du sollst Gott erkennen lernen! Du sollst mir kirre werden! Hinwärts zieht mich noch das spottschlechte Roß, es ist aber viel tausendmal besser als du; herwärts sollst du den Bettelkarren ziehen, und daß du zahm wirst wie ein Pfründnerschaf und mir Brennesseln aus der Hand frißt, das soll meine Sorge sein. —

Unter solchen Liebesgedanken fuhr Frau Kunigunde auf die Suche nach ihrem Manne. Sie sprach bei manchen Häusern zu, schämte sich aber, geradehin zu fragen: Habt Ihr meinen Mann, den Adlerwirt von Kirchbrunn, nicht irgendwo gesehen? — Ja, Frau Adlerwirtin, ist Euch Euer Mann durchgegangen? — Das wäre eine hübsche Unterhaltung gewesen.

Also faßte sie es so: „Hat nicht mein Mann hier zugefragt?“ — „Wissen nichts, vor einer Woche oder wann haben wir ihn vorbeigehen gesehen.“ — „Sollte er nach mir

fragen, so weiset ihn, ich bin vorausgefahren in den Siebenbacherwald, wegen des Holzkaufes."

Bei den Holzknechthütten im Siebenbachwald ließ sie ausspannen und begehrte etwas zu essen.

„Ja," meinte ein resches Holzerweib, „kein Wirtshaus ist halt bei uns nicht. Gaismilch mit Schoten, wenn's recht wäre?"

Vom Herzen gern hätte Frau Kunigunde geantwortet, daß sie Schweinefutter nicht gewohnt sei, wäre nur ihr Hunger nicht gar zu groß gewesen. Während sie die Milch trank, erzählte sie, daß mit ihrem Mann eine Zusammenkunft draußen bei den drei Brücken verabredet gewesen sei, daß sie sich aber verfehlt hätten. Und sie frage, ob er, der Adlerwirt von Kirchbrunn, nicht etwa hier herum gesehen worden wäre.

„Seid Ihr die Adlerwirtin?" fragte das Holzerweib. „Nachher glaub' ich's gern, daß er bei den drei Brücken nicht gekommen ist. Von Euch ist er ja eben davongelaufen, sagen die Leute."

Frau Kunigunde warf eine Münze hin und machte sich entrüstet auf die Wander zu den Köhlerstätten.

Bei der Kohlenbrennerei fragte sie wieder an.

„Der Adlerwirt?!" schrie der alte Köhler, denn er war schwerhörig, daher hielt er auch andere dafür. „Weiß nichts davon. Aber der Vorknecht soll letzt' Zeit her alleweil vom Adlerwirt reden."

„Wo ist denn dieser Vorknecht?"

„Der ist jetzt nicht da, der ist oben im Zagelwald. Für ein Weibsbild nicht gut hinaufzusteigen."

„Ich will hinauf!" sagte Frau Kunigunde.

„Weiß nicht, ob es Euch viel nutzen wird," meinte der Kohlenbrenner, „letzt' Zeit her ist der Schopper — so heißt der Vorknecht — nicht recht im Kopf, ganz kleinsinnig oder

was lauter. Ist nichts Rechtes von ihm herauszubringen. Vom Adlerwirt redet er nächtig im Traum."

Die Frau dingte sich einen herumlungernden Knaben und stieg mit diesem hinan gegen den Zagelwald. Mehrmals ging es in tiefen Schluchten über Sand, Gerölle und wuchtige Steinblöcke dahin an brausenden Wässern, mehrmals unter einem schwindelnd hohen Holzgerüste durch.

„Was das für ein hoher Steg wäre?" fragte die Adlerwirtin.

„Das ist kein Steg," antwortete der Knabe, „das ist die neue Holzriesen, wo die großen Blöcke herabrutschen und zum Feierabend die Holzknechte selber. Die derfangen sich allemal herunten, wo die Riesen eben wird. — Frau! Wie viele Kreuzer krieg' ich denn dafür, daß ich mitgeh'?"

Nach einer Stunde waren sie auf der Höhe bei dem Holzschlag. Die Leute, welche hier arbeiteten, blickten einander nur so an, als sie vernahmen, die junge Frau wolle mit dem Vorknecht sprechen. Der Vorknecht sei aber gar nicht auf dem Schlag, der liege auf dem Buchenanger im Grase; er sage, er arbeite nichts mehr und das liebe Christenvolk möge gesund bleiben und ihm an den Buckel gucken. „Wollt Ihr das, so könnt Ihr ihn ja aufsuchen," setzte der Berichterstatter bei.

Da ist etwas! dachte Frau Kunigunde und ließ sich zum Buchenanger führen.

Der Schopper, als er sah, wer daherkam, sprang rasch vom Rasen auf. Er sah wirklich wild und wirr aus. Ohne viele Einleitung fragte sie in strengem Tone nach ihrem Manne, dem Adlerwirt.

„Was weiß ich?" knurrte der Holzknecht. „Habt Ihr mir ihn zum Aufheben geschickt?"

„Du weißt, wo er ist!" sprach sie scharf.

„So? Na, wenn ich's weiß, dann muß ich's freilich

sagen. Den Adlerwirt hat sein Weib verlassen, da ist er zu einer anderen gegangen."

„Wo er ist, will ich wissen!"

„Vor etlichen Tagen," antwortete der Holzknecht gottlos ruhig, fast träge, „hat er sich auf der Schabelhöh' aufgehalten, oder im Wirtshaus dort herum. Jetzt kann's sein, daß er drüben in der Abachleuten ist."

„Ein Schandmensch!" keuchte sie, und fast verging ihr der Atem vor Wut. „Der soll das höllische Feuer beizeiten kennen lernen, dafür stehe ich gut!"

„Dieweilen sitzt er im Himmel," sagte der Schopper. „Und ich wäre der Meinung, wer so fest drin sitzt, den laßt man sitzen."

Frau Kunigunde hatte sich niedergelassen auf einem Baumstock, ihr zitterten die Beine.

„Wie weit ist's bis in die Abachleuten?" fragte sie.

„Zwei Stunden, wer gut antaucht."

„Mein Gott, mich verlassen schon die Füße."

„Wenn die Frau ein Stündlein wartet, so kann sie mit mir auf dem Brettel hinabrutschen," sagte der Holzknecht.

Ja, sie wolle warten. Und der Schopper dachte: Herrgott im Himmel, was ist das für ein Schick! Ich rutsche mit seinem Weib auf der Riesen hinab. Und ganz plötzlich fuhr es ihm durch den Kopf: Wenn er mir die meine nimmt, so nimm ich die seine. Wert ist sie's, daß sie mit mir kommt. Es geht nichts über die Ordnung. Und nachher ist Fried. —

Dieweilen Frau Kunigunde erschöpft auf dem Baumstock saß und mißmutig den Holzhauern zusah, die immer Blöcke an die Riesen schleppten und hinabgleiten ließen, strich der Schopper auf dem Schlage um. Manchmal blieb er stehen und starrte auf den Erdboden, dann hob er das krause Haupt gen Himmel und schnappte nach Luft. Dann lachte er hell

auf, und einer der Männer hörte ihn sagen: „Besser kunnt sich's nicht mehr reimen. Wer ungeschickt ist, der muß hinab, daß er anderen nicht im Wege steht."

„Du Franzel," redete er, als die Abendstunde kam, einen Arbeiter an. „Wenn du einmal beim Möstl in der Abachleuten vorbeigehst, gelt, so bist du so gut und gibst das Ding dort ab. Es ist für die Magd Frieda." Damit gab er ihm ein rotes zusammengeknulltes Tüchl. „Und jetzt, Leute!" rief er laut hinaus über den Schlag, „jetzt ist Feierabend. — Fahrt ihr nur voraus hinab, wir, ich und die Frau Adlerwirtin, rutschen hintendrein."

Die Werkzeuge brachte man in Sicherheit, die Lodenröcke hing man sich über die Achseln und da war's fertig.

Muldenförmige, vorn ein wenig aufgekurfte Bretter wurden in die Rinne der Riesen gelegt, und auf je einem solchen Fahrzeuge glitten ein oder auch zwei Mann hinab. In der Hand hatten sie lange Stöcke, mit welchen sie sich nötigenfalls leiten, anstemmen oder weiterschnellen konnten. Auf etwa hundert Schritte Zwischenräume wurden sie abgelassen. Anfangs glitt es gemächlich dahin, allmählich kam's in rascheren Lauf, und auf steileren Strecken sauste es unheimlich schnell dahin, manchmal an Erdeinschnitten und zweimal über grauenhaft tiefe Schluchten, aus welchen Schutt und Gestein und schäumendes Wasser heraufleuchtete. Über den schwindelndsten Stellen jauchzten einige. An den Rinnbäumen der Riesen dröhnte noch lange das Rollen herauf, selbst als die Bretter schon den Augen entschwunden waren.

Als die Holzknechte dermaßen alle angefahren waren, ging der Schopper zur Frau Kunigunde, die noch immer auf dem Stocke saß, machte eine kleine Verbeugung und sagte: „Also, Adlerwirtin, jetzt ist's an uns zweien."

„Ist wohl doch keine Gefahr dabei?" fragte sie.

„Ihr hört es ja, wie sie jauchzen. Unten gehts eben aus, da geschieht nichts. In die ewige Seligkeit kann man nicht lustiger hineinfahren. Im Siebenbachwald gibt's halt keine so feinen Eisenbahnzüge wie in Geßnitz. Wir haben das lange Brettel mit zwei Sitzen. Ich setze mich voran, Ihr habt hinterwärts Platz. Nur frisch dran, Frau Adlerwirtin!"

„Es ist grauenhaft!" sagte die Frau.

„Nichts ist grauenhaft," lachte der Schopper. „In fünf Minuten sind wir unten. Kommt nur. Prächtig wird's."

„Ich will heut' ja noch weiterfahren."

„Freilich, Adlerwirtin. Nur hübsch anhalten. Sitzen wir fest?"

„Ich sitze."

„Also, im Gottesnamen!" Mit diesem Worte stieß der Schopper aus, und das Schifflein begann zu gleiten. Erst hielt der Mann mit beiden Händen den langen derben Stock in die Luft. Vorwärts ging's rasch und rascher. Steiler wurde die Bahn, und da sauste das Brett pfeifend dahin. Es schoß über den ersten Abgrund, es schoß durch den Erdeinschnitt, es schoß dem zweiten großen Abgrunde zu, und als es hoch über der Schlucht rasend schnell hinglitt, senkte ganz plötzlich der Schopper den Stock, stemmte ihn vor sich in die Riesen, da sprang das Fahrzeug hinten empor, schlug über, und die beiden Menschen flogen in weitem Bogen durch die Luft — in die Tiefe.

Ein ganz kurzer Schrei gellte durch die abendlichen Lüfte, und dann war nichts mehr zu hören, als das rauschende Wasser in der Schlucht. — —

Elfter Abschnitt.

„Du Alte!" schrie der Möstl in der Abachleuten seinem Weibe zu, als er von der Heuarbeit heimkam, „das wird nicht

gehen, mit der Frieda, 's ist schad', aber fortschicken mußt sie. Das Umziehen mit einem verheirateten Menschen können wir nicht leiden. Hab' sie just wieder auseinandergejagt allzwei."

„Geh!" entgegnete das Weib, „bist doch nicht g'scheit! Schon wieder dagewesen ist er?"

„Soll ganz Kirchbrunn im Stich gelassen haben, sitzt jetzt da draußen im Zeilinger Hammer als Kohlenvermesser."

„Das ist sauber," sagte sie, „da hätten wir ihn alle Tag in der Hütten. Recht hart ist mir um die Magd, aber wenn sie's so macht, soll sie gehen, lieber heut' als morgen."

„Ein Plangen haben die zwei zueinander, rein als ob's ihnen wär' angetan worden. Der Vorknecht Schopper soll ganz toll sein drüber, ich glaub's. Wenn nur da kein unliebsamer Handel herauskommt. Alte, der Schopper, wer ihn kennt, das ist ein gefährlicher Mensch!"

Noch sprachen sie so, als ein Holzknecht aus dem Siebenbachwald hereinstolperte. „Abrasten muß ich," sagte er als Gruß und setzte sich gleich auf die Bank. „Bist eh daheim, Möstl, ist mir recht. Habt es schon gehört? das groß' Unglück im Siebenbachwald? Gestern auf dem Abend. Beim Abrutschen. Von der neuen Riesen in die Karwasserschlucht gestürzt!"

„Mutter Anna!" rief der Möstl aus. „Wer denn?"

„Er — der Schopper und ein fremdes Frauenzimmer!"

„Was sagst?"

„Die Adlerwirtin von Kirchbrunn soll's gewesen sein."

„Was sagst?" schrie der Möstl und lachte auf.

„Na ich danke, wer bei so was lachen kann!" sagte der Holzknecht.

„Ist nicht schlecht gemeint," redete das Möstlweib drein. „Der lacht alleweil, hat's Weinen und's Lachen in einem Sackel beisammen."

„Der Schopper und die Adlerwirtin!" murmelte der Möstl und faltete die Hände. „Aber Herr himmlischer Vater, ist das dein Ernst?" Er lachte wieder.

„Wir können es uns auch gar nicht denken, wie es geschehen ist," berichtete der Bote. „Es kann was dahinterstecken. Wird schon aufkommen. Schauderlich, wer's gesehen hat! Von ihr ist kein Knocherl ganz verblieben. Bei ihm fehlt nur der Kopf."

„Aber mein Gott!" rief das Möstlweib, „wie soll sich denn ein Christenmensch so was zusammenreimen!"

„Ist nicht eine Magd Frieda bei euch da?" fragte der Holzknecht. „An die hab' ich ein Tüchel abzugeben. Ich weiß nicht, mir hat's der Schopper zugesteckt, gerade vor dem Unglück. Wir kennen uns nicht aus. Ein Knoten ist im Tüchel und ein Papierl ist drinnen, aber wir können keiner lesen. Weil ich's versprochen hab', daß ich der Magd Frieda die Sach' übergeben will."

Alsbald wurde die Magd von der Wiese heraufgerufen.

„Du Frieda," redete der Möstl sie an, „der da, der hat was für dich."

Mit Hast löste sie den Knoten, mit zitternden Fingern entwirrte sie das Papier, es war ein abgerissenes graues Streifchen, und darauf standen mit grobem Bleistift ungefüg geschrieben die folgenden Worte:

„Liebe Friederika!

Bin überflüssig, mach mich davon. Nehm auch eine andere mit, die euch im Weg möchte stehen. Mehr kann ich nicht tun für dich. Sei glücklich mit ihm.

Schubhart Schopper."

— — — — — — — — — — — — —

Also hat sich's zugetragen. Und was wird jetzt geschehen sein?

Als die Magd Frieda in dem Opfertode des armen Waldmenschen seine unermeßliche Liebe zu ihr besiegelt sah, als das letzte Hindernis gefallen war zwischen ihr und dem Adlerwirt, daß sie sich nun vor Gott und der Welt hätten können die Hände reichen —fand sie, daß ihre heiße Leidenschaft für Wolfram anfing zu schwinden. Was war das für ein Unterschied! Was sind die gewöhnlichen Männer für zage, gemeinsinnliche, engherzige Schelme gegen diesen einen einsamen, heldenhaften! Von diesem allein war sie geliebt worden mit einer Liebe, wie wenigen Weibern auf Erden sie zuteil wird, mit einer Liebe, die stärker ist als der Tod. — Aber gekannt hat er es nicht, das Weibesherz, sonst hätte er im voraus wissen müssen, daß sein Opfer umsonst ist.

An demselben Tage, als die Reste der beiden Verunglückten auf einem kleinen Alpenkirchhofe still bestattet worden waren, schrieb die Frieda einen Brief an den Adlerwirt:

„Lieber Wolfram!

Weil das geschehen ist, muß es aus sein und ganz aus sein bei uns zweien. Er tät' immer zwischen uns stehen mit seinen blutigen Wunden. Ich habe wohl einmal gemeint, ich kunnt dich glücklich machen, jetzt nimmer. Und im Unglück bist schon genug gewesen. Du bist frei geworden vor drei Tagen, ich habe geheiratet. Sein Sterbetag ist der Hochzeitstag zwischen ihm und mir geworden. Ich bin sein, und du wirst auch wieder eine andere finden. Ich wünsche dir alles Gute, und was vergangen ist, das soll vergessen sein.“

* *
*

Nachwort zu dieser Geschichte.

(Als Ohrenbeichte an den Kritiker.)

Weil unser Dasein ohnehin überreich an Drangsal und Leid ist, so wollte ich — beginnend mit heiterem Liebesabenteuer des jungen Adlerwirtes von Kirchbrunn — über das süße Herzensleben junger Menschen eine Idylle schreiben, mir und anderen zur Ergötzung. Allein es ist anders gekommen. Wie es im Leben sich so häufig fügt, daß alles ganz anders wird, als der Mensch gehofft hat, kommt solches bisweilen sogar auch in der Dichtung vor. Nicht das erstemal — ich gestehe es — ist es mir hier passiert, daß während der Entwickelung einer Geschichte ganz von dem ursprünglichen Plane abgewichen wurde, weil sich folgerichtig andere Dinge ereignen mußten, als im Plane ausgeheckt waren. Den Plan macht der Kopf, dem ist im Übermut und Fürwitz alles möglich, der hat hundert Leitern, um dem Erdboden zu entkommen und in willkürlichen Zonen seine Luftschlösser zu bauen. Wenn nachher aber das Herz anhebt dichterisch zu schaffen, nach Vorbildern der Wirklichkeit sinnlich zu gestalten, nach göttlichen und dämonischen Gesetzen des Gemütes zu handeln, da wird die Luftlinie verlassen und je nach der Bodenbeschaffenheit vorangegangen. Da ist es am besten, wenn der Dichter seiner Geschichte nicht vorangeht, sondern ihr folgt, wenn er sie nicht leitet, sondern von ihr geleitet wird, das heißt, wenn er der Entwickelung nicht Gewalt antut, sondern dieselbe nach gegebenen Verhältnissen sich selbst frei vollziehen läßt.

So habe ich es auch hier gehalten. Meine Gestalten — bestimmt veranlagte Menschen — sah ich vor mir. In harmlosem Spiele führte ich sie durcheinander, wie der Zufall oder das Geschick uns selbst durcheinander würfelt. Sie gewannen eine bestimmte Stellung zueinander, und nun war

die Lage gegeben; im Augenblicke begann eine Entfaltung und eine Entwickelung, die sachte vom gezogenen Plane abwich, immer weiter und unheimlicher, bis zu jener letzten Folge, vor der ich selbst erschrak. Aus der lockenden Idylle ist ein tragischer Roman geworden, der nicht beabsichtigt war.

Es wird einem auch oft recht langweilig auf dem Tummelplatze des gewöhnlichen Lebens. Der Alltagsmenschen Begierden und Taten sind lächerlich schnöde, man wird mit ihnen weder warm, noch kalt. Wenn aber unvermutet irgendwo ein starkes Herz auftaucht, sei es in wildwetternder, zerstörender Leidenschaft, sei es in heldenhaftem Opfermut, alsbald reißt es des Dichters Aufmerksamkeit auf sich und läßt sie nicht wieder los, und so lange nicht wieder, bis es an einer großen Tugend zugrunde geht.

Als auf dem Freiballe beim Schwambachwirt mein Held plötzlich hinausgerufen wurde zu einem halbverkommenen Holzknechte, da ahnte ich noch nichts. Als dieser Holzknecht aber vom Adlerwirt verlangte: Laß' ab von der Dirn! Sie ist mein, und wenn du sie noch einmal anrührst, so wirst erstochen! — Da war ich in seinem Banne. Als ich hernach der weiteren Entwickelung meiner Geschichte mit doppeltem Interesse folgte, war ich überzeugt, daß der Schopper-Schub den Adlerwirt ganz gewiß ermorden würde. Es kam anders, der weichmütige Adlerwirt ward zu einem beklagenswerten Dulder, seine Liebe zu Frieda suchte er redlich zu dämpfen, bis er endlich vom Zufall unbarmherzig mit dem Mädchen seiner heimlichen Leidenschaft zusammengeführt wurde. Jetzt standen die Dinge so, daß der Schopper-Schub wohl ans Messer griff, aber nicht mehr zuzustoßen vermochte. Denn durch lange Entsagung war in seinem großen Herzen die Liebe zum Weibe weit und hoch über die sinnliche Leidenschaft hinausgewachsen, und mächtig erfüllte ihn der eine Gedanke: Glück-

lich machen das geliebte Wesen um jeden Preis. Ein zweites Wort sprach der Rechtssinn des Naturmenschen: Wenn die zwei sich in der Tat lieben, so sollen sie sich haben. — In dem Augenblicke, als ich den armen Menschen in weher Verzichtung dahingehen sah, wußte ich freilich, daß da noch etwas geschehen würde. Ich glaubte nicht recht, daß der Schopper ein Opfer nur halb vollbringt, und daß er selbst nicht mehr würde weiterleben wollen, das fürchtete ich.

Als Frau Kunigunde von dem der Gant verfallenen Adlerwirtshause auf dem Steirerwäglein fortfuhr, ließ ich sie sehr ungern in den Siebenbachwald ziehen. Aber ihre Rachsucht gegen den durchgegangenen Mann war so groß, daß sie keine Macht der Welt zurückgehalten haben würde, seine Spuren zu verfolgen. Ich ahnte nichts Gutes, als sie dem Schopper-Schub nachfragte und leider — meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

So leid es mir um den Schopper tat, so fiel mir doch ordentlich ein Stein vom Herzen, als das Unglück auf der Holzriesen geschehen war. — Jetzt endlich! jetzt können die zwei jungen Leute, die wirklich füreinander geschaffen zu sein scheinen, zusammen heiraten! — Und da tut sich mir eine ungeahnte Tiefe des Weibesherzens auf: Jetzt, da solches sich zugetragen, mag sie keine Liebschaft mehr, und am wenigsten eine mit dem, der ihr so lange im Wege gestanden, dessentwegen sie den treuesten Menschen auf der Welt mißkannt und abgewiesen hat.

Wenn meine heiteren Geschichten auf solche Art enden, dann will ich mich zweimal besinnen, ehe ich wieder einmal eine Idylle anfange zu schreiben. Und vielleicht tut auch jeder andere wohl daran, sich zweimal zu besinnen, bevor er — sei es mit einer armen Magd, oder sei es mit einer feinen Großbauerntochter — ein Liebesverhältnis anhebt.

Ist die Dichtung schon so schlimm, um wie vielmehr erst die Wirklichkeit ....

Von den wenigen Bekannten, die noch leben, haben wir uns gar nicht verabschieden können. Es ging zu schnell. Wenn der Chronist dieser Ereignisse sich schließlich selbst als einen alten Bekannten vorstellen wollte, als den kleinen, in den Sand verlaufenden Professor Nix, so wäre uns damit nicht sehr gedient. Als Figur in der Erzählung tut der kleine Nix zu wenig, seine Hauptleistung besteht darin, uns die Geschichte übermittelt zu haben. Der Frieda und dem Wolfram hätten wir noch gerne die Hand gedrückt. Wenn schon die Jungdirn schrieb, daß, was vergangen ist, auch vergessen sein soll, so möchten wir ihnen doch für das, was kommen wird, alles Gute wünschen, vor allem ein starkes Herz, welches die unvergeßlichen Erfahrungen der Vergangenheit in der Zukunft sich zu nutzen mache.

Das Gupferl.

In einem Waldtale, durch welches die Landstraße zieht, ist seitwärts, unweit von dieser Straße, eine felsige Engschlucht. Aus derselben kommt ein steiniges Wildbachbett, in welchem kein Wasser rinnt. Zur Frühjahrszeit geht es manchmal wild her in diesem Bette zwischen den Steinblöcken, da hört man weithin die Wasser tosen, da steigt ein Taunebel auf in die alten knorrigen Fichten, die am Hange stehen, und im Nebel flimmern manchmal die Farben des Regenbogens. Jetzt im Hochsommer ist alles tot und dürre. Zwar in einer Felsenrunse zeigen sich am Stein die Flechten feucht, und aus einer Baumrinde, die als Rinnlein in die Kluft gelegt ist, tröpfelt ein Wässerlein. Es tröpfelt nur und versickert wenige Schritte unterhalb im Sande.

An diesem Brunnen kauerte ein junges Weib. Es war nicht gar groß, aber hübsch rundlich, hatte ein breites Gesichtlein, ein kleines Stumpfnäschen und vergißmeinnichtblaue Augen darin. Es war im Sonntagsgewande der Bäuerinnen und hatte neben sich ein Bündel liegen. Mit dem einen Bein stemmte es sich an den Schutt, mit dem anderen kniete es auf einem Steinvorsprung, so daß ein weniges von den strammgespannten wolleweißen Strümpfchen zu sehen war. Mit der einen Hand klammte es sich an der rauhen Wand fest, mit der anderen hielt es ein Tonkrügl unter die tropfende Rinne.

Dieses Menschenwesen war auf seiner weiten Wanderung in der Sonnenglut sehr durstig geworden und hatte hier in der öden Schlucht eine Quelle gesucht. Nun schon ein Weilchen hielt es das Gefäß hin, und immer noch war nicht so viel Wasser darinnen, daß es flecken konnte für den trockenen Gaumen.

Und als diese Weibsperson so im Ruhen und Sinnen wartete auf die allmählich sich sammelnde Labnis, da kam von der Straße her ein Mann gestiegen und kletterte hinan zur Wasserschöpferin. Er war vierschrötig und schwerfällig, hatte ein freundliches, gebräuntes Gesicht, dunkles Haar, gekräuselten Vollbart und war im fahlen Gewande armer fahrender Leute; an seinem Beinkleide klaffte sogar, wenn auch gerade nicht sehr weit und auffallend, eine Naht auseinander und das Schuhwerk war wesentlich platt und schief getreten. Das beste an seinem Kleide war ein Filzhut mit grünem Bande und einer kecklich geschwungenen Auerhahnfeder. Der Mann hatte keinen Stock und kein Arbeitswerkzeug bei sich, es war leicht zu erkennen, daß auch er die Quelle suchte.

„Da ist auch eine Durstige!“ also grüßte er das junge Weib.

„Es will nicht rinnen,“ antwortete sie und schaute in das Tonkrügl, welches kaum erst den vierten Teil gefüllt war.

„Wer bist denn du?“ fragte der Mann und lehnte sich an einen Felsblock nahe neben sie hin.

Jetzt blickte sie ihn erst einmal ordentlich an, und weil bei gewöhnlichen Leuten kein langes Umstreichen üblich ist, ehe sie miteinander bekannt werden, so antwortete sie frischweg: „Wer ich bin? Wenn ich dirs sag', nachher weißt so viel wie früher.“

„Nun, so sag's halt. Ein bissel wirst doch wer sein.“

„Ja, ich bin das Gupferl!“ Dabei lachte sie hell auf.

„Wieso?“ fragte der Mann und schaute ihr munter in das gutmütige Gesicht. War es nicht doch ein wenig traurig, ein wenig abgehärmt, dieses nette Gesichtel?

„Freilich, das Gupferl bin ich!“ fuhr sie fort. „Weißt nit, was das ist, ein Gupferl? So eine Draufgab', eine freiwillige Zuwag', etwas Überflüssiges, das man just nimmt und just braucht, wenn man's hat, und das freilich niemandem abgeht, wenn's fort ist.“

„Wenn man's so nimmt,“ entgegnete er, „nachher ist eigentlich jeder Mensch ein Gupferl, und ich selber bin schon ein großer Gupf, ein verdammt überflüssiger, wenn man's so nimmt. Aber überflüssig nit für mich selber, verstehst! Für mich bin ich die Hauptsach' und mir sind die anderen Gupf, die anderen. — Daß aber du ein Gupferl sollst sein, ein so sauberes Weibsbild, das versteh' ich nit.“

Sie blickte in ihr Krüglein.

„Ist es schon voll?“ fragte er.

„Noch lang nit. Alle Vaterunser lang ein Tröpfel.“

„Mir scheint, Dirndl, du zählst die Zeit auch nach Vaterunsern. Eine gute Uhr, aber langweilig. Hast hübsch Zeit, daß du mir vom Gupferl was sagst. Wie bist denn du ein Gupferl worden?“

„Ja, mein Mensch, das wär' eine lange Geschicht'. Und eine alte Geschicht'. Laß es gut sein.“

„Ich kann mir's schon denken,“ versetzte er mit Teilnahme. „Zuerst in die Welt herein, ohne daß wer nach dir gerufen hat; keine Ehr' bringst mit, aber viel Sorg' und Verdruß, da überflüssig, dort überflüssig, überall ungut aufgenommen — ist es so?“

„Wirst nit weit fehlen,“ sagte sie ruhig, „ist man nachher so viel, daß man arbeiten kann, kommt der harte

Bauerndienst, aber nit als Feldmagd und nit als Stallmagd und nit als Küchenmagd, sondern jedem als Beihilf', dem Knecht zur Knechtin, der Magd zur Dienerin, ein zweifüßiges und zweihändiges Ding für alles, was andere nit tun wollen — alleweil nur das Gupferl."

Etwas unsicher schmunzelte er: „Wie du fein geraten bist, wundert es mich aber doch . . ."

„— Auf das geh' ich nit ein," sagte sie.

„Ist dein Krügel schon voll?" fragte er.

Da solches noch immer nicht der Fall war, redete sie weiter: „Die Arbeit ist einem ja nit zu hart. Wär' dumm, wenn einer Bauernmagd die Arbeit zu hart tät sein. In meinen halbgewachsenen Jahren hat mich eine Nähterin in die Lehre genommen. Die ist freilich wohl gut gewesen auf mich, aber frühzeitig gestorben. Hab' bald wieder müssen in den Bauerndienst. Und wieder Schuhhadern sein, wieder Patsch sein; gar nie ein gutes Wort, gar nie ein: ‚Recht ist's!' und: ‚Brav bist!' — Mein Gott, wenn man nur weiß, daß andere mit einem zufrieden sind, nachher ist man's selber auch. Sonst verlangt man eh nichts auf der Welt. — Na, so hab' ich's wohl frei nit mögen aushalten im Bauerndienst, und wie einmal im Sommer eine Stadtfrau bei uns im Bauernhaus gewesen ist und gesagt hat, wenn ich Lust hätt' in die Stadt, so kunnt ich mit ihr kommen, sie tät für ihr Haus ein Dienstmädel brauchen, da bin ich halt nachher mit in die Stadt Graz. Dort ist's ja so viel schön, wie es heißt, und schlechter kann ich mir's nit mehr machen, nur besser. Ja, hab' ich gemeint! — Mensch, du bist mir stockfremd, aber das muß ich dir vor Gott dem himmlischen Vater ins Gesicht sagen: Wer auf der Welt das Fegefeuer abbüßen will, der soll bei einer Stadtherrschaft Dienstbot' sein! Weiß zwar nit, was ich

so viel Schlechtes hab' angestellt mein Lebtag, daß ich so hart hab' müssen Buß' tun, ein ganzes Jahr lang. — Ich sag' dir's, wenn sie einen Hund haben, oder ein anderes Tier, das wird in manchem Haus besser gehalten, wie der Dienstbot'. Kein Mensch glaubt's, wie höllisch wüst so eine feine Stadtfrau kann sein! Da sind die Bauersleute dagegen noch Engel, die essen mit einem noch aus einer Schüssel, und geben immer einmal eine Raststund', lassen sich's angelegen sein, daß man bisweilen in eine Kirche kommt und an der armen Seel' nit Schaden leidet. Im Stadtdienst bist das reine Vieh, oder was noch Schlimmeres, weil sie vor dir Kisten und Kästen zusperren. Aber arbeiten, arbeiten, oft schier Tag und Nacht, Feiertags wie Werktags. Und der Hochmut bei der Herrschaft. Pfui Teufel! hätt' ich bald gesagt. Und dabei verlangen sie Anhänglichkeit — es ist rein zum Lachen."

Also sprach die Person und wurde dabei ganz erhitzt. Sie mochte wohl so schlechte Erfahrung gemacht haben. Es war, als ob sie seit langem gesammelte Lasten von ihrem Herzen loswälzen wollte, nun da einmal ein Mensch vorhanden war, der ihr teilnehmend zuhörte. Wahrscheinlich war ihr in der Stadt jeder Verkehr mit Menschen untersagt gewesen, selbst mit der Mitdienerschaft, also daß sie wie eine Verbannte leben mußte mitten in der Menge.

„Herrendienst wär' auch mein letztes," sagte jetzt der Mann. „Diese Leute sind so über die Maßen fein gebildet, daß es ein gewöhnlicher Mensch bei ihnen nit aushalten kann. — Erst vor etlichen Tagen hab' ich von meiner Straßen aus in ein fürnehmes Herrenhaus hingehorcht, wo die Frau Baronin just ihr Stubenmädel verjagt. Das Mädel ist eilends gegangen, hat sich aber im Reden tapfer gewehrt, und wenn ich sagen sollt', welche von den zwei

Weibsbildern in Red' und Antwort die unverständigere war, so müßt' ich wohl der Frau Baronin die Ehr' geben. Das Mädel hat lauter Wahrheiten gesagt, aber immer höflich, die andere kotzengrob und so verleumderisch, daß man sie zehnmal bei Gericht hätt' verklagen können. Endlich macht das Mädel einen artigen Knicks vor der Dame und sagt: ‚Euer Gnaden, ich bin halt ein ganz ungebildetes Geschöpf und kann nit so schimpfen und mag nit sagen, was ich mir denk' über Euer Gnaden. Aber denken tu ich mir ganz das Richtige!' — Ein feiner Trumpf! Hat mich gefreut. — Natürlich hast du auch bei deiner Stadtherrschaft das ganze Jahr kein einzig freundlich Wort gehört."

Hierauf entgegnete die Magd: „Eins hab' ich gehört. Ein einziges, aber nit von der Frau —"

„Vom Herrn?"

„Erraten hast es. Ein ganz unschuldiges Wort, wie du es vielleicht zu einem alten Pferde sagst, oder zu einem Esel. — ‚Bist ja doch ein armes Wesen!' hat er gesagt, der Herr, — Mensch, und jetzt war's aus! Von dieser Stund' an hätt' mir die Frau Wasser und Luft vergiftet, wenn sie hätt' können. Und wie mir das Licht aufgeht wegen der Eifersucht, da hab' ich meine sieben Sachen zusammengepackt und bin fort."

„Und wohin willst?" fragte der Mann.

„Ja, Mensch, wenn ich das selber wüßt'!"

„Du, schau, jetzt ist das Krügel voll!" rief er.

„Wahrlich, es ist voll," sagte sie und hob es hoch. Er langte hin, nahm ihr das Gefäß aus der Hand und trank es aus mit einem Zug.

„Vergelt's Gott, Gupferl!" Mit diesem Worte gab er ihr den leeren Krug zurück. „Brav bist, daß du mich labst. Schon einen heidenmäßigen Durst hab' ich dir gehabt."

Sie schaute ihm nur ein wenig verblüfft ins Gesicht, sagte aber nichts. — Wenn er schon gar so viel Durst hat gehabt, so ist ihm der Trunk Wasser wohl vergunnt.

Als sie hierauf ihr Töpfchen nochmals unter das tropfende Rinnlein zu halten begann, meinte er, wozu noch eine Weile hinhalten, es sei doch nur eitel Wasser. Sie solle mit ihm kommen, beim nächsten Wirtshause würden sie etwas Besseres trinken.

Dieser Mensch ist wirklich gut, dachte sie, nahm ihr Bündel unter den Arm und ging mit ihm. Ach, wie lange hatte sie kein gütiges Wort mehr gehört! — Er führte sie sorgsam an der Hand über das Steingeröll hinab zur Straße.

Dort stand ein zweiräderiger Karren, der mit einer grauen Plache kobelartig überspannt war. Nach vorne gingen zwei Deichseln mit einer Querlatte, an welcher der Karren gezogen werden konnte. Im Kobel gab es mancherlei Sachen: Frisch geschnitzte Holzwaren, als: Tennschaufeln, Rechen, Kochlöffeln, Sprudler, Nudelwalker, einen Korb mit hölzernen Eßlöffeln und dergleichen. Daneben ein Bund Kleider, ein Holztrühlein mit Rasierzeug, auch ein Töpfchen Fett war da und ein Stück halbvertrockneten Kuchens darunter, dann Tabakrauchsachen, eine alte Zither ohne Saiten, und anderes. An der Ecke war noch eine Art von Bett, eine Strohschichte, auf welcher Kissen und Decken in unordentlichen Wulsten durcheinander lagen. — An der vorderen Seite war der Kobel durch ein paar Bretter abgeschlossen, an der hinteren Seite war eine Art Vorhang angebracht, denn hier war der Eingang. Diese Dinge hatte der Mann seiner neuen Bekannten mit gewissem Stolze gezeigt.

„Gehört alles mein!“ sagte er wiederholt. „Hab' mir alles selber erworben, redlich erworben. Von Haus aus, mußt du wissen, bin ich ganz arm gewesen. Ja, meine Liebe!

Als Kindel ist es mir nit viel anders ergangen als vielleicht dir. Auf der Gassen bin ich gefunden worden von einem Zimmermanngesellen; der ehrliche Finder hätt' mich gern zurückgegeben, aber der Verlustträger hat sich nit gemeldet. Hat mich der Zimmermann halt behalten müssen. Wenn ich den Leibfehler nit hätt', wär ich auch Soldat worden, bin's sogar schon gewesen, haben mich aber nit sattfüttern können, bin ihnen so hundsmager geworden vor lauter Hunger, daß sie mich wieder ausgelassen haben. Ich tu so viel gern essen, mußt wissen; soll ein Leibfehler sein, hat der Regimentsarzt gesagt. So schmeiß doch dein Bündel hinein! Was sollst denn tragen, wenn wir den Wagen haben! — Na, so bin ich nachher Holzwaren-Fabrikant geworden, und was ich im Winter schnitz, das verkauf ich im Sommer. Anfangs ist mir das Schnitzen nit gut von der Hand gegangen, da hab' ich einen Lehrling aufgenommen und an dem hab' ich halt so lang' herumgemeistert, bis ich's selber losgekriegt hab', wie man's macht. Seither schnitzt mir der Lehrling die schönsten Schaufeln und Löffeln und meine Fabrikate haben schon ein Ansehen im Land. Und überall, wohin ich komm', haben mich die Leut' gern. Und schon gar wenn ich wollt zitherspielen!"

„Kannst zitherspielen?" fragte das Gupferl.

„Und ob ich kann! Das ganze Weibervolk wird dir rebellisch, wenn ich zitherspiel!"

„Ich hör's auch gern."

„Aber jetzt sind keine Saiten drauf. — Und so kannst dir denken, daß mir nichts fehlt. Sehr gut geht's mir, kunnt's nit besser wünschen. — Steig' jetzt in den Kobel, Gupferl, wir fahren!"

„Ich soll da hineinsteigen?" fragte die junge Magd, „ja wo hast denn das Roß?"

„Ist schon eingespannt!“ rief der Mann lustig, sprang vorne in die Deichseln und hob sie zum Anziehen.

„Ja wart’, ich werd’ mich von dir herumziehen lassen!“ lachte die Magd. „Da spann ich mich lieber zu dir, wenn wir Platz haben miteinand’ da in dieser Lucken drin.“

„Platz haben wir schon,“ sagte er und machte ihr an seiner Seite Raum, also, daß sie nun zweispännig den Karren zogen entlang die Straße.

Anfangs besorgte er die ganze Kraftleistung selber, so daß die Magd schier leer neben ihm hertrabelte. „Wär’ nit schlecht!“ schnaufte er, „wenn ich mein Gschloß nit allein weiterbringen kunnt! Was ich gestiftet hab’, das kann ich auch regieren!“

Nach einer Weile war für sie Gelegenheit vorhanden, stramm anzuziehen, denn er hatte sich eine Tabakspfeife in den Mund gesteckt, weil ein Lokomotiv auch dampfen müsse; es dampfte nun zwar, aber es zog nicht mehr gut. Dem „Gupferl“ war’s recht, daß es sich nützlich erweisen konnte.

Als es gegen Abend ging, waren die felsigen und waldigen Berge nicht mehr an ihrer Seite; in ein Hügelland kamen sie, reife Kornfelder überall, emsige Schnitter sichelten und Getreidefuhren ächzten schwer gegen die Dörfer hin.

„Sind Narren, daß sie sich so schinden!“ murmelte der Eigentümer des Karrens, „wenn sich’s der Mensch anschicken kann, bringt er’s weiter.“ Und mit Behagen blickte er auf sein bewegliches Besitztum, mit welchem auch die volle Freizügigkeit verbunden war.

Als sie mit dem Karren eine Anhöhe hinauf mußten, sagte der Mann: „Zieh an, Mädel!“

„Tu’s ohnehin wohl, Hansel!“ antwortete sie.

Er schmunzelte, denn Hansel hieß er nicht, und ziehen tat er auch nicht; sie wollte aber seinen Namen wissen.

Hierauf, als sie rasteten, wagte das Gupferl die Frage: „Wie heißt du?“

„Schau nur einmal in den Kalender, mein Name steht eh drin,“ scherzte er.

„Und möcht auch gern wissen, wie alt du bist.“

„Was glaubst? Rat' einmal.“

Sie schaute ihm forschend ins Gesicht. — Zwischen dreißig und fünfzig. Bei den Mannsbildern kennt man sich nicht aus. Vom Haar fehlt noch kein Grandl (Härchen), der Bart kohlschwarz, im Gesicht noch kein Rumpfen (keine Runzel), die paar feinen Faltlein unter den Augen stehen ihm gerade gut. Weil er sicherlich das Weiberleutgern-haben kann. Die Nase ist etwas breit geraten und hat in der Mitte eine Einsattelung, die nicht nötig wäre — aber das tut nichts. So liebe Augen hat er . . . Das war ihr heimliches Denken.

„Bist doch mehr auf der jungen Seiten,“ sagte sie.

„Wirst es schon sehen!“ war seine Antwort. „Wirst alles noch erfahren, nur Geduld! — Ein gescheiteres und ein stärkeres Dirndel gibt's nimmer, wie du bist.“

Da zog sie wieder an.

Im nächsten Bauerndorfe machten sie halt.

„Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg ist da!“ rief er, und riefen ihm die Leute zu, die am Feierabend zusammenkamen, um seinen Karren zu sehen, was für schöne und brauchbare Sachen er wieder mitgebracht hatte. Sie kauften Rechen, Schaufeln, Eßlöffeln, denn in jener Gegend sind zur Zeit noch Holzlöffel der Brauch, die zwar nicht ganz so glatt über die Lippen gleiten als die neumodischen aus Blech, hingegen aber bei weitem mehr fassen.

Als das Geschäft — und ein leidlich gutes! — gemacht war, barg der Greg — nun wußte sie seinen Namen

— den Karren in einem Hof, ging ins Wirtshaus, bestellte Nachtmahl und Stube für sich und sein Weib. Ein bis an den Rand gefülltes Weinglas schob er vor die Magd hin. Ihr aber war der Durst vergangen, und ohne Durst trinken, das war sie nicht gewohnt. Zwei Portionen Kalbsbraten wurden aufgetragen.

„Iß nur brav, Gupferl!“ lud der Greg ein. „Jedes Rössel will seinen Hafer.“

Er war mit seiner Portion in wenigen Augenblicken fertig. Da sie noch mehr als die Hälfte vor sich hatte, so meinte der Greg, er wolle doch einmal kosten, was ihr Braten etwa für einen Fehler habe, weil sie gar so langsam daran kaue — und verschlang ihn in zwei Bissen. Hierauf schien er selbst davon überrascht zu sein, daß die zwei Teller sich so schnell geleert hatten und meinte, das sei halt sein Leibfehler. Ob das Gupferl noch eine zweite Portion wünsche? Sie bedankte sich und bezahlte ihre erste.

Als dieses Abendmahl vorüber war, legte der Greg ihr seine Hand auf die Achsel und lispelte: „Jetzt werden wir halt nachher müssen rasten gehen. Ich kann mir's denken, du wirst müd' sein.“

„Gar nit, gar nit!“ antwortete die Magd hastig. „Heut' hab' ich ja Feiertag gehabt. Das Bissel marschieren macht mir nichts.“

„Du bist halt eine Mordsgredl, du!“ also lobte er sie und trachtete in die Schlafstube. Sie versprach bald desgleichen zu tun und ging hinaus in das Freie, denn es war eine wunderschöne Nacht.

Vor einem hölzernen Häuschen, unter dem zersplitterten Lindenbaum, stand eine Gruppe von Männern und Weibern, und immer noch kamen langsamen Schrittes an-

dere herbei, die sich auch hinstellten und endlich ins Haus traten. Aus den kleinen Fenstern drang Lichtschein.

Auf eine Frage, was da drinnen sei, erfuhr unsere Magd, daß in dem kleinen Hause ein Leichnam ruhe, zu welchem die Nachbarsleute zusammenkamen, um die Nacht über bei ihm zu beten und Lieder zu singen. Das kam dem armen Gupferl überaus gelegen, denn schon hatte sie sich den Kopf zerbrochen, wo sie die Nacht zubringen sollte. Zu lebendigen Mitmenschen hatte sie kein rechtes Vertrauen mehr, so ging sie zu den toten.

Etwas so Schönes hatte sie in ihrem Leben nicht gesehen, als diesen Toten. Es war ein Knabe von etwa zehn Jahren mit runden Wangen, leicht aufgeworfenen vollen Lippen, schattigen Augenwimpern, mit weichem blondem Haar, das quer hereingekämmt war in die schneeweiße Stirn. Da lag er schlank ausgestreckt auf der Bank, zu seinen Häupten ein Kruzifix und zwei Lichter. Nahe der Bahre knieten Leute und beteten still, oder standen herum und führten leise Gespräche. Der Lindenbaum stand noch draußen, wenn auch gespalten und zerrissen durch den Blitz. Der Knabe, welcher um den Baum herum einem Schmetterling nachgejagt, war leblos hingetaumelt auf den Rasen. Das war gestern gewesen. Im letzten Winkel der Stube saß die Mutter, die ihn verloren hatte, sie weinte nicht, sie betete nicht, sie redete nicht, ganz still und friedsam saß sie da auf ihrem Dreifuß, blickte vor sich hin und nickte manchmal ein wenig mit dem Haupte.

Die Magd, welche wir immer das Gupferl heißen müssen, weil sie überall überflüssig war, hatte sich in der Stube zu mehreren Weibern gesellen wollen, aber man hielt mit der Fremden nicht viel Gemeinschaft. So setzte sie sich hinter dem Ofen auf eine Bank, hörte von dort aus den

Totenliedern zu, die gesungen wurden, beteiligte sich von dort aus an dem Gebete und betrachtete von dort aus das traurige Leben auf der Welt.

Die Nacht währte lange. Als die Fenster blaß wurden, legten sie den toten Knaben in einen schmalen Holzsarg, um ihn dem Grabe zuzutragen. Das Gupferl irrte draußen auf den Wiesen, sah die Nebelstreifen zergehen, sah das Morgenrot leuchten an den zarten Wölklein des hohen Himmels und an dem Kirchturme, sah in der aufgehenden Sonne ihren langen Schatten über die tauige Flur hin, hörte das unendliche Morgenlied der Vöglein all und betrachtete nun von da aus das traurige Leben auf dieser Welt.

Endlich als die Leute mit Sensen und Sicheln, mit Spaten und Wagen ihr Tagewerk begannen, ging sie nachsehen, ob es bei dem Karren ihres Weggenossen noch in Ordnung sei. An demselben stand er schon, der Löffel-Greg. Anfangs war er nicht in bester Laune, bald hatte er wieder sein freundliches Gesicht, und mit diesem fragte er sie: „Wann fahren wir denn weiter?"

„Meinetwegen kann es gleich sein," gab sie zur Antwort, und keine Rede sonst, ob sie miteinandergehen wollten, oder auf wie lange, oder wohin. — Er trank noch eine Schale Kaffee, sie ein Töpfchen Milch, dann stopfte er seine Pfeife, sie warf wieder ihr Bündel in den Karren und beide spannten sich dran.

Wo sie an Häusergruppen vorbeikamen, schrie der Mann: „Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg!" Das einemal gab's ein paar Kreuzer Erlös, das anderemal ein paar Zehner — manchmal auch gar nichts, denn — folgerte man — wer etwas zu essen hat, der hat auch einen Löffel, und wer nichts zu essen hat, der braucht keinen.

Als es heiß geworden war, schoben sie den Karren in

den Schatten einer Ahorngruppe, die neben der Straße stand, und setzten sich hin. Der Greg tat schläfrig, wollte sein Haupt auf ihren Schoß legen, daß sie ihm mit den Fingern das Haar kraue. Sie hingegen wußte eine notwendigere Beschäftigung. Schon seit gestern war ihr an seinem Beinkleide die klaffende Naht ein Dorn im Auge. Während der Greg im Kobel sein Gewand wechselte, bereitete sie das Nähzeug und bald war der Schaden heil. Bei dieser Arbeit fand sie im Hosensack zusammengeballt ein Büschel Banknoten. Es waren zwar nur ordinäre zu einem Gulden, doch das Gupferl empörte sich ob solchen Leichtsinns.

„Für was hat man denn Säcke, wenn man das Geld nicht hineintun soll?“ verteidigte er sich. „Soll ich es auf die Straße werfen?“

„In der Brusttasche sollst es tragen, sonst verlierst's.“

„In der Brusttasche sucht's jeder Straßenräuber, im Hosensack schaut kein Mensch nach,“ war seine schlaue Meinung.

„Hast eine Leibjacke an?“ fragte sie.

„Hättest dich gekümmert drum!“ antwortete er. „Freilich hab' ich eine an.“

„So werde ich dir in die Leibjacke das Geld einnähen.“

„Meinetwegen.“

„Da könnte ich meines auch gleich dazunähen,“ meinte sie.

„Hast du auch Geld?“

„Umsonst werde ich dem Drachen nicht gedient haben.“

„Hast viel?“

„Drei Wochen lang kunnt ich gnädige Frau spielen, wenn ich wollt'!“

Der Greg tat aus Überraschung einen Pfiff. „Ein

Prachtkerl bist, Weib!“ rief er, „mit dir hab ich's glücklich getroffen.“

Als die Gewandsachen in Ordnung waren, ergab sich auch noch Zeit zum Haarkrauen, denn auf der Straße war's so heiß, und im Ahornschatten war's so lieblich. — Der gute Greg, fast schlief er ein auf ihrem Knie. Einmal neigte sie sich, um ihre Wange auf sein Haar zu drücken, tat es aber nicht, er hätte es wahrnehmen können, wer weiß, ob's ihm recht gewesen wär! — Aber so froh war sie, so selig, daß sie endlich einen Menschen gefunden, dem sie Gutes tun konnte, und der deshalb nicht böse ward.

Am zweiten Abend kehrten sie in einem einsam stehenden großen Bauernhofe ein, wo man für die Herberge kein Geld nahm. Am Morgen, bevor sie weiterzogen, schenkte der Greg dem Bauer eine Tennschaufel, der Hausmutter einen Sprudler, den Kindern jedem einen Löffel und dem kleinsten Knaben noch einen hölzernen Vogel dazu, welcher schön wisperte, wenn man beim Schweif hineinblies.

Am nächsten Tage hatte der Greg ein Elend mit seiner Tabakspfeife, erstens wollte der Stein nicht Funken geben, dann wollte der Schwamm nicht glosen, dann hatte die Pfeife keinen Zug, dann wollte das Kraut nicht brennen und endlich lockerte sich fortwährend das Rohr, so daß der Mann immer zurückbleiben mußte, um das Zeug in Ordnung zu richten. Das Gupferl war mit dem Karren voraus; über die Ebene ging's gut, bergwärts ging's mühsam. '— Das arme Weib! dachte der Greg, wie sie schwitzen muß! — Ging aber so langsam hinterher, daß er sie nicht einholte und rauchte argen Tabak.

So hatten sie angefangen und so taten sie weiter.

Drei Wochen lang spielte das Gupferl die gnädige Frau — am Zugkarren. Dann war ihr Geld zu Ende, und

auch das seine. Denn seit der Löffel-Greg wußte, daß wer anderer für ihn sorge, sorgte er selbst nicht mehr. Ja, er unterließ es sogar, seine Waren auszuschreien, er verschmähte es, in Bauernhäusern zu übernachten. Er hatte das „Gott sei Dank nicht mehr nötig!" Das Gupferl war eine große Freundin von Salat, verzehrte ihn oft von zwei Portionen; so mußte er den zweifachen Braten essen. Sie trank kein einziges Glas Wein, so konnte er deren zwei trinken. Sie war seit ihrer Nähterei her geschickt in der Kunst, für Weibsleute Hauben und Hüte aufzuputzen und Weibergewand mit zierlichen Bändern und Maschen zu schmücken. Damit gewann sie manches Stück Geld, also brauchte der Mann nicht immer ans Verdienen zu denken. Wenn sie auf der Reise waren, so ließ das Gupferl es sich nicht nehmen, den Karren zu ziehen, also konnte er im Kobel liegen und sich endlich einmal ausruhen von seiner Arbeit. Er hatte gearbeitet genug, er war Fabrikant und Kaufmann in einer Person gewesen, er hatte gekargt und gedarbt, er hatte es endlich zu einem eigenen Hause gebracht; wenn es auch auf Rädern steht und geht, es ruht sich doch gut darin. Und da ihm Gott nun ein so gutes fleißiges Weib geschickt, so ist erreicht, was je sein höchster Wunsch gewesen war; er kann auf dem Stroh liegen und Tabak rauchen.

Den Tabak besorgte ihm ja auch das Gupferl und wie er schon haushälterisch war, so benützte er denselben doppelt, fürs erste rauchte er ihn, fürs zweite sammelte er hernach aus der Pfeife den kleberigen Rest und nahm ihn in den Mund, wie es die Zigeuner tun.

Das Gupferl hatte dem Greg auch Zithersaiten gekauft. Er zog sie mit großer Umständlichkeit auf, wobei eine um die andere entzweisprang, so daß er die Geduld verlor, und das Instrument in den Winkel warf.

Als sie eines Abends in einem Wirtshause eingekehrt, wo nach einem Jahrmarkt Bursche mit ihren Dirndeln beisammen waren, denen es ums Tanzen ging, wollte das Gupferl, daß der Greg sich ein paar Groschen mit Zitherspielen erwerbe. Der Greg zeigte sich dazu nicht aufgelegt. Nachdem er aber Wein getrunken hatte, und die Mädeln ihn fortwährend bestürmten um seine süße Kunst, nahm er die Zither hervor und hub an mit einem Fischbeinspänchen die paar noch vorhandenen Saiten zu kratzen und mit den Fingerspitzen auf dem Tastbrette herumzutappen. Da huben die Leute an zu lachen: „Das soll Zither gespielt sein? Der kann ja nicht einmal einen Ton greifen!"

Das Gupferl nahm ihm die Zither aus der Hand — ausspotten läßt sie ihn nicht. Wem sein Spielen nicht recht ist, der soll sich seinen Tanz selber pfeifen.

Zu Anfang August in einer schwülen Regenzeit war es, daß unsere Hausiererleute eines Tages auf der Straße umkehren mußten. Das Wildwasser hatte eine Brücke weggerissen, und im Straßengraben und weit auf den Feldern hin standen die braunen Wasser, und die Nebel hingen vom Himmel wie schmutzige Fetzen, als wollten sie das Wasser wieder auftunken. Unser Karren kehrte zurück ins nächste Dorf. Dort läuteten auf dem Turme die Glocken, ein Feuerwehrmann gab Hornsignale, Männer schleppten große Balken, andere verstopften Haustüren und Fenster mit Brettern und Stallmist, die Weiber bargen Hausrat in höher gelegene Teile des Ortes. Der Greg hatte seinen Karren auf dem Dorfplatze stehen lassen und horchte nun. Auch seine Genossin horchte. In der Luft war ein dumpfes Tosen zu vernehmen, so daß manchmal davor der Erdboden zu beben schien, aber man wußte nicht, woher es kam. Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen wurden durch die Gassen gejagt.

An der Kirchhofsmauer unter freiem Himmel stand ein Krankenbett, die alte Frau, welche darin lag, rang die Hände. „Heiliger Gott, daß ich die zweite Sündflut noch hab' müssen erleben!"

Plötzlich schoß zwischen den krachenden Häusern die trübe Flut heran.

„Hallo marsch!" rief der Greg, erfaßte die Deichseln seines Fahrzeuges und lief im Trab damit durch die Gasse einen steinigen Waldweg entlang der Anhöhe zu. Das Gupferl schob von hinten nach. Oben am Waldhange hielten sie an.

„Schau du, was wir für ein bequemes Haus haben," sagte nun der Greg. „Ist im Tal überschwemmung, so ziehen wir es auf den Berg, und ist im Dorf einmal Feuer, daß gar der Herr Bürgermeister sein Haus muß niederbrennen lassen, fahren wir mit unserem Gschloß davon. Wir haben alleweil leicht lachen."

„Ich kann nit lachen, wenn so viele Leut' weinen," entgegnete das Gupferl und eilte wieder dem Dorfe zu, wo an einem Wiesenraine aufsichtslose Kinder balgten, nahe an den Wassertümpeln. Diese Kinder bewachte sie, führte sie zur Kirche hin, die etwas erhöht stand und mit Kisten und Kästen und Körben und Bündeln und zerstreuten Habseligkeiten fast vollgestopft war.

Der Greg stemmte rückwärts am Karren die Doppelspreize ein, damit das Zeug nicht auf und niederschaukeln konnte. Das mußte allemal geschehen, wo er sich von Zeit zu Zeit niederließ.

Vom grauen Himmel regnete es und regnete es.

Zur Zeit huschte den Waldweg eine sonderbare Gestalt heran. Ein bräunliches Weib mit großen schwarzen Augen und schwarzen Haaren, die in unzierlichen Strähnen niedergingen aus dem zinnoberroten Kopftuche, welches wie ein

Turban um das Haupt geschlagen war. Ein gelber weiter Mantel hing faltenreich an dem Körper, unten in eine Schleppe auslaufend, welche hinstrich über den schlammigen Boden. Weder Pack noch Bündel hatte dieses Weib bei sich, an der Hand aber hielt es einen langen Pilgerstab, am oberen Ende versehen mit einem Kreuze. Um den üppigen Leib hatte sie ein wulstiges Gürtelband geschlungen und daran hing ein Rosenkranz.

Als diese Person zum Karren kam, in dessen Blachenkobel der Löffel-Greg lag und Tabak rauchte, bat sie um Unterstand. Gerne gestattete es der Hausherr, daß sie sich unter sein Dach setze und räumte ihr Platz ein.

„Gottes Strafgericht!" sagte die Fremde in ungefügen Lauten und zeigte mit ausgestreckter Hand hin auf das überschwemmte Tal.

„Hat Sie mein Weib nit gesehen?" fragte der Greg. „Eine junge hübsche Person, sie muß ihr ja da unten begegnet sein. Sie ist helfen gegangen, das ist ein Engel! Mir ist allemal bang um sie, wenn ich sie nit an meiner Seiten seh!"

Die Fremde wußte keine Auskunft zu geben, schien auch nicht gewillt, solchen Bekenntnissen weiter zuzuhören. Nachdem sie den Greg mit durchdringendem Blicke angesehen hatte, streichelte sie ihn an der Hand und lispelte: „O armer Mann, du hast auch einen lieben Menschen im Fegefeuer!"

„Wer, ich? Wieso?"

„Mir bleibt nichts verborgen," fuhr sie fort, „durch das Astloch eines morschen Sargbrettes habe ich's gesehen. Ich glaube, ein Frauenzimmer war's, sicherlich deine Mutter, deine Schwester, oder eine andere. Sie schreit um Hilfe, daß es zum Erbarmen ist, sie ruft deinen Namen."

„Was Sie da sagt!“ entgegnete der Greg und paffte an seinem Rauchzeug.

„Drei heilige Vespern fehlen ihr,“ redete die fremde Person weiter. „Auf dem Luschariberg im Kärntnerland sollen sie gelesen werden. Ich bin auf dem Wallfahrtsweg dorthin, und weil du mir so barmherzig Obdach gibst, so will ich dir die Vespern gerne besorgen. Einen Silbertaler werden sie kosten alle drei — für die arme Seele.“

Als sie so gesprochen hatte, schmunzelte der Greg und sagte: „Na, Frau Pilgerin, da kommt Sie zu mir an den Unrechten. Unten im Dorf bei den alten Weibern kann Sie mit so Sachen schon was ausrichten, ich kenn' den Spaß. Aber der Frau werden ja die Läufeln naß, wenn Sie sie nit besser hereinzieht unter das Dach. Sie kann schon herrücken, wenn Sie will, wir haben Platz genug.“

Mittlerweile hatte das Gupferl unten mitgeholfen beim Bergen und Retten. Und als nach einer Weile die größte Gefahr vorüber war, das Wasser zu fallen begann und die Leute an eine Mahlzeit denken konnten, wurde sie beim Gemeindevorstand zu Tisch geladen. Sie dankte höflich, sie habe sehr wenig Hunger, aber wenn sie bitten dürfe, daß man ihr etwas Kraut und Fleisch in einem Topfe mit heimtragen lasse, so sage sie dafür tausendmal vergelt's Gott.

Also kam das Gupferl mit Kraut, Knödeln, Fleisch und einer Flasche Apfelwein zurück an den Waldhang zu ihrem Greg. Der verzehrte die Gottesgaben mit einer großen Gier, denn sein „Leibfehler“ schien durchaus nicht heilen zu wollen, im Gegenteil, dieser verschlimmerte sich eher. Während er sich's schmecken ließ, und die Magd ein wenig Ordnung zu machen trachtete im Kobel, sagte sie auf einmal: „Schau, Greg, in der Religion bist halt doch noch nicht so schlecht, als du immer einmal tust.“

„Meinst?"

„Weil ich da im Stroh just einen Rosenkranz hab' gefunden."

Der Greg blieb gleichgültig und murmelte so nebenbei: „Immer einmal muß der Mensch beten."

„Es ist ein altes Sprichwort, daß groß Wassernot beten lehrt," setzte sie bei, und die Sache war abgetan. —

Nun kam die Zeit, da der Löffel-Greg sich nach Schnitzholz umsehen sollte, um den Winter über wieder neue Waren verfertigen zu können. Allein der Greg blieb in seinem Kobel. — Er wisse nicht, was das mit ihm sei, letzt Zeit her. Im Kopf Schwindel, keinen Atem, Husten! — Und er hustete wirklich, ja mit großer Anstrengung. Die Magd hatte ihm geraten, das Tabakrauchen sein zu lassen und mehr in der frischen Luft umherzugehen.

„O mein liebstes Treuherz!" entgegnete ihr der Greg mit tränendem Auge, „das bissel Rauchen ist noch das einzige, was mich hält, das macht's locker auf der Brust, sonst wär' ich schon längst erstickt. Und in der Luft herumgehen! mein Mensch, was tät' ich lieber als das, aber zu müd' und matt. Die Füße wollen mich nimmer tragen. Es ist nit anders, mit mir geht's bergab."

Das Gupferl erschrak über die Maßen, ließ aber nicht viel davon merken, sondern tröstete ihn und meinte, er möge doch nur liegen bleiben und sich pflegen, so gut es möglich, und sie wolle schon sorgen, daß er keine Not leide.

Wohl, sie sorgte Tag und Nacht. Bei Tag arbeitete sie auf Bauernfeldern und in Gärten, die halben Nächte lang saß sie in einer Hütte bei armen Leuten und machte Frauengewand. Alles was sie sich erwarb, trug sie dem Greg zu. In einem großen Dorfe hatten sie sich niedergelassen, der Karren stand fest unter dem Dache einer leeren

Streuhütte, wo er allem Anscheine nach zu überwintern dachte. Und im Karrenkobel lag der kranke Greg. Das Gupferl hatte ihm frisches Stroh, ein neues Leintuch, zwei Spreukissen und drei schwere Wollendecken, mit Watte gefüttert, verschafft, hatte den Kobel auch noch über und über mit Kotzen verwahrt, und da die Frühherbstwitterung milde war, so wohnte es sich leidlich im Kobel, wo die Genossin dem Genossen Gesellschaft leistete, so oft es ihre Arbeit erlaubte. Auch noch an seiner Seite nähte sie, rückte ihm das Kissen zurecht, stopfte ihm die Pfeife mit Tabak, zündete sie an, denn der Kranke war nachgerade zu allem schon zu schwach.

Einmal faßte er sie an der Hand und schluchzte: „Armes, unglückliches Weib! daß du deinen Beschützer und Ernährer so früh verlieren sollst!"

Nein, nein, so arg sei es nicht, tröstete sie ihn, er sehe noch nicht so schlecht aus, habe volle Backen und rote Wangen und an Beleibtheit nehme er eher zu als ab.

„Leider, leider, gerade das sind die schlimmsten Zeichen bei einem Herzleidenden. Mußt aber nit gar verzagen mein Gupferl, wenn sie mich hinaustragen auf den Kirchhof. Du sollst meine Erbin sein. Den Wagen sollst du erben, und die Schaufeln und die Löffeln und mein ganzes Gewand und alles was da ist. Du hast mir's auch immer gut gemeint, und muß dir schon sagen, dich hab' ich zum Fressen gern gehabt. — Mußt nit weinen, Schatz."

Gott, was dieser Mensch für ein gutes Herz hat! Und jetzt ist er herzleidend!

Ihr Angesicht war in den letzten Wochen auffallend blaß geworden. In der ersten Zeit ihres Beisammenseins hatten die beiden Leute gerne den Spaß gemacht, daß sie von ihrem Fahrzeug die Deichsel losmachten, daß sich eines vorn auf

den Karren setzte und eines hinten, und daß sie sich derart lustig schaukelten. Das ging heute nicht mehr, denn der Kranke hatte über die Gesunde ein zu großes Schwergewicht erlangt. Hockte der Greg voran oben, so vermochte das Gupferl nicht mehr den Karren hinten niederzubringen.

Im Gebirge lag schon Schnee, im Tale braute der Nebel und braute Reif über die Wiesen und Reif um die kahlen Zweige der Bäume. Vor dem Dorfe auf freiem Felde kreisten Raben, ein bellendes Hündlein hielt Jagd nach den schwarzen Vögeln, erwischte aber keinen. Auch kleine Kinder liefen hier herum, ihrer drei, weniger aus Lust, als um sich zu erwärmen, denn bei ihnen daheim mochte es wohl noch frostiger sein als hier im Nebel. Elendlich wuselten sie umher in ihren leichten, verwaschenen Kleidlein, in zerrissenen Schühlein oder ganz barfuß, barhaupt, die hübschen Blondköpflein. Das Gupferl, welches mit seinem Handkorbe vorüberging, redete eines der Kinder an, ein Mädchen von etwa vier Jahren, dieses stak in einem Baumwollröckl, welches einmal ziegelrot gewesen sein mochte, jetzt aber schier farblos war, man müßte denn die schwarzen Fäden und die blauen Flicken ausnehmen, mit welchen das Kleid sehr unbehilflich besetzt war.

„Kind, wo ist denn deine Mutter?“ fragte das Gupferl.

Die Kleine schaute sie mit ihren runden blauen Augen treuherzig an und sagte mit feinem Stimmlein: „Angebaut!“

„Angebaut, da hat sie eigentlich ganz recht,“ lachte eine des Weges kommende Nachbarin. „Ihre Mutter haben sie im vergangenen Frühjahr in die Erde gegraben wie Erdäpfel und Korn.“

„Und Vater ist keiner, natürlich.“

„Es ist schon einer, aber was für einer! Ein armer

Strohdachdecker, kommt erst am Abend heim in die Hütte." Solchen Bescheid gab die Nachbarin und ging ihres Weges.

Am folgenden Abende suchte das Gupferl die Hütte des Strohdachdeckers Franz auf. Der war schon daheim, stand gerade am Feuerherd und kochte eine große Pfanne voll Brei. Die Kinder saßen mit ihren roten Näschen und halberfrorenen Gliedern um das Feuer herum und wimmerten alle drei, das eine vor Frost, das andere vor Hunger, das dritte vor Schläfrigkeit. Das Gupferl war ein wenig verlegen, als es vor dem großen, blondbärtigen Manne stand, welcher über den ungerufenen Besuch gar nicht erbaut zu sein schien.

„Ich weiß zwar nit, wie es aufgenommen wird," so fing sie an, „aber diese Hascherln derbarmen mir. Sie haben ja nichts anzuziehen. Wenn etwan Stoff vorhanden wär', nähen wollt' ich ihnen das Gewand gern."

„Ei ja, du bist dem Löffel-Greg seine und wirst dir etwas verdienen wollen. Bei mir ist's nix." Also gab dieser Mensch zur Antwort.

„Nit des Verdienens wegen, Gott, nein!" rief das Gupferl. „Ich hab' freilich wohl auch meine Sorgen, jedoch so ein Kindergewandl hat man in paar Stunden fertig. Und wenn du mir nachher ein Vergeltsgott schenkst, so bin ich tausend zufrieden."

Er ließ vom Umrühren des Breies ab, wendete sich an die Magd: „Wenn du so bist! Wenn du mir den Macherlohn borgen willst bis nächst Weihnachten, wo ich Geld einzubringen hab', nachher kannst gleich morgen kommen. Stoff wird schon vorhanden sein. Willst mitessen?"

Ja, zum Mitessen ließ sich das Gupferl heute nicht zweimal bitten. Das Mittagsmahl, welches sie bei einem Nachbar verdient hatte, klecke kaum für den Greg. Bei

Tische nahm der Decker das jüngste schlaftrunkene Kind auf den Schoß und war bestrebt, ihm mit einem Holzlöffel Milchbrei in den Mund zu führen. Diese Verrichtung ging so ungeschickt von statten, daß das Gupferl dem Dachdecker Kind und Löffel aus der Hand nahm, „so was kann ein Mannsbild nit!" und die Atzung an dem Kinde regelrecht vornahm.

„Hast leicht auch schon einmal eins gehabt, weil du dieses Geschäft so gut kannst?" neckte der Decker.

„Ein schlechtes Weibsbild, das nit Kinder paperln kann," sagte sie, war jedoch für weitere Anzüglichkeiten nicht zu haben. Beizeiten stand sie auf und ging heim in ihren Kobel.

Am nächsten Tage, als der Dachdecker Franz wieder nach Hause kam, war die Stube warm geheizt, am Tische bei einem Talglicht saß die Nähterin, emsig an dem letzen Kleidlein nadelnd; um sie saßen die drei Kleinen wohl gewaschen und gekämmt, und horchten der Geschichte vom Jesukindlein, welche sie ihnen erzählte. Auch der Brei war schon gekocht und geschmort, so daß der Franz sich gerade hinsetzen, den Löffel nehmen und essen konnte.

Nach dem kleinen Mahle, als die Kinder schon in ihre Nester gebracht waren, und das Gupferl nur noch die Knöpfeln und Häfteln an den Kleidern zu befestigen hatte, setzte der Franz sich am Tische ihr gegenüber und schaute ihr zu. Sie brauchte ihn gar nicht mehr anzusehen, — gestern der einzige Blick, und sie weiß genau, wie er ausschaut.

So weit noch nicht alt und hübsch gesund, aber die Schönheit plagt ihn nicht. Schon zwei- oder dreimal wollte er jetzt den Mund aufmachen, kam jedoch nicht dazu. Endlich war es geschehen.

„Muß schon fragen, bist du mit dem Löffel-Greg verheiratet?"

Sie fand an solcher Frage nichts Ungebührliches, da-

her ihre Antwort: „Wir gehen halt miteinander. Wenn er mir nur gesund wär'!"

„Ist er krank?"

„Liegt im Kobel schon seit sechs Wochen." Die letzten Worte erstickten in ihrer Kehle.

Ein Weilchen still. Dann fragte der Decker Franz: „Hast ihn denn gar so gern?"

„Er weiß sich ja nit zu helfen, allein!" Das Wort war wie ein Schrei. Dann schwieg sie und nadelte emsig.

Der Franz stand auf, ging zu dem Bettchen seiner Kinder, ging dann zur anderen Wand und zog die Hängeuhr auf.

Draußen auf der Gasse hub ein Lärmen an, die gegenüberstehenden Häuser hatten einen seltsamen Lichtschein.

„Feuer!"

Der Franz riß den Hut vom Nagel und eilte davon, er konnte zugreifen, wußte auf den Dächern Bescheid.

Das Feuer war gottlob noch nicht auf den Dächern. Der Karren des Löffel-Greg brannte lichterloh. Es brannte das Stroh, das Holzwerk, das Blachendach, und glühende Fetzen flogen in die Luft. Der Greg rannte wie wahnsinnig umher und schrie um Hilfe: „Mein Haus! mein Haus! Ist denn kein Gott und kein Mensch da, der mir das Haus rettet! Greift doch zu, ihr Feiglinge!" — Zwei handfeste Bursche packten den brennenden Karren an den Deichseln und zogen ihn rasch hinaus auf das freie Feld, wo sie ihn seinem Schicksal überließen. — Die Leute standen noch eine Weile herum, schimpften über das gottlose Tabakrauchen auf dem Stroh, über das Vagabundengesindel, ergötzten sich an dem gänzlichen Niederbrennen des Hausiererkarrens, an dem das Feuer knisterte und pfiff und sang und allerhand Spiele

trieb und nicht eher ruhte, bis die Räder an beiden Seiten hinfielen auf den Boden.

Ein oder das andere Stück wäre noch zu retten gewesen, doch der Löffel-Greg war dagestanden und hatte nichts getan, als die Hände gen Himmel auszustrecken und zu rufen: „Ich armer, ich unglücklicher Mann!"

Dieses plötzliche Unglück hatte den Löffel-Greg übrigens ganz flink gemacht; dem armen Gupferl aber hatte der Schreck die Kraft gebrochen. In einer Scheune lag sie krank dahin, ein betagtes Mütterlein brachte ihr täglich ein paar Schalen Suppe. Das Gupferl hatte durch die Feuersbrunst ihr Bündel mit dem besseren Gewande verloren, das sie nur an Sonn- und Feiertagen zu tragen pflegte, aber daran dachte sie nicht. Viel Schlimmeres lag ihr an. Anfangs war sie der Meinung gewesen, der Greg sei mitverbrannt. Später sah sie von ihrer Dachluke aus ihn durch die Gasse laufen; sie rief hinaus, er hörte sie nicht. Und dann war er verschwunden.

Lange genug hatte er auf seiner Brandstätte gewartet, das Gupferl werde kommen, ihm zu essen bringen, mit ihm klagen, ihm endlich im Dorfe ein neues Obdach verschaffen. Sie kam nicht. Und als der Löffel-Greg hörte, das Gupferl wäre schwer krank geworden und selbst auf anderer Hilfe angewiesen, da fand er, daß das Verhältnis mit dieser Person eigentlich keinen Sinn hätte. Und er ging davon. Weit draußen in der Ebene war der Mann mit dem „Herzfehler" dem Landboten begegnet, und dieser hinterbrachte es im Dorfe, so daß die Magd in der Scheune nun wußte, wie sie daran war.

Weil der Arzt, den ihr jemand geschickt, die Krankheit der armen Person für nicht unbedenklich erklärt hatte, so nahm ein Großbauer sie in sein Haus und ließ ihr Pflege angedeihen. Wochenlang hatte sie zu tun, bis sie mit dem

Greg fertig wurde. Anfangs war es noch die Güte, die nichts Schlechtes glauben will. Dann als sie glauben mußte, kam der Zorn, der tat ihr auch noch arg weh. Endlich hatte jegliches Feuer ausgebrannt, nichts blieb zurück, als die Asche der Gleichgültigkeit.

Und nun hub die Magd an zu genesen. Als sie imstande war, im Hause, wo sie so liebreich gehalten worden, sich nützlich zu machen, begann sie wieder aufzuleben.

Zu Weihnachten hatte der Strohdachdecker Franz für die Bedachung eines neuen Gehöftes den Geldbetrag eingezogen. Geld gab ihm Mut, und nun wollte er zum Gupferl gehen, um bei ihr seine Schuld zu bezahlen. Sie war in der Kammer eben beschäftigt, ein Christbäumchen herzurichten für die Kinder des Hauses. Das hatte sie in der Stadt gesehen, fast das einzige, was ihr an den Stadtsitten gefallen, der Christbaum. Sie hatte zwar nichts dranzuhängen, was tut's? Die Bauernkinder wissen es ja gar nicht, daß etwas daran gehört, 's ist eben ein Grüßgott vom Christkindl, und das ist die Hauptsache.

War jetzt auf einmal der Strohdachdecker Franz da und setzte sich neben das Gupferl auf die Bank, ohne viel zu warten auf eine Einladung.

„Ich bin da," sagte der Franz.

„Ja," antwortete sie, „willst mir helfen?" und band buntes Papier an die Zweige des Bäumchens.

„Was tust du denn da?" fragte er.

„Für meine Hauskinder zum Christkindel."

„Du Gupferl, so was solltest meinen Kindern auch machen."

„Bist ein braver Vater, daß du auf deine Kinder denkst. Ja freilich will ich ihnen auch so was machen."

„Bin dir eh noch schuldig, Gupferl, vom Herbst her, das Gewandmachen.“

Die Magd schüttelte ihren Kopf. „Nennt mich der auch Gupferl und alles nennt mich Gupferl!“

„Hat dich ja der Löffel-Greg auch nit anders genannt.“

„Ja der,“ antwortete die Magd etwas unwirsch, „der hat’s nit anders gewußt.“

„Hast du ihm deinen Namen nit gesagt?“

„Er hat mich nie darum gefragt.“

„So will ich dich drum fragen.“

„Alsdann müßt’ ich erst lang nachdenken wie ich heiß.“ Sie redeten sich fast schwer miteinander.

„Ja versteht sich, wirst lang’ nachdenken müssen, wie du heißt!“

„Spaß und Ernst!“ sagte sie. „Bin eine Weile in Graz gewesen, als Dienstmagd bei einer Herrschaft. Dort haben sie mich Mitschka gerufen, weil meine Vorgängerin eine windische Mitschka war und sie den Namen so gewohnt sind gewesen. Früher, in meinem Aufwachsen bei den Bauern, haben sie mich alleweil nur das Gupferl geheißen, weil ich wohl freilich ein überflüssiges Ding bin gewesen, so eine Draufgab’, die sich keiner verlangt hat.“

„Am End’ — bist du gar nit getauft worden!“ warf der Franz bedenklich ein.

„Getauft bin ich, das steht in meinem Dienstbotenbüchel, und dort ist auch mein rechter Name Christine zu finden.“

„Christine, also!“ sagte der Mann zögernd und langte nach ihrer Hand. „Christine! Und nit mehr das Gupferl, für mich am allerwenigsten. — Schau, ich will was reden, Christine, aber ich red’ mich hart, Christine. Bei mir ist es kein leichtes. Ein Gewerbe, das einen nit daheim sein

läßt. So viel kleine Kinder. Ich selber hab' auch meine Fehler, es ist nit leicht für eine, die bei mir daheim sein soll, es ist nit leicht, Christine. Wenn ich nit tät wissen, daß du schon was Hartes gewohnt worden bist, Christine, ich hätt' nit den Mut . . ."

So weit kam er, aber jetzt wurde ihm enge in der Brust. Sie schwieg und war angelegentlich mit dem Christbaum beschäftigt, also mußte er doch weitersprechen.

„Mein Hauswesen," fuhr der Franz mit großer Beklommenheit fort, „das kennst schon. Es ist halt klemmig, klemmig. Meine Kinder . . . Wie wir im vorigen Frühjahr ihre Mutter in die Erden haben gelegt, habe ich die größeren zwei damit trösten müssen: Wir bauen sie an wie das Korn und sie steht bald wieder auf . . . Seitdem du ihnen das Gewand hast gemacht, sprechen sie alle Tag von der neuen Mutter . . . Ich weiß es wohl. Mir ist schon leichter, daß ich dir's gestehen hab' können . . ."

„Was redest du so viel herum, du Lapp, ich nehm' dich ja!" sagte die Magd ruhig und fest. Und fuhr dann fort: „Sie mögen sagen, ich werf' mich den Männern gleich so an den Hals. Meinetwegen. Das erstemal hab ich's getan und brav Lehrgeld gezahlt dafür. Das zweitemal tu ich's wieder und will mir die Lehr zu Nutzen machen. Ich stell' mich am liebsten dort hin, wo es was zu tun gibt für mich. Bei dir gibt es was zu tun. Ich verlang' mir kein Wohlleben, Not und Tod will ich mit dir teilen, mit dir und unseren Kindern. Nur hart sollst nit sein auf mich; ich bin inwendig schon so voller Wunden vor Härte und Roheit, die ich leiden hab' müssen mein Lebtag. Recht lieb und gut mußt sein mit mir, Franz, schau mich jetzt wohl an. Und wenn du meinst, daß du es kannst sein, so in Gottesnamen . . ."

Sie hielt ihm die Hand hin, die tannenbaumharzige, und er legte in Demut und Vertrauen die seine darauf.

— — — — — — — — — — — — —

Es ist ein guter alter Brauch der Erzähler, daß sie ein paar Leute, wenn sie nach Hindernissen und Fährlichkeiten endlich zusammengekommen sind, sich selbst überlassen. Der erste Tag ist ja wunderschön, fürs weitere hält man sich Augen, Ohren und Herz zu und denkt, es wird wohl so bleiben. Bei unserem Ehepaar Franz und Christine ist keine Ursache vorhanden, den bekannten Mantel der christlichen Liebe darüber zu werfen. Es hätte sich ja auch hier weisen können, daß die Magd doch das Gupferl bleibt, sowohl beim Ehemann als auch bei den heranwachsenden Kindern, denn, wenn jemand gar so selbstverständlich ist, dann erscheint er als überflüssig und wenn ein Mensch gar so gut ist, dann — sagt man — wird er aufgefressen.

In der Strohdachdeckerfamilie war es doch nicht ganz so. Wohl auch bei ihr holperte es manchmal, aber wo holpert es denn nicht auf diesem rauhen Erdboden! Arme Arbeitsleute verstehen es manchmal viel besser, leidlich durchzukommen, als solche, welche vom Leben gar so viel verlangen, aber ihm nur wenig leisten wollen. Der Franz regierte fleißig auf den Dächern der Gegend umher, und die Christine betete fleißig, daß ihn sein Schutzengel behüte. Der Franz brachte die erworbenen Groschen getreulich ins kleine Familienhaus und die Christine verwaltete sie und wendete sie mit bewundernswerter Klugheit an zu aller Segen. Weil die Christine gehört hatte, Kinder müßten mit Strenge erzogen werden, so band sie sich gleich anfangs aus Birkenreisern eine große Rute. Die Rute wurde

von den Mäusen zernagt, die Kinder hingen an den Kittelfalten der neuen Mutter, und je größer sie wurden, je näher wuchsen sie ihr ans Herz heran. Es war im Deckerhäuschen wohl viel Gelegenheit zum Kümmern und Sorgen, aber es war keine, um unglücklich zu sein.

Nachdem in solchem Wandel mehrere Jahre vergangen waren, und die Christine eines Tages am Herde stand und für das Mittagsmahl eine hübsche Anzahl stattlicher Speckknödeln kochte, hörte sie von der Gasse herein eine heisere Stimme rufen: „Der Löffelmann ist da!"

Sie eilte erschrocken ans Fensterlein und guckte hinaus. Dort am Brunnentrog kauerte er, schaute rings um sich und wartete auf den Erfolg seines Lockrufes. Er war's. Aber mager und gebeugt und runzelig und grau war er geworden, und sein Gewand — o Gott, sein Gewand! Einen Karren hatte er nicht mehr, seine Holzwaren schleppte er in einem Buckelkorbe, und wie er diesen jetzt so auf den Kopf des Troges gestützt hat, zieht er mit zitternder Hand ein zusammengeknülltes, blaues Sacktuch hervor und fährt sich damit über das Gesicht. Es wollte niemand kommen, um Sprudeln und Löffel zu kaufen. Mit der hohlen Hand schöpfte er sich Wasser in den Mund, dann traf er Anstalten, mit seinem Korbe weiter zu humpeln. Die Christine legte mit der Gabel einen Knödel auf den Teller, dann noch einen zweiten dazu. Hernach warf sie die Knödeln wieder zurück in die Pfanne, rief das größere Mädel und befahl ihr, die Pfanne mit dem ganzen Inhalte von Knödeln dem armen Mann hinauszutragen, der dort am Troge sitze. Denn daß sein „Leibfehler" sich immer noch gesteigert haben würde, das war ihre Vermutung.

Während sie rasch daranging, um ein frisches Mittagsmahl zu bereiten, kam der Franz heim. Ein klein wenig

staunte er über den Bettelmann, der lebhaft beschäftigt mit der Pfanne war.

„Ja, Franz," sagte die Christine, als er bei ihr in der Stube war und beide durchs Fenster schauten, wie der Gast am Brunnen die Mehlklöße handvollweise in den Mund steckte und verschlang. „Ja, Franz, diesem Menschen dort haben wir zwei viel zu verdanken. Wär' der nit gewesen, so hätte ich den Unterschied zwischen dir und — anderen nit erfahren."

„Der Greg!"

„Laß ihn nur gehen, schau, er geht ja schon. Und wie er dahintorkelt. Armer Schelm!" Sinnend blickte sie ihm nach, so lange er zu sehen war, dann schüttelte sie den Kopf und sagte wie im Traume:

„Ich weiß nur nit, Franz, ob ich bei dir besser worden bin — oder schlechter."

„Christine!"

„Weil ich für diesen Menschen so gar kein Mitleid mehr kann verspüren."

Der Hinterschöpp,

oder die Geschichte dreier zweifelhaften Personen.

Aus dem ersten Kapitel wird man nicht klug.

Für den Hinterschöpp in Schneewaldbach war das ein sauberer Pfingstsonntag.

„Mein Lebtag weiß ich noch keinen solchen Pfingstsonntag!" rief er dem Sarge nach, den zwei Männer aus dem Hause trugen und etliche Weiber und Kinder mit lautem Gebete begleiteten.

„Vor der Nase stirbt sie mir weg, und just jetzt. Wer kunnt dich denn g'raten (entbehren)?" So rief er ihr nach, und die Leute schauten verwundert zurück; einen solchen Scheideruf hatten sie noch nicht gehört.

Sie hat ihm manche Bosheit zugefügt, aber jetzt ihm das junge Kind in die Händ' legen und auf „siehst mich nimmer" davonrennen, als wie wenn sie gar niemals zusammengehört hätten — das war doch der ärgste Streich, den sie ihm antun konnte.

Der Hinterschöpp stand an der Haustür, und zwischen den Hollerbäumen lugte die Sonne auf ihn. Solche Leute sieht sie wahrlich nicht alle Tage wie diesen Hinterschöpp. Schon von auswendig gab er ein wunderliches Bild. Er war ein sehr schlanker, hagerer Mann, er trug einen braunen zerschlissenen Lodenrock, der bis über die Waden hinabhing. Die Füße staken in grauen Wollpatschen, und das war's, was

sein Weib — Gott schenk' ihr die Ruh'! — so oft geärgert hatte, daß er meist plötzlich vor einem dastand, ohne daß man ihn gehen gehört. Aus dem Habit ragte ein schlanker, brauner und runzeliger Hals hervor, auf welchem ein kleines, gealtertes Haupt saß — ein Haupt mit Gemisch von Schönheit und Häßlichkeit. Die Augen, welche sich unter den weit vorstehenden Stirnknochen hineinduckten, waren klein und hellgrau und zeigten ringsum gar keine Schattierungen, weil die Brauen die Farbe der Haut hatten. Die Nase machte oben zwischen diesen Äuglein einen kecken Sprung hervor, um dann in einem scharfen, senkrechten Sattel niederzufallen. Haare und Bart waren schon etwas grau, kurz geschnitten, verfilzt und verworren. Die dünnen Lippen waren jetzt, da er seinem ihn treulos verlassenden Weibe nachblickte, zusammengepreßt, nur ein einziger weißer Zahn stach dazwischen auf der linken Seite hervor. Auf dem Kopfe hatte er einen sehr hohen Filzhut, der seine Gestalt noch schlanker und abenteuerlicher erscheinen ließ. Ganz stramm stand der Mann da; — man kann auch gerade aufwärts stehen, ohne bei den Soldaten gewesen zu sein!

Und als er so an der Schwelle seiner Haustür dem Tode nachstarrrte, meldete sich hinter ihm das junge Leben.

„Es kreischt schon wieder! — So wird es heute kreischen, und morgen und jahrelang — und der Alte soll die Kindsmagd sein. Und ist es groß und kreischt es nimmer, und ist der Alte selber ein Kind, das man heben und legen muß — nachher ist wieder ein anderer Teufel da . . . Weib, du hast ganz recht gehabt, daß du durchgegangen bist. — Jetzt möcht' sie schon da sein, die Schraglin."

So muß der Mensch mit sich selber reden, wenn keiner mehr da ist, der ihm zuhört.

Das Keifen des zottigen Hündleins verkündete aber,

daß einer komme. Auf dem Fußsteig zwischen dem Haselnußgesträuche wackelte mit einem knorpeligen Stocke die Schraglin herbei. Der Hinterschöpp war Kleinhäusler, der zwischen Wildwiesen und Laubwäldern einen Erdäpfelacker und einen Krautgarten besaß, und auch noch ein mit Kohlenlösche gedüngtes Salatbeetlein mit etlichen Nagelstöcken, die an der nun verstorbenen Hinterschöppin stets eine sorgsame Pflegerin gefunden hatten. Der Schöpp arbeitete zumeist als Holzmann in den Wäldern, oder als Kohlenbrenner, oder als Tagwerker draußen in den Bauernhöfen. Er tat, was sich gab und was ihn freute, erwarb die nötigen Bedürfnisse seines kleinen Hauses und war ein freier Mann. Die Schraglin war die Witwe eines Flickschusters und Kurschmiedes, hatte einen Sohn beim Militär, war des weiteren aber an keinen Menschen gebunden, und auch an keine sonstigen Dinge, weil sie eben nichts besaß. Im Sommer hatte sie bisher ihr Brot mit Eierhandeln und Botengehen verdient, bis sie dazu, nicht etwa aus Wohlleben, sondern aus Naturanlage, nachgerade zu wohlbeleibt wurde. Im Winter war sie bei den Bauern und nähte und spann, ließ sich auch als Krankenwärterin recht gut verwenden, und war es, daß ein Weib in seinen verschiedenen Umständen Rat oder gar Hilfe heischte, so ließ sich die Schraglin gern finden und brauchen.

Hatte denn auch der Hinterschöpp in seiner Not nach der Schraglin geschickt. Aber sie war auf weiten Wegen gewesen, und jetzt, da sie kam und nach der Hinterschöppin fragte, gab ihr der Schöpp achselzuckend zur Antwort: „Ja, die Hinterschöppin, die ist auf einmal so viel vornehm worden — hat mir die Treu aufgesagt.“

„Jesus Maria Josef Joachim und Anna!“ schrie die Schraglin und ließ den Stock aus der Hand fallen. „Da steht noch die Ampel auf der Bank!“

„Hat letzt' Zeit ein Nachtlicht haben müssen."

„Und das Kreuz!"

„— steht auch noch da. Das hat sie mir im Haus gelassen."

„Hinterschöpp! Sie ist dir gestorben!"

„Das war närrisch. Jetzt hätt' sie ein Kind gehabt; hat ja fortweg eins haben wollen. Und wie das schreit, lauft sie davon. — Schraglin, ich möcht auch am liebsten davonlaufen!"

Die Schraglin war schon in die Stube geeilt, wo das Kind wimmerte. Er sprang ihr nach und führte sie wieder vor das Haus und sagte hastig: „Schraglin, ehvor du was anrührst im Haus, müssen wir allerlei miteinander ausreden."

„Geh, geh, reiß' eins nicht so herum, jeder Mensch kann nicht so rührsam aus- und einrennen, wie du. Was kunnten denn wir miteinander zu reden haben, kaum daß dein erstes Weib aus dem Haus getragen ist."

„Schraglin, du denkst weiter als wie ich!" lachte der Schöpp mit hohlem Tone. „Die Narrheit zweimal machen, an das hab' ich noch nicht gedacht; aber eine Wirtschafterin muß ich im Haus haben und das auf der Stell'." Er hub die Hände vor ihr auf, er klammerte die Finger aneinander. „Verlaß mich nicht, Schraglin!" Er preßte sich beide Fäuste ins Gesicht.

„Wenns ihretwegen ist," rief sie, „so leid' dich aus — leid' dich nur aus. Aber meinetwegen sollst keine Sorg' haben. Wenn ich einmal seh', du stehst auf mich an, so verlaß ich dich nicht. Wenn du dir's gut überlegst hast, daß ich auf deine Hauswirtschaft soll schauen, und das Kind warten — Gottswegen, sag' ich. Aber eine Geiß bring' ich mit, Schöpp, und die mußt mir fuhren (hegen, nähren)."

„Die Geiß können wir brauchen, der Kleine schreit eh schon nach der Milch.“

„Ist's ein Bub?“

„Ein Bub! Warum?“ murmelte der Schöpp und blickte sie schief an.

„Nachher ist's ein Unglück. Nur keinen Buben, sag' ich alleweil, wer nicht groß Haus und Grund hat, daß er ihn kann ansässig machen.“

„Haus und Grund hab' ich nicht, hab's nie gehabt, krieg's auch nicht.“

„Glaubt man dir gern, du bist kein Großbauer, man sieht dir's an. Nichts für übel. Schöpp, du wirst es nicht meinen, ich trag' auch mein Kreuz auf dem Herzen. — Mein Hansel, der beim Soldatenleben ist, der ist jetzt wieder so viel geschlagen worden.“

„Aha! So so.“

„Er laßt mir's schreiben und da steht's zu lesen.“ Sie hatte den Brief bald zur Hand; er war zerknittert und feucht. Der ihn schrieb, hatte geweint; der ihn las, hatte auch geweint. Das Regiment liegt in Ungarn; der Hansel hatte es nicht mehr ausgehalten, war in einer Nacht aus der Kaserne geflohen, hatte heim wollen. Sie nahmen ihn gefangen und schickten ihn dreimal durch die schlagende Gasse, aber das Heimweh haben sie nicht erschlagen. — Und das ist der Schmerz der armen Schraglin, den ihr von nun an der Hinterschöpp tragen helfen muß, weil sie auch sein Leid erleichtern will.

„Ja!“ sagte der Hinterschöpp und lacht, „so gut hätt' ich's auch haben können, aber — gescheit — gescheit muß man sein! — Daß du weißt, ich vertrau' dir, Schraglin, so werde ich dir einmal ein Geheimnis sagen. Mußt aber fein still sein! Sonst hat es nur mein Weib gewußt, schau

und mein Weib ist auch still. Ich bin nicht der Mensch, mußt wissen, der nichts Heimliches bei sich behalten kunnt, aber dir sag' ich einmal was."

Dabei ging er über den Lehmboden auf und ab, hatte die Hände hinter dem Rücken und den Hut tief über die Augen gedrückt. Wie ihn das Weib so ansah, da wollte sie es wohl glauben: der kann was wissen. Er war fast unheimlich anzuschauen, der hagere, braune Hinterschöpp mit dem kleinen Kopf und dem hochragenden Hut darauf. Stand er aufrecht, so war's ein Ausrufungszeichen, lag er ausgestreckt auf der Holzbank, so war's ein Gedankenstrich.

Jetzt wieder ging er ein wenig geduckt über den Boden auf und nieder wie ein Fragezeichen, das sich einmal in die Höhe reckt, so daß es die schwarzen Trambäume der Hütte fast berühren will.

Als ihn die Schraglin eine Weile angesehen hatte, sagte sie: „Hinterschöpp, wenn du etwan auf das Fragen wartest, was du denn für eine Heimlichkeit in dir hättest, so magst lang' auf und ab gehen. Ich bin keine von den neugierigen Weibsleuten, ich pass' gern bis auf den Jüngsten Tag, wo alles aufgedeckt wird."

Damit kriegte sie ihn herum.

„Ja so," sagte er, „auf den Jüngsten Tag, meinst. Bist nicht dumm. Wir warten alle auf den Jüngsten Tag. Aber ich denk', da werdet Ihr Weibsleute noch ganz andere Sachen zu hören kriegen, daß du auf mein Ding gar nicht wirst losen wollen. J e t z t mußt mich betrachten, jetzt — Schraglin, red' dich aus einmal, was sagst zum Hinterschöpp?"

„Was kunnt ich denn zum Hinterschöpp sagen," gab sie zur Antwort und maß ihn traurig vom Kopf bis zu den Füßen, „ein alter Witiber ist er halt."

„Versteht mich nicht — was du zum Namen Hinterschöpp sagst?“

„Zum Namen? — an dem ist schon gar nichts dran.“

„Hast recht, gehört auch nicht mein. — Wie lang' kennst mich, Schraglin?“

„Wie lang' soll ich dich denn kennen? Ich versteh's nicht, was du mich heut' so herumfragst. Dich weiß ich schon seit dem großen Schauer her.“

„Bist recht. Im Jahr, wie der groß' Schauer ist gewesen, bin ich hergekommen. Das wird jetzt über zehn Jahr' sein.“

„Du Halbesel, seit dem großen Schauer sind schon dreiundzwanzig Jahr aus. Ich weiß es daher, weil in demselbigen Jahr das Marinhof-Haus ist niedergebrannt und ich just in der guten Hoffnung mit meinem Hansel bin gewesen.“

„Ein rechter Altweiberkalender. Ich kenn' mich nicht aus, was das für ein Beweis sein soll, daß es schon dreiundzwanzig Jahr her ist.“

Jetzt zählte sie ihm's an den Fingern vor: „Mein Hansel ist dreiundzwanzig Jahr alt, das wird dir das Kirchenbuch sagen, wenn du mir's nicht glauben willst. Und mein Hansel hat das Muttermal auf der rechten Wang', weil ich so viel Schreck ausgestanden hab', wie das Marinhof-Haus ist niedergebrannt. Und das Marinhof-Haus hat der Donnerkeil angezunden bei demselbigen Ungewitter, wie der groß' Schauer war. Weiß es noch so gut, wie wenn's gestern wär' gewesen.“

„Laß es dir schon gelten,“ sagte er und warf abwehrend die Hand hin; „aber wo ich diese dreiundzwanzig Jahr hintan hab', das versteh' ich nicht. — Auf die Weis' wär' ich gar nicht mehr jung. — Jesses, Jesses, Hinterschöpp, du alter Tatel, daß du's nicht g'spürst!“

„Wirst es schon g'spüren!" sagte sie.

„Aber der Hinterschöpp, mußt wissen, ist um halben Teil jünger."

Sie haschte mit ihrer breiten Hand nach seiner schmalen Stirne und rief: „Schöpp! Hinterschöpp, mit dir geht's nicht recht her."

„Freilich, Schraglin, und das täten alle sagen, wenn sie's wüßten. Ein Glück, daß sie den Hinterschöpp nicht finden, der hat sich in kein Kirchenbuch einschreiben lassen, und auch ins andere nicht, aus dem sie beim Kreisamt die Soldaten herausfischen."

„Schelm, du hast dich verlaugnet!" grinste ihm das Weib zu.

„Schau du!"

„Und hast letztlich gar kein Taufwasser und kein Chrisam auf dir!" rief sie entsetzt.

„Alles lang' schon weggewaschen. Kriegt — hat meine Mutter gesagt — soll ich's wohl einmal haben. Aber selb' Zeit, mußt wissen, bin ich wer anderer gewest — ganz wer anderer. Derselb' andere ist in seinen jungen Jahren verstorben."

„Na" — flüsterte die Schraglin in ihr rotes Sacktuch hinein, „vor dir hebt man sich an zu fürchten."

„Wär' ein Unsinn. Ich tu' keinem Menschen was; bin froh, daß sie mich in Ruh' gelassen haben. Nur daß ich mich nicht hab' lassen fortschleppen wie ein Schlachtvieh. Wird auch kein Unrecht sein, daß ich im Land mein eigener Herr hab' bleiben wollen."

Er preßte den hervorstehenden Zahn scharf in die Unterlippe hinein.

„Da muß ich dir wohl recht geben, Hinter — ja du, wie heißt denn nachher?"

„Hinterschöpp, alleweil Hinterschöpp, bis der Hinterschöpp stirbt. Alsdann magst meinetweg sagen, was du weißt. Oder geht die Geschicht' von vorn wieder an? He? — Schau, Schraglin, und das hab' ich mir bedacht schon gestern und das hab' ich mir bedacht heut'." Er streckte den Zeige- und den langen Finger seiner linken Hand aus und mit dem Zeigefinger der rechten schlug er auf jene: „Ist's so gangen, nachher geht's auch so."

Und schwieg.

Drinnen hub das Kind wieder zu schreien an.

„So bist mir jetzt die Hauswirtin," sagte er zum Weibe, „will trachten, daß ich dich nicht zu kurz halt' — das will ich trachten, Schraglin. Du hast einen Buben bei den Soldaten, der schon zweimal geschlagen ist worden, das bedenk'. Und jetzt geh 'mit, ich muß dir noch was sagen."

Sie gingen in die Stube.

Um die Mittagszeit waren sie einig.

„Es ist verflucht falsch," sagte die Schraglin, „aber es ist recht. Es ist schon recht. Ich hätt's auch so machen sollen."

„Ja, wenn das so leicht gehen tät'! Das geht nur beim Hinterschöpp im hintersten Schneewaldgraben."

„Gehen tät's oft wo, selb' hätt' ich keine Sorg'. Aber nachher? Wenn die Zeit herumgeht, Schöpp, was wirst denn nachher anheben? Du, ich tät' mich doch nicht trauen! Da kommt dir was heraus, Schöpp, da kommt dir was Schaudervolles heraus. Funfzehn, sechzehn Jahr sind bald vorbei."

„Wird sich schon manteln (bemänteln). Die Hauptsach' ist das Taufbuch, mußt bedenken. Nur nicht verreden tu' dich, Schraglin, ich bitt' dich zu tausendmal, paß' auf. — Da hast dieweil was, na, na, laß dich nicht ehren! Aber Schraglin, ich druck' dir's mit Gewalt in die Faust. So nimm's! Brauchst es selber nicht, so schick's deinem Buben."

Daß der alte, häßliche Mann so nagelneue Dukaten hatte! —

Am Nachmittag kam einer von den Leichenträgern aus der Pfarre Kraden zurück.

„Na, habt sie im Gottes Namen hineingeschoben?“ fragte ihn der Schöpp.

„Haben sie hineingeschoben. Da bring' ich dir ein Brieferl.“

„Den Totenschein?“

„Wird wohl so was sein. Acht Gulden dreißig Kreuzer macht's.“

„Nachher ist's ein anderer Schein. Drei Gulden fürs Läuten, das ist viel!“

„Haben mit allen Glocken geläutet. Sag' ich ja noch, 's ist die Hinterschöppin, ein braves Weib, und in Kindbetten gestorben — da muß schon recht geläutet werden. Rechtschaffen feierlich ist's abgehalten worden, und alle Leut' haben gesagt, schad', daß der Schöpp nicht dabei ist, der müßt eine rechte Freud' haben. — Daheim beim Kind muß auch wer sein, hab' ich gesagt. — Aber saggrisch druckt hat uns deine Alte; wenn du wetten willst, meine Achsel hat einen blauen Fleck. — Ja, und daß ich nicht d'rauf vergess', vom Pfarrer hab' ich dir was auszurichten. Wie's mit dem Kind ausschaut, laßt er dich fragen, Schöpp — der Tauf' wegen, sagt er.“

„Will er da auch schon wieder Geld haben?“ fuhr der Mann drein. „Christus der Herr ist dreißig Jahre alt geworden, bis er sich hat taufen lassen. — Halt ja! Morgen werden wir ihm das Dirndl schon bringen.“

Später meinte die neue Haushälterin, sie fürchte nur, der liebe Gott würde die falsche Tauf' für übel halten.

„Die falsche Tauf?"

„Was denn!"

„Hast recht."

Sie besannen sich. Dem Weibe fiel das Richtige ein. Taufen kann jedermann, steht's im Katechismus, und nur einmal kann der Mensch getauft werden; weitere Taufen sind weder nütze, noch schade. Der Schöpp tauft das Kind zu Hause, nennt es nach Gewissen und Belieben und schickt es dann erst zum Pfarrer und läßt es Antonia heißen.

Im Wandschrank steht das Weihwasser. Der Schöpp zögert eine Weile; solcher Handlungen ungewohnt, verrichtet er dann hastig das Werk an dem schreienden Kind.

„Da riecht Essig!" bemerkt die Schraglin und schnupperte mit der Nase. Schreit der Schöpp schon auf. Anstatt der Weihwasserflasche hat er das Essigglas erwischt.

„Ja, du Narr!" ruft die Schraglin, „da ist es freilich kein Wunder, daß dir das Geschäft so sauer ankommt!"

„O Tonnele, Tonnele!" ruft der Schöpp dem Kinde zu, „wie's mit dir anhebt, das ist aus der Weis'! Jetzt möcht' ich schon wissen, was das wird bedeuten!"

— Am nächsten Tag ist alles nach Schick und Ordnung abgetan worden. Die Schraglin ist Patin, bringt vom Hinterschöpphause ein viertägiges, zierlich eingefatschtes Mädchen zur Kirche hinab, läßt es taufen und gibt ihm den schönen Namen Antonia. Hierauf steckt sie ihm ein rotseidenes Säckchen an den Busen — die Kresengabe, die Antonia einst ihrem Bräutigam als Beweis der Sparsamkeit mitbringen wird. Dann zahlt sie dem Pfarrer und dem Meßner das Begräbnis und die Taufe, dann geht sie auf Stärkung ins Wirtshaus, und dann trägt sie die kleine Antonia zu ihrem hageren baumlangen Vater zurück.

Zwei Spitzbuben kommen zusammen.

Der hagere, baumlange Vater Hinterschöpp zog eines Tages, es war aber um manches Jahr später, seine braune, zwei Ellen lange Lodenjoppe an, setzte seinen hohen Filzhut auf, nahm seinen gewundenen Kranabethstock zur Hand und wanderte.

In der Zweistundenlänge von seinem Hause weg sprach er alle Leute an, oder sie ihn.

„Wohlauf, Schöpp, steigst auf Arbeit aus?" fragte der eine.

„Ja," sagte der Schöpp. —

„Auf Schlein über?" fragte ein anderer, „wird wohlfeil sein, auf dem Schleiner Markt, das Korn. Ist dem Herrgöttl wieder einmal ein gut Jahr aus dem Sack gefallen. Kaufst?"

„Ja," sagte er. —

„Kirchfahrten, Schöpp? Auf den Dreiwasenberg?"

„Ja," sagte er. —

„Du Schöpp, du Schöpp, was hast dir aber für ein Paar Stiefel machen lassen? Die führen dich heilig im Heiraten um?"

„Ja," sagte der Schöpp und ging seines Weges. — „Ja," sagte er, und so sollte es jeder erraten haben und keiner brauchte weiter zu fragen. Das Fragen irrte ihn heute. Es war ja wahr, er sah sich dort und da nach Arbeit um für die nächsten Monate, und er wollte in der Schlein etliche Metzen Roggen und einen Sack Heiden kaufen für den Winter, und er gedachte, wenn er am Dreiwasenberg vorbeikam, auf ein Stündel hinanzusteigen zur lieben Frau von den drei Wasen, heißt das, wenn er gute Geschäfte gemacht hätte; — der Mensch muß dankbar sein, es ist

wegen ein andermal. Und die Heiratsstiefel? Es mag ja sein, daß er ein Paar solche erwischt hat — von Stierleder sind sie, und eine Schweinshaut ist auch drin, weil's so knackst — er verspürt's wohl. So ein Schuster stiefelt ja bisweilen das ungereimtest' Zeug zusammen. — Der Schöpp! Der Hinterschöpp! Der alte Hinterschöpp! Auswendig ein graustruppiger Wittib, inwendig ein dreidoppelt durchtriebener Narr! Und heiraten!

„Warum denn nicht?" fragte der Hinterschöpp.

„Möcht schier auch wissen, warum nicht?" antwortete der Hinterschöpp.

„Fang' noch einmal von vorn an," riet der Hinterschöpp, „wie du ein baumlanger Kerl bist her — laß wem anderen auch noch was von dir."

„Verdangelt gern," entgegnete der Hinterschöpp, „aber so eins ist höllisch vielhabig; gibt man den Finger, ist gleich das Tappen nach der Hand, und an der Hand — bigott — hängt das ganze Schöppel mit Haut und Haar. Na weißt, 's tut sich besser, ich behalt' mich selber."

Und die neuen Stiefel knackten ihres Weges fort. Wer gut bei Fuß — zehn Stunden ist's nach Schlein. — 's ist gescheit genug, dachte er sich, daß man eine Wegstrecke mit Stunden messen kann, wie sie die Uhr schlägt; so will ich's 'mal probieren und einen Tag nach der Klafter abklaftern. Wenn er eine ausmacht! Hat nicht just verwichenen Sonntag der Pfarrer 'predigt, daß das Menschenleben nur eine kurze Spanne Zeit dauert? Schöpp, hernachen trägt dein Rest kleber (kaum) noch die Läng' von der Dicken eines Messerruckens. Sind ja schon zwei Manneslängen hinter dir; eine zwanzigjährige und eine zweiunddreißigjährige, das macht einen alten Lumpen von zweiundfünfzig Jahren. Und sag' mir, wie vermeinst die noch übrige Läng' von der Breite

eines Messerruckens zu vertun? Verstirbst, und das Mädel bleibt zurück! Hinterschöpp, da kommt ein schreckhaftes Weltwunder heraus, das größer wird sein, als wie alle anderen achte zusammen. Hinterschöpp, davor muß was getan werden; denk' an dein Versterben! — So redete er in seinen Gedanken, sprang dann über einen Wassergraben und sagte: „He, so lang' du noch flink hupfen kannst, ist keine Gefahr. Verlaß dich drauf, weil ich dir's sag': in dreißig Jahren lebst auch noch!"

Und weg war das Simulieren; und ein sehr langer, aber ein ganz leichtlebiger Mann war's, der dahinschritt gen Schlein.

In Schlein wußte er alle Wege und Gäßchen und alle Kniffe der Kornhändler. Er kaufte wohlfeiles Körndl ein. Dann kehrte er beim Kronenwirt zu und hielt sich feil. Er saß am Tisch, gleich eingangs, hatte Wein vor sich und tauchte eine Semmelschnitte das einemal in den Schoppen und das anderemal in den Schöpp — und sah dabei jedem Ein- und Ausgehenden groß ins Gesicht. Ein paar Bauern redeten ihn an, ob er zu haben wäre zum Holzspalten, zum Köhlern, zum Strohdach decken.

— Wenn's nicht just auf der Stell' sein muß, recht gern. — Und hatte Arbeit für die nächsten Monate.

Hinter Schlein steht ein Berg, der von unten hinauf mit Haselsträuchern bedeckt ist, dann in eisgrauen Wänden aufsteigt, oben einen jungen Wald und einen grünen Rasenplatz hat und der Dreiwasenplatz geheißen ist. Auf dem Rasenplatz steht eine kleine hölzerne Kirche, deren rote Turmspitze auf Schlein herab- und weit ins Land hinausschaut. Zwei Glöckchen sind im Turm, die locken den Menschen vom Tale hinauf zu den steinernen Stufen und zu dem hölzernen Frauenbild, das in den Hunderten von Votivtafeln um sich

ebensoviele Empfangsbestätigungen ausgeteilter Gnaden und Wohltaten aufweist.

Der Hinterschöpp war kein Betbruder, aber die lieb' Frau von den drei Wasen galt was bei ihm. Mit der hatte er es ausgemacht vormaleinst: Wenn's glücklich vertuscht wird, so bin ich, der Hinterschöpp, von jetzt an nicht zu karg. Des Jahres eine Kirchfahrt zu dir, allemal ein paar rote Kerzen mit, oder ein Silbergröschel für den Opferstock oder so eins ums andere.

's war glücklich vertuscht und die Freundschaft bestand. Und neuzeit hat der Schöpp die lieb' Frau von Holz auch ins andere junge Geheimnis beigezogen, und opfert seither drei Kerzen und zwei Silbergröschlein.

Nachdem er in dem Kirchel seine Andacht verrichtet hatte, stieg er hinterwärts den Berg hinab gegen ein Wasser. Das Wasser liegt wie eine schwarze Scheibe in einem Felsenkessel. Die Sage geht, daß der kleine See gar keinen meßbaren Grund habe. Aus einem ungeheuren Loch wär' vormaleinst Feuer herausgefahren, aber nach der Sintflut sei das Wasser d'rin stehengeblieben. Der See hat zwei Zuflüsse: eine in denselben hineinsprudelnde frische Quelle und einen ungestümen Wasserfall, der von mehreren Wänden niederbricht; aber keinen sichtbaren Abfluß, so daß die Leute sagen, es täte alles in die Weltkugel hineinrinnen, bis ihr einstmals, wenn sie vollgesoffen, der Bauch aufspringen würde. Sie haben so ihre absonderlichen Wissenschaften, die Leute zu Schlein.

An einer Seite des Sees unter den Wänden ist gerade so viel Raum, daß etliche Bäume stehen können, die sich zu diesem Wasserauge wie die Brauen reimen; ist weiters ein trübseliger Fußweg, auf welchem man in die Lusch hinaufkommt, wo es so schauderhaft wüst ist, daß jetzt, etliche drei-

ßig Jahre nach den hier erzählten Geschehnissen, der Kronenwirt zu Schlein ein Wirtshaus bauen lassen will für die Stadtleut', bei denen es in die Mode gekommen ist, daß sie zur Schwärmzeit, im Juli und August, aus ihren Mauerwänden hervor- und in die Felswände hineinkriechen.

Mitten entlang am See, wo der Weg mit Not am Gewände hinanklettern muß, daß er der finsteren Tiefe ausweicht, an einen widerborstigen Fichtenbaum ist eine Votivtafel genagelt. Das Dachbrettchen ist schon moosig über und über, die Malerei schier verblaßt und verwaschen, und noch zur Not ist unterhalb folgender Bericht zu lesen:

„Im 1809er jar, am Festtag des heil. Augustini, ist dahier Anton Obersdorfer, vulgo Holzknecht-Toni in seinem 20. Lebensjar durch einen Sturz in die Wasserfluten elend zu Grund' gegangen. Gott wird sein Seel in Himmel nehmen, der Wanderer sei gebetten um einen Vaterunser."

Unser Hinterschöpp blieb stehen vor der Tafel und sah sie an und betete das verlangte Vaterunser. Dabei lachte er hämisch und zog seine falben Brauen wie zwei Häublein über die Augen herab, und sein Oberzahn stach zwischen den zusammengekniffenen Lippen noch länger und schärfer hervor als sonst. Es war, besonders in diesem Augenblicke, ein seltsam häßliches Gesicht. — „Der arme Anton Obersdorfer!" murmelte er dann, „so frühzeitig hat er sterben müssen; — schlaf' wohl, Anton Obersdorfer, dich findet keiner mehr."

Dann setzte er sich auf einen Stein und untersuchte, wie's mit dem Imbiß aussah, den er mittrug. Ja, daß einer da, wo voreinst ein anderer elend starb, mit so gutem Behagen seinen Käs mit Schrotbrot verzehren kann! Und wenn ihn der Tote noch was angeht!

Als der Schöpp saß und aß, kam vom Berge herab

ein altes Weib gehascht, das trug einen Kranz aus Feldpflanzen in der Hand und spannte ihn um die Votivtafel. Der Schöpp zog die Augenbrauen in die Höhe. Als das Weib herankam und den Mann sitzen sah, rechtfertigte sie ihre Tat. Es sei heute der Jahrestag vom Tode des jungen braven Menschen, der im See sein Grab habe.

„— Ei so!“ tat der Schöpp, „der Jahrestag. Ja, mag wohl sein. Wie ist's denn zugegangen, daß man's so genau weiß?“

„Wie wird eins denn das nicht wissen?“ begehrte die Alte auf; dann setzte sie kleinlaut bei: „Recht hat er eh, dreißig Jahr' sind vorbei, und aufkommen ist gar nichts. Gefischt hat er gern, das ist wohl wahr, es kann ihn aber leichtlich auch ein herunterfallender Stein ins Wasser geschlagen haben. Er mag verrutscht sein — der Luschweg ist dazumal noch schlechter gewesen als jetzund. — Am Augustini-Tag bei der Frühmeß ist er noch in der Schleiner Kirchen gesehen worden. Um die Abendstund' bringt einer die Mär', am See wär' der Hut und die Tabakpfeifen vom Holzknecht-Toni gefunden worden. Und seither hat kein Mensch vom Toni nichts mehr gehört. Bei Gotts-Christi Wahrheit ist mir der mitten in der Weltkugel d'rin!“

„Dir ist er? Alte, du tust ja hell, als ob er dich was anging?“

„Kunnt leicht wohl sein!“ rief das Weib. „Kunnt wohl sein, daß einen der Liebste was angeht!“ Und trippelte fürbaß. —

Der Schöpp tat die Augen zu und dachte nach, was das bedeuten sollte. — Als ob der Anton Obersdorfer nicht sein allerbester Freund gewesen wäre! Der hätte ihm von sotaner Liebschaft ja was sagen müssen. Und als der Toni ins Wasser stürzte und der Hinterschöpp davonhuschte durch

den finsteren Wald bei freiem Tage und über das freie Gelände bei finsterer Nacht: sollte er damit auch ein weiblich Menschenkind getroffen haben? Der Schöpp wüßte es heilig nicht. — Es tut sich schier possierlich.

Die Sonne von oben und der warme Stein von unten taten behaglich, doch stand er zeitlich auf und reckte sich, streckte sich — bigott der Mensch wird ja noch alleweil länger! — Schließlich sah er sich scheu um, als graue ihm vor dem See und der kleinen Tafel am borstigen Baum, und trug sich mit langen Schritten weiter. Auf einem Umwege kehrte er wieder zurück gegen Schlein, aber im Buchenwalde fand er einen Moosplatz, der ihm durchaus tauglich und lang genug schien, seine müden Glieder für ein halb Stündel zu wiegen. So ein Tag wie der heutige! — man vermeint, er wecke auf, aber er tut Blei ins Blut. Der Traum schlich ihm heute schon lange nach — jetzt, da der Alte hingestreckt lag, sprang er ihm kecklich auf das Haupt. Da ging's los; die Schraglin keifte und riß den Kranz vom Marterlaferl; dem widersetzte sich das andere alte Weib, sie gerieten sich ins Gelocke, da tauchte die kleine Antonia aus dem Seegrund auf und sie hatte einen Schnurrbart mitten im Gesicht und sie fragte scharf, was denn das Treiben solle an diesem See? Und darauf kamen die Überreiter (Häscher) wie auf festem Boden über den See gesprungen und fingen das Mädchen und rüttelten an dem alten Hinterschöpp . . .

Der Hinterschöpp erwachte vor solch einem gottlosen Rütteln. Er sah sich liegen auf dem Moose im Buchenwald, wie er sich hingelegt hatte, und über ihm stand — die Beine stramm nach seinen beiden Seiten ausgespreitet — ein Mensch, der ganz wie solche aussah, vor denen uns Gott behüte. Ein schwarzer zerrissener, widerhaariger Kerl über und über.

Das Weiße in den zuckenden Augen und die fletschenden Zähne waren das einzige Weiße an ihm. Sein Beinkleid war aus zerschlissenem Leder, von seiner Joppe, die aus blauem Tuch gemacht gewesen war, hingen die Fetzen nieder in vielfältigen Zungen, so daß sich vom Eingeweide des Rockes schier mehr bot, als von dessen rechtmäßiger Seite. Hals schien gar keiner da zu sein, um so breiter machte sich der Unterkiefer, von dem aus der Kopf kegelförmig zum Scheitel zusammenlief. Haar und Bart gab's im Überfluß. Seinen rechten Arm stemmte er derart auf die Brust des Schöpp, daß sich der kaum rühren konnte. Mit der anderen Hand hielt er die Brieftasche des Schöpp in die Luft. — Solchergestalt war die reizende Erscheinung, die sich unserem erwachenden Wandersmanne darbot. Ein gewaltiger Knüttel lehnte quer über am Arme des fürchterlichen Mannes und ein blinkendes Messerbesteck hing an den Lenden desselben. — Die letzte Länge von der Dicke eines Messerruckens schon alle, Hinterschöpp? Und genau an diesem Jahrestag! Der liebe Gott ist doch ein gewissenhafter Mann.

Der Wilde tat den Mund auf und piepste: „Wollt' meinen, du wärst schon alt genug! Einen Schülling sollte man dir geben. Ist mir das nicht grenzenlose Leichtsinnigkeit, daß einer im Wald einschlaft und den Janker mit der Brieftaschen laßt er neben sich liegen, als wie wenn das Geld rein Heu wär'!"

Das Stimmchen des grauenhaften Menschen war so dünn und fistelnd, wie das eines wimmernden Kindes. Und er fuhr in solchem Tone — denn er hatte keinen anderen — fort: „Ehrlichere Leut', als ich einer bin, hätten den Geldledersack mit sich gewunken und dich auf deinem guten Gewissen in Fried' weiterschlafen lassen. Wieder ein anderer — weil unser Herrgott allerhand Kostgeher hat —

hätt' sich leichtlich für verpflichtet gehalten, dir, mein lieber Alter, mit einem guten Kolben die zeitliche Ruh' zu einer ewigen zu verlängern und hernachen mit löblichem Fleiß zu mustern, was noch an dir hängen möcht' an Uhren oder Ringen oder anderen brauchbaren Sachen, die der Wirtschaftliche nicht gern auf dem Boden liegen laßt. — Ich geh' stad daher und seh' dich schlafen und die faist' Taschen lacht mir entgegen aus deinem Janker und ich schau' noch etlichemal um mich herum. Kein Mensch sieht's, mein Gott verrät mich nicht und das Geld kann ich brauchen. — Die Taschen hab' ich genommen, hab' dich aufgeweckt — schlafst wie ein Drescher, du. Und jetzto, ruck auf, das Geld nimmst wieder zu dir, und ein zweitmal, wenn ich dich wieder so sollt' treffen im gelegensamen Wald, möcht ich's nicht gern machen wie heut'. D'rum gescheit sein, mein lieber Hinterschöpp!"

„Kennt Ihr mich denn?" fragte der Schöpp, richtete sich auf und strich mit der Hand in der Eile etwas Schweiß von seiner Stirne.

„Jerum, wer kennt den braven Hinterschöpp nicht! Wie geht's deiner Schraglin daheim im Schneewaldbach? Rechtschaffen! Kindl auch? Alles wohlauf? — Bin ja erst letzt mit der Kraxen bei Euch drüben gewest. — Der Schauderer! Mein Nebengeschäft ist das Häfen- und Schüsselbinden, weißt eh, mit Draht, wenn sie Sprüng' haben. — Und nachher, meine eigentliche Profession, mit der ich auch beim Amtmann eingetragen bin, ist, daß ich stehlen tu'. — Ja, mein lieber Hinterschöpp!"

— Ein Wahnsinniger ist mitunter noch gefährlicher als ein Räuber, mochte sich der Schöpp gedacht haben, denn in seiner Miene war nichts weniger als Zutraulichkeit zu lesen.

„Wie praktisch ich mein Handwerk zu üben verstehe," fuhr der seltsame Mensch fort, indem er sich eine Stellung

gab, in welcher er ein durchaus anderes, fast anständiges Bild bot, „wie ich's versteh', das, Hinterschöpp aus dem Schneewaldbach, hast jetzo gesehen. Ich sag's auf meine Ehr', Mann Gottes, mit diesem Geschäft brächt' ich's rein an den Bettelstab! — Aber halt meine Firma, mußt wissen, mein Ruf! Ich bin der größte gefährlichste Dieb, der abgefeimteste Spitzbub' im ganzen Kreis, so steht's intabuliert beim hohen Gericht. Und wo sich ein Einbruch zutragt, und wo sich ein Schaf verlauft in den Wald und dem Wolf ins Maul, und auf dem Kirchtag wo eine Uhr abgezwickt wird — da hat's der Schauderer getan. Wer wird denn dahinterstecken, als wie der Schauderer, ist ja wieder aus dem Kotter, jetzt! — Ja, Freund!" und er legte seine Hand zutraulich auf den Arm des Schöpp, „das, mußt wissen, ist mir höchst unangenehm. — Daß ich im Grund ein Spitzbübel bin, deß hab' ich mich selbst im Verdacht, aber daß ich mich einmal bei einer leibhaftigen Schlechtigkeit erwischt hätt', 's selb' müßt' ich lügen. Mir ist um mein' Ehr', Hinterschöpp, mir ist um mein' Ehr'! — Und weißt, alter Mann, der du so redlich klar bist, wie das Wasser im Kesselsee und so lang wie die halbe Ewigkeit — du mußt mir heut' meine Ehr' auffrischen helfen. Das ist deine Schuldigkeit. Ich hab' deine Brieftaschen in der Hand gehabt, wie du bist munter worden; so nimmst mich jetzt und treibst mich ins Schlein hinab zum Gericht und besagst es: was ein vollgemessener Halunk wär', der tät' die Leut' nicht aufwecken im Wald, anstatt mit ihrem Geld sich in den Schatten zu machen. Und so einen, der die feinste Gelegenheit hat und doch nicht stiehlt und nicht raubt, so einen müßt' man aus dem Spitzbubenprotokoll endlich ausstreichen. Das verlang' ich, Schöpp, und jetzt geh, mit mir ins Schlein hinab."

Der Hinterschöpp lachte verhältnismäßig; denn entschieden lachte er nie und man mußte schon recht zufrieden sein, wenn er einmal den Mund quer über in die Länge zog.

„Ist gut," sagte er hierauf, „ich nehm' dich mit, Schauderer, und zeig' dich beim Gericht an, daß du mich nicht bestohlen hast. Voreh' muß ich wohl doch erst nachsehen, ob mir nichts in Verstoß ist. Nur ein Eichtl weiter unten, wo man die Häuser sieht, denn durch und durch trau' ich dir nicht."

„Wenn wir weitergehen," sagte der Schauderer, „so muß ich auch meine Kraxen mittragen." Hinter dem Busch stand die Rückentrage mit den Drahtkränzen und dem Werkzeug, das den Mann ernährte. Diese Trage faßte der Schauderer auf den Rücken, stieß seinen Knüttel in den Boden und brummte: „So, jetzt bin ich's!"

Und er war's. Und sah ganz aus wie ein ehrlicher Mann.

Hernach, weiter unten, wo das Wegmacherhaus stand, und wo hinter den Obstbäumen die Häuser von Schlein hervorschimmerten, untersuchte der Hinterschöpp seine Geldtasche und seine Säcke. Es fehlte nichts.

„So will ich's hoch und teuer beschwören, braver Schauderer, daß du mich im Walde schlafend gefunden, daß du mein Geld in der Hand hast gehabt und — machen wir die runde Zahl — auch mein Leben, und daß du, als der ehrlichste aller Spitzbuben, mir beides unversehrt wieder zurückgestellt hast. Tät ja überhaupt viel weniger Gescher' und Schreibereien geben in unseren Gerichtskanzleien, wenn man anstatt den Schurken einmal die redlichen Leut' zu Protokoll bringen wollt!"

„So hat's der Trummelböck auch gemeint, wie ich ihm dazumal als kleiner Bub' die Erdäpfel gestohlen!" erzählte

der Schauderer treuherzig. „Ich hätt's Sackel schon bald voll gehabt, steht der Trummelböck da mit dem Stecken. Ein fester Stecken! Und tut der Böck die höfliche Frag: Schauderer, wohin soll denn das führen? Wohin das führen soll? sag' ich, an den Galgenstrick wird's mich führen. Und d'rauf der Trummelböck die Antwort: Ja, ja, ja, an den Galgenstrick, das ist leicht gesagt, ihr Diebsgesindel. Möcht' wissen, wo den Hanf hernehmen dazu, daß jeder ordentliche Dieb gehenkt werden kunnt! Stecken wachsen mehr auf der Welt, als wie Strickzeug, die braucht ein's nicht zu sparen. — Und das muß ich dir beschwören: Ein Filziger sonst, der Trummelböck, aber sein Holz hat er an mir nicht gespart. Mein Hinterschöpp, mir wär' die Aussicht auf den Galgenstrick schier lieber gewesen."

„Tu nicht verzagen, mein Herz," antwortete hierauf der Lange, „es wird alles noch gut werden; frischer Hanf wächst alle Jahr."

„Du verstehst mich nicht, Hinterschöpp," fistelte der Schauderer, indem er stehenblieb und seinen Knüttel unter die Rückentrage stützte. „Ich kaprizier' mich nicht aufs Henken! — Auch hätt's dazumal noch Zeit gehabt, denn der Mensch muß über und über ausgewachsen sein. Nur ans Herz greifen hab' ich dem Kerl, dem Trummelböck, mit dem Galgenstrick wollen. Wenn mir um den Strick ist, hörst, so stehl' ich keine Erdäpfel — da greif ich der Müh' wert was an! Alle Tag' hätt' ich Schick. Just wie vorgestern. 's ist schon finstere Nacht, ich geh' den Weg ins Lehviertel hinab, kennst ihn ja — die Gegend ist ödweilig wie eine ausgestorbene Mühl'. Und bei der Nacht schon gar. Denk' ich bei mir: Schauderer, da jetzund wär's gut rauben! Sollt 'dir einer begegnen, puff' ihn nieder mit der Faust. Totschlagen ist nicht not, nur daß er dir elmisch

(ohnmächtig) ist und das Geld auslaßt. Und duckst ab, und hast nicht viel, so hast ein Bissel was, und wenn du dir damit nur einen einzigen vergnüglichen Tag kannst antun, so ist das Püffle schon verlohnt."

„Mensch!" sagte der Schöpp und sah ihn groß und verwunderlich an, „laß dir zum Guten raten, schieb' beizeiten ab, geh' nicht mit mir zum Gericht, 's kunnt dich dorten verdrießen, Schauderer, schauderlich verdrießen!"

„Sei kein Narr, Hinterschöpp! Meinst, ich tät dir's erzählen, wenn's zu was kommen wär'? Und der guten Vorsätze allein wegen wird keiner eingesperrt. — Na, weiter also. Wie ich dir eine Weil' so hintrott', vor und hinter mir die Einöd und zu beiden Seiten auch, da hör' ich einen dahergehen. Ein gut untersetzter Mensch übereinand' und der große Knüttel, den er bei sich tragt, weist gering angesetzt auf einen Hunderter in seiner Taschen. Der Weg ist breit genug, wir hätten recht leicht fünf Schritt weit füreinander können, aber schnurgrad' gehen wir aufeinander zu. — Mit Verlaub, sagt er, hat der Herr keinen Mann begegnet, der einäugig ist und eine Pelzhauben trägt? — Hat er nicht einen braunen Schurz am Leib? frag' ich. — Ja, sagt er, hat auch einen braunen Schurz am Leib. — Ist mir nicht untergekommen, d'rauf meine Antwort; aber, guter Freund, sag' ich, und will mich schon erkundigen, wie's wohl mit seinen Habseligkeiten bestellt wär'. Da ruft er: Deßweg ist's, daß ich nachfrag', beraubt hat mich einer! — Oho! sage ich. — Und hell unterwegs, sagt er. In Otterkirch hat er sich zu mir geschlagen; ein weltfremder Mensch. Wir steigen vom Lehviertel herauf eine Weil' gemütlich daher wie zwei Brüder. Wie es finster wird, packt er mich auf Ja und Nein beim Kragen, g'rad so, und gibt mir auf Ja und Nein mit der Faust einen

Puff auf den Magen, g'rad so — Na, na, sag' ich, Lump, das kenn' ich schon, und faß' ihm den Arm ab. Du willst mir's so handgreiflich erzählen, daß ich umfall' und du mich sauber aussuchen kunntst. Schelm! — Wie ein Has' hat dir der Kerl jetzt Beine kriegt."

„Muß aber kein Heuriger gewesen sein, so wenig wie du," meinte der Schöpp, „ist nur schad', daß ihr nicht wie Brüder miteinander weitergestiegen seid."

„Hinterschöpp!" begehrte der Schauderer piepsend auf, „was hab' ich dir getan, daß du mich beleidigst? Ich bin ein ehrlicher Mensch, und wenn ich hätt' gewollt, so wärst jetzund in der himmlischen Welt, oder hättest fürs wenigst auf dieser keine Geldtaschen bei dir. Das wirst mir gerichtlich bestätigen. Geh' mit."

Wie sich der Jonathan Schauderer rechtfertigen läßt.

Sie gingen mitsammen in den Markt Schlein, und sie gingen dem Gerichte zu. Im Vorhofe des alten Klostergebäudes, in dessen Räumen sich die Behörde seit Kaiser Josef's Zeiten niedergelassen hat, zog der Schauderer einen Taschenkamm hervor, um zur Ehre des hohen Ortes Haar und Bart ein wenig zu hecheln. Dann schritten sie die Treppen empor. Die Herren in der Kanzlei erschraken baß, als sie die beiden Gestalten — eine verdächtiger wie die andere — eintreten sahen. Es war heute nur ein einziger Amtsdiener im Hause. Der Vormann der Behörde erkannte augenblicklich seine Sendung. Vor allem das Wichtigste war, daß er mit einer Stimme, die mindestens so stark sein mußte als die Handstöcke der Eintretenden, sie anfuhr: was sie wollten!

Daraus vermutete der Schauderer sofort, daß sein Be-

gleiter hierorts unbekannt sein dürfte; er sagte daher mit einer tiefen Verbeugung: „Ich bitte zu Gnaden, das ist der Hinterschöpp von Schneewaldbach, ein kreuzbraver Mann durch und durch und hat noch keine gerichtlichen Anstände gehabt. Ich bin der Jonathan Schauderer — bitt' — hab' schon die Ehr', hier bekannt zu sein. Da oben im Wald hab' ich den Hinterschöpp begegnet und er wünscht etwas anzugeben."

Eine ganz manierliche Red' — aber die Herren gaben sich fast auffallend den Anschein, als hegten sie Zweifel an der Rede Wahrheit. Da trat einer von den Schreibern herfür, hob seine Brillen auf die Nase, sah den Hinterschöpp an und sagte: „So weit in der Richtigkeit. Der Schöpp von Schneewaldbach ist's. Ist vor ein paar Jahren zu einer Zeugenaussag' berufen worden. Liegt soweit nichts Bedenkliches gegen ihn vor."

„Hat er was vorzubringen?" herrschte der Richter den Schöpp an. „Vortreten!"

Der Schöpp tat ein paar Schritte gegen den Tisch hin, hielt den hohen Hut mit beiden Händen fest und streckte seinen Zahn hervor, der immer länger zu werden schien, je fester der Mann die Lippen zusammenkniff.

„Im Fall'," sagte er nun, „daß meinetweg' ein Zweifel sollt' sein — nur gleich den Kronenwirt rufen lassen. Der kennt mich, ich komm' seit zehn Jahren ins Schlein herüber und bin kein Geheimnis, der Hinterschöpp. Über mich selber red' ich nicht. Hab' ich einen redlichen Namen, so werden es die anderen Leut' sagen. Bin ich ein Spitzbub, so muß es wo in euren Schriften stehen —"

„Was will er?" unterbrach der Richter.

„Der da —" und der Schöpp deutete auf den Schauderer, „ich kenn' ihn erst seit zwei Stunden — der will

daß ich über ihn was aussag'. — Wenn ich's recht will sagen, meine hohen Herren, dem da vertrau' ich keinen schimmeligen Groschen an, herentgegen —"

„Du, Hinterschöpp!" rief der Schauderer mit höchsterregter Fistelstimme drein, „hab' ich dich mit hergeführt, daß du meine Ehr' sollst abschneiden? Wer ist heut' gelegen oben im Buchenwald wie eine faule Sau, hat die Viere von sich gestreckt und die Brieftaschen steigt ihm hell selber beim Sack 'raus? Wer ist's gewesen, du zweifacher Schwerenots-Lungerer, der dich hat geweckt aus deinem Sündenschlafdusel, in einem Wald, wo leicht schlechte Leut' kunnten sein, und dir dein lumpig Geld hat in die Hand gegeben? Hinterschöpp, ein Jurament verlang' ich, daß du ablegst d'rauf, wer das ist gewesen!"

Der Schöpp antwortete sehr gelassen: „Da braucht's kein Geschrei und da braucht's kein Jurament. Ich bin da und zeig's auf Ehr' und Gewissen an, daß mich der Mensch da, ein Hausierer, oder, was er sein will, und — Schauderer wie er heißen soll — daß er mich nicht bestohlen hat. Ob er's im Sinn gehabt hat, weiß ich nicht, warum er's unterlassen hat, weiß ich auch nicht."

„Du bist wie ein Judas!" knirschte der Schauderer, „ein Mensch wie du, verdient es nicht, daß er unberaubt aus einem Wald geht — ich bitt' schon um Verzeihung, meine Herren. Ich rühr' keinen Menschen an, bin froh, wenn sie mich selbander in Ruh' lassen, aber das tun sie nicht. Die Herren werden es am besten wissen, wie oft sie mich schon eingetrieben haben, allemal saggrisch niedergeritten, allemal unschuldig. Nachher ausgelassen, nichts bewiesen, nichts vergütet — dein braver Namen ist umgebracht, kannst gehen wie die Dirn' vom Tanz. — Wenn ich ein schlechter Lump bin, meine Herren, so stolpert euch

jetzt die lange Heugeigen da ins Haus, schlagt die Händ' zusamm': Das Geld hätten sie ihm gestohlen im Wald' oben! — Die Herrschaften täten den Fall fein sauber zu Protokoll bringen, täten hernachen die Pfeife anzünden und dabei kunnt's einem einfallen, 's möcht nicht uneben sein, daß der Amtsdiener ein bissel auf die Straßen ging' und nachschauen, ob nicht etwa der Dieb sich wo blicken läßt. Und ich — der schlechte Lump — bin derweilen mit dem Geld über Berg und Tal und bettle in jedes Haus hinein um ein Stück Brot, und lach' den Geber aus und den Bestohlenen und das Gericht auch. Weil ich herentgegen aber, mein hochachtbares Gericht, ein ehrlicher Kerl bin, der Gelegenheit gehabt und doch nicht gestohlen hat, so muß ich sehr bitten, daß es auf der Stell' vermerkt wird. Wenn ich ohne Grund als schlechter Mensch beim hohen Gericht eingetragen bin, so verlang' ich, daß auch der brave, ehrliche Jonathan Schauderer einmal zu Papier gebracht wird."

Der Mann war bei diesen Worten bitter erregt geworden, und als der Hinterschöpp sah, daß es dem Schauderer um die Rettung seines einzigen, was er als armer Mann haben kann, um die Rettung seiner Ehre Ernst war, sagte er: „Tu's das hohe Gericht einschreiben, daß der Jonathan Schauderer am 28. August 1841 um zwei Uhr nachmittags nicht gestohlen hat."

„Das ist ein spottschlechtes Angeben!" schrie der Schauderer drein, „daß er's hätte tun können, aber nicht getan hat, muß es heißen!"

„Ihr seid ein paar wunderliche Kerle," sagte der Richter, und tat einen nieren- und herzdurchdringenden Blick in die widerhaarigen Gesichter; „den Hinterschöpp dort möchte ich am liebsten untersuchen, und den braven Mann

da, der heut' um zwei Uhr nicht gestohlen hat, hätte ich gute Lust, einsperren zu lassen."

„Da hat das hohe Gericht recht, ganz recht," entgegnete der Schauderer voll heimlichen Ingrimmes; „nicht wahr, Hinterschöpp, die paar ehrlichen Leut' nur gut einsperren, daß sie von anderen nicht bestohlen werden können. O, Ihr seid ein Gericht! Ihr seid ein Gericht!"

Der Schöpp sah, daß diese Stunde, wenn sie sich derart entwickelte, noch gefährlich werden konnte, er drang daher mit möglichst höflichen Worten, daß nach dem Willen des wunderlichen Menschen in Gottes liebem Namen auf ein Blatt Papier gebracht werden möge, daß der Schauderer an diesem Tage Gelegenheit zum Stehlen gehabt, aber dieselbe nicht benützt habe — demnach wahrscheinlich ein braver Mensch und ehrlicher Häfenbinder sein werde.

Der Launigste unter den Kanzleischreibern schrieb es nieder auf ein graues Blatt — zu Spaß und Ernst. Und hierauf machten sich unsere beiden aus dem Aktenstaube.

Als sie die Treppen hinabstiegen in den Markt Schlein, zupfte der Schauderer den Hinterschöpp am Ärmel und zischelte: „Du hättest mir bei einem Haar bald alles verdorben, und kein Augel war's mehr davon, so ergeht's mir, wie dazumal beim Ochsenstehlen."

„Das muß sauber gewesen sein."

„Pfui Teufel! Ich bin sauber gewesen und jung, das laß ich gelten; meine Herzliebste auch so viel. Ich will mich nicht selbst heben, Schöpp, aber wenn ich dieselbig Liebste so gut hätt' geheiratet, als ich sie nicht hab' geheiratet — wahrlich Gott, 's wär' was Ordentliches aus mir worden. Haus und Hof hat sie gehabt und viel Manier. Und just wie das Versprechen sein soll, stiehlt sich der Nachbar Hans im Schlaf sein bestes paar Ochsen von der Weid'

und laßt mich der schlechte Kerl noch am selbigen Tag dafür einsperren. Die Untersuchung dauert etliche Wochen — d'rauf kann ich heimgehen, in der Hand ein blaues Blattel von grobem Papier, beweist's, daß mir nichts hat können bewiesen werden, und ich demnach sozusagen wieder als ehrlicher Mensch zu betrachten wär'! Die Ochsen, die sind dem Hans im Schlag lang' schon wieder im Hof gewesen und — meine Herzliebste auch. Die hat mir der Schwerenots-Racker, der höllvermaledeite, dieweil weggeheiratet. — Ei, lieber Gott, wenn ich d'ran denk', was mir schon alles ist passiert, bis morgen früh kunnt ich dir erzählen. Aber durstig bin ich worden. Gelt, Schöpp, du verschmähst mir's Schöppel nicht, weil wir just bei der Kron' sind. Du hast mich heut' herausgezogen, so zieh' ich dich hinein, aber zahlen mußt du, denn ich bin so dumm gewesen und hab' heut' da oben im Wald mein ganzes Geld aus der Hand gegeben."

„Hast mich zwar wie einen Schulbuben heruntergemacht beim Gericht, doch einen Nachmittagstrunk sollst haben, alter Stromer," sagte der Schöpp, „aber nachher sei so gut und heb' dich weg."

„Ich? mich wegheben? von dir? daß du allein sollst ins Schneewaldbach hinübergehen müssen? Du, Hinterschöpp, denk' auf die finstere Nacht! — Grüß' Gott, im Wirtshaus. Eine Halbe vom Feinsten dieweil. Häfen, Reindln, Schüsseln, was zum binden? — Nein, Schöpp, ich nehm's nicht auf mein Gewissen, daß du mir mutterseelenallein über die Berge gehst."

„Wenn du schon so gut willst sein, Schauderer, und mir das Geleit willst geben ins Schneewaldbach hinüber, so laß ich mein Geld lieber da. — Mir auch eine Halbe, Kellnerin, und wenn was Warmes ist?"

Beim Kronenwirt ist immer was Warmes, und man sitzt sich selber leicht warm in demselbigen Wirtshaus.

Sie ließen sich's wohl sein, und nach einem halben Stündlein schon wollte der Schauderer mit dem Hinterschöpp auf du und du trinken.

„Narr," malmte der Schöpp, ein widersetzliches Stück Hammel im Munde bearbeitend, „hast eh nie anders als wie du zu mir gesagt, du kotzengrober Michel."

„Weißt, Schöpp," sagte der Schauderer im Vertrauen, „ein verdächtiger Mensch muß alleweil grob sein; die Höflichkeit macht ihn noch verdächtiger. Schöpp, o mein Schöpp, du bist ein gläubiges Schaf. Aber das kannst nicht glauben, was es für eine Elendigkeit ist, wenn einem die Leut' nicht trauen. Vor lauter Angst, daß man sich nicht in Verdacht bring', macht man's grad nach der Spitzbubenweis'. Nachher packen sie dich und halten dich fest und fragen dich ins Kreuz und ins Krumm, und du weißt nimmer recht, was du voreh gesagt, verzappelst dich wie die Fliegen im Web und auf Ja und Nein ist die groß' Kreuzspinnerin da — vermein' damit das löbliche Gericht — und hin bist. Freund, es ist zum Verzagen! Und so weit werden sie mich hetzen, daß — wirst es noch erleben, Hinterschöpp — daß ich hinaufgeh' zum See und mich hinabstürz zum Holzknecht-Toni. Hernachen — wirst es schon sehen — hernachen ist der brave Mensch fertig — der arme Häfenbinder! Was ihn nur überkommen hat! Man sagt gar, der Leut' Reden und die Herumfrotzlereien von einem Gericht zum anderen hätt' er sich so zu Herzen genommen — wär' selber ins Wasser gegangen — die gute ehrliche Haut. Hernachen, Schöpp, krieg' ich ein schönes Martertafel — justament wie der Toni ein's hat."

„Wohl, wohl — wie der Toni," murmelte der Hinter-

schöpp und trank Wein. „Lassen wir's gut sein mit dem Toni und trink'.“

„Trinken tu' ich schon; mit dem Toni laß ich's auch gut sein, aber die Leut reden gar viel darüber, just wie sie über den Jonathan seiner Tag viel reden werden. Freilich allemal das Verkehrte. Von mir wird's heißen: umbracht ist er worden, und vom Toni sagen sie: selber ist er gegangen! Ha! selber! Der! Den muß einer gekannt haben, wie ich. Mit dem muß einer beisamm' gewesen sein jahraus, jahrein — Tag und Nacht, wie ich, der Schauderer. Der hat diese Welt viel zu gern gehabt, als daß er selber 'gangen wär'. Und gejagt hat ihn auch kein Mensch, und so tappig ist er auch nicht gewesen, daß er aus Unachtigkeit ins Wasser gefallen wär' — der ist kein Kind gewesen, Schöpp! — Ha, wenn eins nur reden dürft — über den Holzknecht-Toni — Anton Obersdorfer hat er sich schreiben lassen — kunnt' ich schon was sagen, daß die Leut' einmal die Ohren und hernachen Maul und Augen aufreißen täten! — Ja, mein lieber Freund!“

Der Hinterschöpp schien auf der warmen Wirtsbank für die Länge nicht sehr gut zu sitzen; er rückte hin und her und mit halb geschlossenen Augen blinzelte er den Schauderer an. Er wollte auf den berauschten Gesellen gar nicht weiter hören, zahlte die Zeche.

Da faßte ihn der Hausierer beim Arm ab und murmelte ihm unter den langen, runzeligen Hals hinein: „Der Toni ist umbracht worden!“

Der Schöpp lachte auf.

„Das muß einer wissen!“ rief der Schauderer und trank Wein. Und fuhr fort: „Weil er gemeint hat, 's kunnt kein Stärkerer mehr über ihn kommen. Der höllische Raufer, der er gewest ist!“

„Der Toni?“ fragte der Lange, „mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß der Holzknecht-Toni ein Raufer gewesen sollt' sein.“

„Eh, was weißt denn du im Schneewaldbach drüben! Du hast den Toni wohl dein Lebtag nicht gesehen. Ist jetzund schon dreißig Jahr, daß er ist hineingeschmissen worden.“

Ein guter Zug aus dem Glase und dann weiter: „Weil er mit einem anbunden hat, der noch ist stärker gewesen, als wie er mit samt seiner Kuraschiertheit. Kunnt's auch sagen, wegen was es hergangen ist, daß sie sich allzwei hinaufbestellt haben zum See, und daß es ausgemacht worden ist: Der Festere schmeißt den anderen ins Wasser.“

„Ein Duell?“ rief der Schöpp.

„Kunnt sein! Und was für ein's!“

Am nächsten Tisch saß ein kleines krummes Bäuerlein. Das schüttelte bei den. Darlegungen des Schauderer fortwährend, teils ungläubig und teils mißbilligend den Kopf.

Der Schauderer bemerkte es und schrie ihm zu: „Was? Dir ist's nicht recht? 'leicht warst du dabei und weißt es besser, du Hungerleider, du Bettelbauer! Haben dir eh' die vergangene Nacht dein letzt' Trum Speck aus der Kammer gestohlen!“

Stand das Bäuerlein ganz langsam auf, trat her gegen den Schauderer und sagte: „Das ist richtig, mir haben sie voreh' Nacht meinen Speck aus der Kammer weggestohlen. Aber nachher bist es 'leicht du selber gewesen, Schelm? Denn ich hab' vom Diebstahl bis zu dieser Stund' keinem Menschen nichts gesagt.“

Der Schauderer stotterte etliches Zeug übereinander; da hatte das kleine Bäuerlein schon ein paar handfeste Knechte aufgetrieben.

Und die handfesten Knechte täten den Jonathan Schauderer binden und hinanführen zu jenem Gericht, wo es bis heute noch geschrieben steht, daß der Hausierer Schauderer am 28. August 1841 um 2 Uhr nachmittags nicht gestohlen hat.

Was man mit den lieben Kindern für ein Kreuz hat!

Als der Hinterschöpp am nächsten Tage seine Wanderung vollendet hatte und gegen sein einsames Haus hinschritt, hörte er von demselben her ein jämmerliches Kirren und Winseln. Er beschleunigte seine Schritte und sah nun auf dem Anger das Schauspiel. Die alte Schraglin ritt auf der Sau, die sich am Boden wälzte und der herzlosen Unterjocherin keine Gegenwehr hatte, als das klägliche Geschrei und Gewinsel. Die Schraglin durchstach ihr mit einer Ahle den Rüssel und zog einen eisernen Ring durch. Denn die alte Vockin — ahnend, daß dies der letzte Sommer ihres Lebens sein könne — hatte sich etwas zu eifrig dem Genasche hingegeben, hatte den grünen Rasen aufgewühlt, schier als wäre gepflügt worden auf dem Anger, war in den Kohlgarten eingebrochen und hatte selbst die Untermauerung des Stalles nicht geschont, sondern, durch einen pikanten Geruch gereizt, dieselbe mit ihrem scharfen Rüssel zu unterminieren gesucht. Von nun an sollte das Ringlein in der Nase der sonst braven Vockin eine sinnige Erinnerung sein, daß ein durchbohrter Rüssel schrecklich schmerzt, so oft man mit demselben wühlen will.

Der lange Hinterschöpp stand da und sah der Schraglin zu. Sie griff das Ding an wie eine Mannsbild und die Vockin konnte nur froh sein, daß es diesmal bloß an den Rüssel ging, denn wenn sie ihren Stammbaum durchforschte: kein einziges aus diesem Geschlechte war eines natürlichen Todes gestorben.

Dem Hinterschöpp fiel die Hast und Wut auf, mit welcher die Alte hantierte. Die Vockin war doch sonst ihr erklärter Liebling, welchen sie mit Zärtlichkeit hegte und pflegte, schier so gewissenhaft wie die kleine Antonia, und den sie immer am liebsten fußfällig um Verzeihung gebeten hätte, so oft sie bemüßigt gewesen war, ihm ein neues Ringlein anzustecken. Weil es doch immer ein Unterschied bleibt, ob das Ringlein an den Finger oder an die Nase gesteckt wird. Und heute dieser wilde Zorn! — Als es geschehen war, stand sie mit den Händen tappend und keuchend auf und die Sau zottete grunzend davon.

Sie hatte es bald verwunden.

„Das ist ja gar hitzig zugegangen!" sagte der Schöpp.

„So, du bist da!" Und sie fuhr mit der Schürze über das gerötete Gesicht. „Zeit ist, daß du da bist; just hab' ich meinen Zorn ausgelassen. — Die gute Vockin muß es entgelten. Weil ich heilig hab' gemeint, ich hätt' den verdangelten Obristen unter dem Knie!"

„Oho!"

„Mich ziemt, einen siebendoppelten Eisenring wollt' ich dem alten Teufel — dem verschwefelten — durch seinen Rüssel treiben! Meinen Hansel tut er wieder so viel peinigen!" Sie hub zu weinen an.

„Ich kenn' mich nicht aus. Den Saurüssel meinst?"

„Der Hansel hat wieder geschrieben." Und sie suchte den Brief. Zuerst an ihrem Busen, dann in den Kittelsäcken, nachher ging sie ins Haus und suchte im Wandkasten, auf dem Fensterbrett, unter dem Bettkissen — und hub an zu schelten, daß der Teufel drauf tät sitzen und einen Fingerlang früher hätt' sie das Briefel noch in der Hand gehabt.

Die Antonia hockte an der Türschwelle auf ihrem

linken Bein und das rechte streckte sie von sich — und sie lud das Schußgewehr ihres Vaters.

Der Alte wußte wohl, daß kein Pulver vorhanden war, und fragte das Mädchen, was es denn schießen wolle?

„Den Feind schieß' ich tot!" sagte sie in ernsthafter Weise.

„Du Fratz!" rief die Schraglin, „dem Hansel seinen Obristen, das laß ich mir gefallen."

„Nein," wiederholte das Mädchen kurz und entschieden, „den Feind schieß' ich tot!" und preßte mit dem Ladstock einen Papierschuppen ins Rohr.

Da fiel's der Schraglin ein: das ist heilig der Brief vom Hansel! und hepelte den Schuppen auseinander, und es war richtig der Brief vom Hansel. Der schrieb an die Schraglin:

„Liebste Mutter!

Ich grüße Euch vielmals und mache Euch zu wissen, daß es mir sehr schlecht geht, bin seit fünf Tagen wieder im Stockhaus. Müsset nicht denken, daß ich was angestellt hätte, es ist wieder der alte Drach', mein Herr Obrist, der mich ins Unglück gebracht hat. Zugegangen ist es so: sieben von meinen Kameraden — dienen davon zwei erst vier Jahr' — haben Urlaub kriegt und da lasse ich es dem Obristen stecken, daß ich schon über zehn Jahr' beim Regiment bin und noch nicht ein einzigesmal auf Urlaub und daß ich auch heim möchte. Liebe Mutter! Und bei der nächsten Rekognoszierung hättet Ihr sehen sollen, wie der alte Satan auf mich losfahrt. Kerl! schreit er mir ins Gesicht, der Herr Obrist. Zweimal in der Exekution wegen Desertion, dreimal wegen Respektverletzung gegen seine Vorgesetzten. Und Urlaub

haben wollen! Peitschen laß ich dich, du Schwerenots-Lümmel, und meine Parole: Er verschwitzt seine vierzehn Jahre in der Kaserne und die drei Reservjahr' steck ich ihn ins Walachisch hinab. Ich werd' Euch zeigen, Aser, wer von uns der Stärkere ist, marsch! und stößt mich mit der Faust zurück. Mir steigt die Gall' auf und das ist halt mein größter Schaden, daß ich's nicht verhalten kann. Herr Obrist! habe ich gesagt, sind wir denn Vieher worden beim Militär? — Das ist genug gewesen. Er wollt' mir die Vieher schon zeigen, schreit er und läßt mich auf vier Wochen ins Stockhaus stecken bei Wasser und Brot. Und, liebste Mutter, was Ihr mir habt geschickt, das weiß ich nicht, wo es ist, bekommen habe ich nichts. O, das Soldatenleben! Wenn nur wieder ein Krieg tät' werden, daß dieses Hundeleben ein End' hätt'. Aber dann geschieht was: meinen ersten Schuß wende ich gut an, das weiß ich . . ."

„Der unbesinnte Mensch!" Mit diesem Rufe unterbrach die Schraglin den Alten, der den Brief las, „wenn der Brief wär' aufgefangen worden in der Kasern'!"

„Da kunnt's schlecht ausschauen, Schraglin, mit deinem Hansel. — 's ist auch hell zum Rebellischwerden, eine solche Leutschinderei!" Er ballte das Schreiben in Wut zusammen.

Die Alte schluchzte; die kleine Toni jagte draußen auf dem Anger der Bockin nach.

„Zu der Strengheit," fuhr der Schöpp fort, „wollt' einer ja nichts sagen, ein Ernst muß sein beim Militär. Wenn so ein wildlebiger Bursch einmal seine rot' Suppen soll verspritzen — da muß er schon höllisch scharf angespannt sein. Und bis sich ihrer Hunderttausend — was weiß ich — aufs Blutfeld lassen führen, da gehört — der

Teufel hol' mich — ein Tierbändiger dazu. Aber Schinderei ist nicht vonnöten. Daß man einen jungen Soldaten — ehvor sie ihn noch zur Schlachtbank führen, ludern darf, das muß derlogen sein — Sakerment!"

„'s ist halt nicht derlogen, Hinterschöpp!" sagte die Schraglin.

„Mein Bub' kommt nicht zum Militär, selbander so wenig als wie ich," sagte der Schöpp.

— Heute erscheint uns eine solche Sprache unbegreiflich. Heute freut sich jeder wackere Bursche auf das Soldatenleben und ich hab' manchen Vater gekannt, der unwirsch worden ist, als sie seinen Sohn zurückwiesen, weil er nicht tauglich war. Dazumal ist's anders gewesen. Der Bauer auf dem Hofe war Höriger, sein Sohn in der Kaserne war Sklave. Von der langen Dauer des Militärdienstes, von den Qualen der ungeschickten Montur nicht zu reden, aber: Stockhaus, Krummschließen, Spießrutenlaufen, Standrecht! — Freilich war das Landvolk damals in einem Zustande, der ein ganz anderes Vorgehen als heute bedingte. Aber andererseits vertierte die Schmach das Volk noch mehr. Die Stumpfen und Mutlosen ließen sich treiben und schmähen, die Klugen suchten sich der Wehrpflicht zu entziehen, und die Verhältnisse waren darnach, daß es ihnen sehr oft gelang. Aber diese Flüchtlinge mußten verzichten auf den Schutz der Gesellschaft und mußten Gemeinschaft halten mit den Tieren der Wildnis.

Nun, der Hinterschöpp ging nicht zu den Soldaten und ging nicht zu den wilden Tieren. „Aber verdammt hintertrieben muß man sein."

„Sei still, Alte," brummte der Schöpp, „du stehst mir bei, und deinen Hansel, den werden wir noch herauskrie-

gen, ehvor ihn die Teufelsleut' zugrund' gerichtet haben. Sei still, Alte."

Gut, daß beide still waren, denn die Tür tat sich auf und ein kleiner, einfußiger Mensch stolperte herein. Das war auch so einer. Den fingen sie vor Jahren von seinem alten Mütterle weg, schoben ihn bei St. Michel an der Mur vor die Franzosen, und als der Fuß ab war, schickten sie ihn wieder heim, auf daß ihn das alte Mütterle ernähre. Dann fiel das einfußige Erbstück der Gemeinde zu. Diese machte einen Schulmeister d'raus. Der Grindl — so hieß er — konnte leidlich lesen und schreiben, und die Gemeinde hatte gehört, man käme leichter fort in der Welt, wenn man lesen und schreiben könne, daher richtete sie in einem alten Stübel in Schneewaldbach eine Schule ein.

Der Hinterschöpp hatte anfangs seine Toni nicht in die Schule schicken wollen. „Bei den Buben ist es gut, wenn sie was lernen, bei den Mädeln ist es nicht nötig."

„Du, Schöpp!" hatte damals da die Schraglin gesagt, „bedenk's! bedenk's, was du jetzt hast gesagt! Die Toni wird dir auf einmal aus dem Kittel springen!"

„Soll' sich nicht unterstehen, die Dirn'!" d'rauf er — „aber wenn man's halt überlegt! — Glaub' mir's, Schraglin, an meiner Stell' ist es hart schlafen in der Nacht. Oft zerstudier' ich mich frei. Ich bin dir in eine höllische Sackgassen gesprungen. Die Toni muß mir doch in die Schul'." Und so geschah es.

Die Toni war jetzt — da der Einfuß mit der Stelze zur Tür hereinstolperte — neun Jahr alt.

Das erste Wort, das der Schulmeister hören mußte, war: „Jerum, Grindl, du bist da? Ja, was suchst denn du bei uns heroben?"

„Daß du mich nur erst niedersitzen tätest heißen, Schrag-

lin," sagte der Schulmeister ein wenig verletzt und ließ sich auf einen Holzschragen nieder; „daß ich mich ja nicht zu lang' aufhalt', so heb' ich gleich an: Hinterschöpp, Euer Mädel müßt's abstrafen. Euer Mädel, das ist ein Unhold, so ein Mädel ist mir noch gar nicht vorgekommen; das ist toller, als der ungestümste Bub', möcht' ich sagen."

„Ho, ho, ho!" tat der Hinterschöpp.

„Die erst' Zeit hab' ich's nicht beachtet, wie sie mir vor und nach der Schul' ums Haus ist gefahren, als wie ein Hirsch. Ein paar Fenster hat sie mir eingeschleudert, die kosten nichts, Hinterschöpp, nur daß ich's sag'. Aber nachher ist die Balgerei angegangen; mit den Buben nimmt sie's auf, ein blaues Aug' ums andere, eine blutige Nase um die andere und vom gestrigen Raufen kannst heut' noch die Haarfetzen sehen vor der Schulhaustür. Hinterschöpp, wo hast du diesen Wildfang her!"

„Will ich dir gern sagen," war die Antwort, „aber ich denk', ein Schulmeister hat nur darauf zu sehen, daß ein Kind was lernt. Ist sie faul, die Toni?"

„Ich sag' nur so viel, Hinterschöpp, wenn die ihr Köpfel fürs Lernen wollt' verwenden, wie sie's für die Bubenstückeln verwendet — ein Bischof ist sie in zwanzig Jahren, ein Bischof! Auffassen, begreifen — keine zweite nicht! Aber halt kein Sitzfleisch. Dieweil die anderen fleißig ihre Aufgab' abtun, reitet Euer Mädel draußen auf meiner Geiß herum, oder trautert unters Dach hinauf und reißt die Vogelnester auseinander, daß die Fetzen nur so im Wind herumgaustern!"

Derlei Klag' brachte der Schulmeister Grindl vor. Dann sagte er noch, er habe es für seine Pflicht gehalten, das den Eltern zu berichten; wenn sie das Kind ferner noch in die Schule zu schicken gedächten, ohne es gebührender-

maßen selber zu züchtigen, so müsse er mit dem Haselstock d'ran, denn mit Gutem richte er bei diesem kleinen Unding nichts mehr aus.

Und stolperte davon.

Der Hinterschöpp sagte: „Man sollt' lieber draußen im Land herumstreichen, wie ein Stromer. Klewer (kaum) daß man ins Haus hereinguckt, ist die Ärgernus da.“

Dann stellte er sich hin vor die Schraglin und murmelte: „Jetzt haben wir's. — Unters Dach trautert sie hinauf um Vogelnester! Du, meine liebe Hauswirtin, ich vermein', es ist hohe Zeit, daß wir das Wesen aus der Schul' ziehen. Was aber nachher?“

„Mich fragst um Rat? Du hast es gekocht, du magst es auch selber ausessen. Möcht' wissen, wo jetzund Rat hernehmen! Daheim muß sie bleiben und einen Wachter kannst jetzt hinstellen zu deiner kleinen Jungfrau.“

Der Lange hub an zu lachen und er lachte merkwürdig laut, wie selten. Plötzlich brach er ab, wie der schwere Guß des Wetterregens oft plötzlich abbricht, wenn es in der Luft nicht geheuer ist. — Er simulierte: „Etliche Jahr', hab' ich gemeint, kunnt's noch fortrutschen mit dem Mädel, bis ins funfzehnte, sechzehnte. Bis selbhin hätt' ich die alt' Krammel (baufälliges Haus) da verkauft und wär' ins Lehviertel ausgewandert; dort kann keiner fragen, wo ich mein Mädel hätt', oder warum der Bub' militärfrei ist...“

„Verkauf' jetzt die Krammel!“

„Krieg' nichts dafür. Wer kann's denn brauchen, als wie der Waldherr? Und der Waldherr kauft das klein' Stückel erst, wenn auch der Oberstockberger seinen Grund hergibt — so steht's zusammen. Und der Oberstockberger, mußt wissen, braucht nach meinem Erkennen noch sechs,

sieben Jahr, bis er mit seiner Wirtschaft so weit auf dem Hund ist, daß er hergeben muß."

„So ginge ich früher davon an deiner Stell'," rief die Alte.

„Du? Mit was wolltest dich denn hernach ankaufen drüben im Lehviertel? Ja, reden ist leicht! Wir hängen, Schraglin, wir hängen närrisch in der Sach'!"

„Bist sonst immer so proper," sagte sie, „und jetzt auf einmal verzagt. Unser Kalender steht nicht schlecht; der reimt sich wie dem Pfaffen der Psalter. — Na ja: Nach etlichen Jahren kommt der Oberstockberger auf den Hund. D'rauf kauft der Waldherr seinen Grund, d'rauf kauft er auch den deinen, nachher gehen wir und kaufen uns im Lehviertel an und nachher wird das Mädel —"

„Majorenn erklärt. Wohl, wohl, wenn's nur all' geht nach dieser Schnur. Nur mußt versteh'n, Schraglin, das Ding darf die Zeit über nicht gar viel unter die Leut'!"

„Versteh' ich auch. Was wir aber daheim mit ihm anheben, das versteh' ich dir nicht. Spinnen, Nähen und Stricken; ist das ein Zeitvertreib für so was? Die Arbeit im Ackerl und Hausgartel ist nicht der Müh' wert, daß ein's davon red't. Ins Tagwerk kann man's nicht mitnehmen. Nu? — Das Best' ist, Schöpp, du nimmst dich wieder ums Haltergeschäft an, das du vom Waldherrn vor ein paar Jahren hast gehabt, und stellst die Dirn' zum Vieh. Da hat sie ein Geschäft und eine Sorg' und kommt dir nicht unter die Leut'."

Was die Männer auch anheben mögen, ausführen müssen es die Weiber. Der Schraglin Rat war gut, und der Hinterschöpp stellte es fest: die Toni wird Halterdirn' auf der Schneewaldalm. Dort bleibt sie, bis ausgewandert

werden kann. Und dann: eine andere Gegend, andere Leut'. Hernachen, Toni, kriegst ein neues Gewand. —

Der Schuber des Küchenfensters klappte auf. Die Toni lachte herein — hatte einen Schnurrbart über den Lippen. Mit Kohlen war er gemalt. Aber der lange Hinterschöpp schüttelte den Kopf: „Noch ein sechs, ein sieben Jahr? so lang' wird's klewer mehr halten. — Was man doch mit den Kindern für ein Kreuz hat!"

Wie die kleine Hexe mit dem Sohne des Ortsvorstandes umspringt.

Wir finden die Hinterschöpp-Dirn' auf den Almen. Sie reitet gern den schwarzen Ziegenbock, dessen Wohlduft die Matten durchströmt, und sie geht ins vierzehnte Jahr.

Von den letztvergangenen vier Jahren ist nichts Besonderes zu vermelden. Die Toni war des Tags ein Wildfang und war des Nachts stets versunken in den dicksten Schlaf, der in den Gebirgen von Schneewaldbach je geschlummert werden kann. Der Schöpp war ihr treuer Wächter, sah das Dirndl wachsen und gedeihen vor seinen Augen und beobachtete im stillen die Wirtschaft des Oberstockbergers, die von Jahr zu Jahr armseliger wurde, so daß davon ein Fahrnis ums andere hinweggegeben werden mußte. Der Oberstockberger sah, daß auf seinem Steinberg nichts mehr verschlug, wurde allverzagt und hub schließlich zu trinken an.

„Das ist recht, das ist recht!" jubelte der Hinterschöpp, „haben wir nicht lang' Aufenthalt."

Und wahrhaftig, es ging ihm an die Zeit. Toni war bereits die kräftigste Jungfrau weit und breit; nur gut war's, daß die Leute nicht viel von ihr wußten, daß sie

sich wie eine Amazone in den Wäldern umtrieb und bisweilen sogar zu den Gemsen hinanstieg ins Hochgebirge.

Sie war gutmütig und offenherzig, aber bisweilen wußte sie sich vor Übermut, Trotz und Lustigkeit gar nicht zu helfen, wie solche kerngesunde und sich selbst überlassene junge Leute einmal schon sind. Der Vater und der Großvater werden gerade so wild gewesen sein in solchen Jahren; das Gebaren wird nicht angelernt, liegt in der Natur, und die Natur schaut nicht aufs Kleid, die rutscht im Blutstropfen fort von Geschlecht zu Geschlecht, und es braucht viele hundert Jahre, bis sie sich anderen Verhältnissen anpaßt.

Wenn die Toni aber im Schatten des Ahornbaumes lag und dem Vieh zusah, das sich auf den Matten sättigte und unterhielt, da war doch auch wieder etwas Träumerisches in ihr. Ihr Haargelocke war braun und schwer und immer zerzaust, und immer hingen Zweigelchen, Nadeln und Zapfenschuppen von dürren Fichtenbäumen daran; denn sie kroch und schlüpfte und kletterte im unwirtlichsten Dickichte umher, wie eine Eichkatz', oder sie sprang auf einen Heuhaufen, stürzte sich kopfüber hinein und grub und schlug und hastete mit Händen und Füßen, daß ringsum die Fetzen flogen.

Sie hatte selten ihren gelben, zerfaserten Strohhut auf dem Haupte; wenn die Sonne schien, oder wenn sie auf dem Rücken hingestreckt lag und ihr die lichte Himmelsbläue in die Augen stach, dann kraute sie mit den Fingern das Gelocke über ihr Gesicht, so daß man durch dasselbe nur das kecke Stumpfnäschen hervortreten, zwischen den leicht aufgeworfenen Lippen die Zähne schimmern und auch noch die Glut des Auges blitzen sah.

Wie ein so häßlicher Vater ein so schönes Kind haben

kann! Aber die Mutter war schön gewesen, und die Toni hatte sehr viel von der Mutter, nur daß sie weit kräftiger an Gestalt war und nicht jene Milde und Sanftmut inne hatte, wie die arme, duldungsvolle Frau des Hinterschöpp.

Aber gerade des Mädchens Trotz und Wildheit war es, welche den Sohn des Ortsvorstandes von Kraden anzog.

Der Sohn des Ortsvorstandes von Kraden war nämlich insgeheim ein Wildschütze, der an stillen Festtagen, wenn die Leute gen Kraden in die Kirche gingen, oder in hellen Mondnächten gern hinanstieg in die Waldungen und zu den Hochmatten der Schneewaldalmen. Der Tibur war ein Bursche von dreißig Jahren — ein tüchtiger, sauberer Kerl, aber ohne Glut und Lustigkeit, ein stiller Lapp — ein „Loser", wie die Leute sagen. Was andere so gern haben, dem wich er aus. Der Wein war ihm zu naß, das Kartenspiel zu gefährlich, das Buckelringen (Ringen) zu anstrengend. Und die Weiber? Die Weiber mit ihrem Zieren und Girren, Liebeln, Kichern und Flennen waren ihm zu langweilig. Heiraten ist ihr erstes Wort und ihr letztes, ihr Gedanke bei Tag und Nacht; Weiberlieb' ist nichts wie ein Heiratsfieber; junges Weib ist ein putzig Ding, altes ist eine Klette. — So das Glaubensbekenntnis des Tibur. Auf der Alm war's ganz anders. Zur unbelauschten Stund' nahm er seinen Stutzen und eilte ins Gebirge, und die Hirschen und Gemsen zitterten vor seiner Leidenschaft und Augenglut, die man unten in Kraden nachgerade ganz vermißte.

Und eines Julisonntags am Vormittag, da sah der Tibur dort unter dem Ahornbaum etwas Lebendiges, wie einen Rehbock, der sich zusammenwand, um zu lecken. Der Bursche legte sein Rohr an, da stieß der Rehbock einen hellen Juchschrei aus und der Knall unterblieb. Der Tibur sah

das wildschöne, frische Kind, und sein erster heißer Gedanke war: Waldjungfrau, an dir lieb' ich mich zu tot!

Toni gewahrte den Mann, sprang auf und erfaßte, zur Wehr bereit, den Hirtenstab.

„Ich tu' dir nichts," sagte er und ging auf sie los.

„Ich hab' dich nicht gefragt, ob du mir was tust!" war ihre trotzige Antwort. „Sag', was du willst!"

„Ich bin müd' und möchte bei dir im Schatten rasten."

„Was tragst du denn dort im Lederbeutel mit dir?"

„Schinken."

„Was ist das?"

„Geräuchertes Schweinefleisch."

„So setze dich zu mir in den Schatten. Ich will essen."

Sie hatte bei diesen Worten ihren Stock fest umspannt, und ihre scharfen Augen blitzten herrisch auf den Tibur.

Dieser tat, wie sie verlangte, ließ sich nieder in den Schatten, legte seinen Stutzen an die Wurzel des Baumes, öffnete den Ledersack und tat Speck, Selchfleisch und Brot hervor. Hastig setzte sich das Mädchen vor ihn hin, stützte die Ellbogen auf seine Knie, riß mit den Händen ein Stück Selchfleisch an sich und aß mit leuchtendem Antlitze. Tibur wußte nicht, wie ihm geschah, als dieses braune, kecke Kind sich derart seiner bemächtigt hatte.

„Hast du auch Wein?" fragte sie plötzlich.

„Willst du trinken? Komm, dort unter dem Haselnußbusch ist ein Brunnen."

„Morgen bringst Wein mit! Wasser weiß ich selber."

Sie wollte mit ihrer Schürze den fetten Mund trocknen.

„Du," sagte er, „Speckfetten muß man mit einem Schnauzbart abwischen." Er tappte in Gier und wollte sie küssen. Toni sprang auf, erfaßte das Schußgewehr des

Burschen, richtete das Rohr gegen ihn und rief: „Ergieb dich!"

„Was denn, du Hex'? Dich will ich jetzt haben!"

„Und ich mag dich nicht, geh' weg!" Der Hahn knackte, sie trieb den Burschen vor sich her.

„Dummheiten, das," kicherte der Tibur, „Mädel, tu' weg das Ding, 's kunnt ein Unglück geschehen!"

„So trifft's dich."

Sie trieb ihn an den Rindern vorbei, über die Matten hinab, bis zum Felsenabhang.

„Steig' da hinab!" gebot sie, und es war wie der herbste Zorn in ihrem Wesen.

Er weigerte sich, über die hohe Felswand hinabzuklettern und suchte die Handlung auf Scherz hinüberzuführen.

„Steig' hinab!" rief sie wütend — „oder Gott verfluch' mich — ich brenn' dich nieder wie einen Hundling!"

Die ist wahnsinnig, fiel es jetzt dem Burschen ein, und er sprang und kletterte und rutschte den steinigen Hang hinunter bis zur Tiefe. In der Tiefe stand ein Hagebuttenstrauch.

„Jetzt auf der Stell' krauch' mir in den Rosenbusch hinein!" schrie das Mädel von oben hinab und zielte mit dem Schußgewehr.

„Liebste, Liebste!" rief er unten im weinerlichen Tone, „das ist ja eine Dornhecken, die tut stechen!"

„Ich rat' dir's gut, spring' hinein, eh' der Stutzen pfeift!"

Hastig kroch er in den stechenden Hagebuttenstrauch, noch zappelten die Beine nach, dann sah man nichts mehr von dem Burschen.

Die Toni lachte hell auf, lief über die Matten hinan,

knallte den Schuß los, verbarg das Gewehr in einem hohlen Baum, jagte die Herde seithin und eilte lustig hinab zum Hause ihres Vaters.

Die Toni unter dem Jungfrauenkranze.

Von dem Staatsstreiche auf der Hochmatte ist weiters nichts bekannt worden. Hingegen ließ an einem der nächsten Sonntage der Pfarrer zu Kraben kundmachen, daß am Himmelfahrtsfrauentag im August die neue unbefleckte Empfängnis-Kapelle unter den drei Buchen eingeweiht werde, wobei sich zu ihrer größeren Ehre alle Jungfrauen der Pfarr' mit einem grünen Kranz auf dem Haupte einzufinden hätten.

Der Hinterschöpp hörte diese Kundmachung und dachte bei sich: Meine kommt gewiß nicht.

Aber Tags darauf rief ein alter Nachbar — 's ist ohnehin der Oberstockberger gewesen — der Toni zu: „Na, Dirn', jetzt frisch' deinen Rosmarinstamm ein. Am Frau'ntag ist es zum Kranzelaufsetzen.“

So hat sie's erfahren. Und das Kranzeltragen inmitten der anderen Jungfrauen war ihr ein mächtiger Spaß. Da mußte sie dabei sein! Warum sollte sie allfort leben auf der Alm wie ein Vieh: sie will auch einmal unter die Leut', will auch wieder einmal einen lustigen Tag mit den Dirndln haben, mit denen sie ist in die Schul' gegangen. Sie will!

Was können die Alten machen? Alle Mädchen setzen den Jungfrauenkranz auf, die sich des Rechtes dazu bewußt sind. Es wäre ja doch auffallend, wenn die Toni dabei fehlte. Warum geht die Hinterschöpp-Dirn' nicht hervor? möchten die Leute fragen, und etwelche gibt es in Kraben,

die richtig nachschauen gehen dürften ins Schneewaldbach, was denn der Hinterschöpp-Dirn' widerfahren ist.

Die Schraglin bereitete einen grünen Kranz und ein weißes Kleid; aber der Alte fluchte ums Haus herum und hatte Skrupel und hatte Angst und brummte neben seinem scharfen Zahn heraus: „Verstiefelte G'schicht! Geht mir schon zu weit, jetzund. Das ist kein Spaß mehr!"

Und am Frauentag zur goldenen Morgenfrühe da ging das schöne, schlanke, weißgekleidete Mädchen aus Schneewaldbach hervor und mischte sich unter die anderen, die bekränzten Jungfrauen all' — darunter welche mit fünf Jahren und auch welche mit fünfzig Jahren — denn, auf manchem Haupte bleibt der Jungfrauenkranz ganz wunderbar frisch bis in späteste Zeit. Nur auf feinem, weißem Gesichtlein und auf dichtem, weichem Haar — es mag des Weiteren goldfarbig sein oder rabenschwarz — wollen die kühlen, grünen Zweiglein und Bättlein allzubald verwelken.

„Schaut euch heuer der Hinterschöpp-Dirn' ihr Kranzel gut an," sagten die Leute zueinander, „aufs Jahr mögt ihr's leicht nimmer sehen!"

„Die?" meinte einer, „mir gefällt sie nicht. Wollet just einmal auf die anderen schauen, wie die still dahergehen, wie sich's gehört. Und die Hinterschöppisch'! Die statzt um, als hätt' sie eine Stange im Leib, die Arm' trollt sie hin und wieder, als tät' sie Haferstroh dreschen, und Schritt macht sie, wie ein Husar."

„Ein Husar macht gar keine Schritt', der reitet."

„Das tät auch die Hinterschöpp-Dirn' am liebsten. Wollt' mich gar nicht verwundern, wenn sie heut' zwischen den Kranzeljungfrauen und ihrem Geißbock tät' dahertraben!" — So redeten sie.

Weil die Toni ihr Gesicht nicht wie die anderen zu Boden schlug, sondern kecklich in die Luft hineinschaute, so sagte ein Bursche: „Der gefallen auch die Vögel besser, als wie die Käfer. Hörst, Dirndl, wer so viel den Spatzen nachschaut, dem fällt hinten leicht der Kranz herab.“

Es war ein Wunder, daß die Toni mit ihrem losen Mundwerk auf das Wort nichts entgegnete, aber sie hatte es nicht verstanden. Dumme Burschen schwatzen oft so Zeug; sie ist heute Kranzjungfrau, da muß sie ernsthaft sein.

Bei der Prozession zur Kapelle unter den drei Buchen gingen die Jungfrauen zu Paar und Paar. Der Meßner hatte sie zusammengestellt nach seinem Vermeinen. Aber die Toni hatte auf des blöden alten Küsters Vermeinen nicht gewartet, sondern sich das Gespons selber ausgesucht. Ein zartes, stilles und gar eingezogenes Dirndl war darunter, das sich die Augen nicht um die Welt aufzuschlagen getraute von dem weißen Tüchelchen, welches es mit beiden Händen am Busen hielt. Ein Dirndl, dessen Wangen über und über brannten, weil es sich fast zu Tode schämte.

Sie hatte wohl auch einen buschigen Rosmarinstamm auf dem Haar, aber sie hatte kein weißes Kleid an, sondern ein blaßgrünes mit roten Blümchen, wie sie es sonst trug an den Sonntagen. Ihr Vater, der Bärenschütz-Michel, war arm, konnte ihr nichts Weißes kaufen, und ihre Mutter hat gesagt: „Zuweg sollt' die Dirn' nicht im Blümelrock gehen! Ich bei meinem Aufwachsen hab' zum Kranzeltag einen grobrupfenen Kittel 'tragen — ist auch gut gewesen.“ Und so war die junge Dirn' im Blümelrock und schämte sich dessen fast zum Versinken. Sie bildete sich ein, daß all die tausend Leute auf sie blickten, und das war ein Aufruhr in ihr. Und als der Meßner die Mädchen zusammenstellte,

schien es, als fände er keine für sie, die Bärenschütz-Gregina, und als würde sie allein stehen bleiben müssen unter dem Hollerstrauch, wo sie just stand, oder an der Reihe der weißgekleideten Jungfrauen hinten hertrappeln, wie eine einsame Spatzin — im Blümelrock.

Da zupfte sie jählings an diesem Blümelrock die Toni, zupfte ziemlich stark und sagte kurzweg: „Dreh' dich her, Dirn', wir zwei gehen miteinand'."

Und gingen miteinand'. Die Toni zur Linken, die Gregina zur Rechten, aber zusammenstanden sie nicht eben besonders; die Toni war um einen Kopf größer als die schüchterne Gesponsin, die neben ihr herschlich, wie ein geängstigtes Täubchen, immer noch glühendrot im Gesicht, aber nunmehr vor Glück. Unsäglich dankbar war sie der Hinterschöpp-Dirn', daß diese sie hatte erkoren zum Gespons auf der Prozession zu den drei Buchen. Einen vielherzigen Blick schlug sie zweimal auf zu der Toni; aber diese hatte ein Auge, in das gar nicht zu sehen war, ohne noch röter zu werden. Vielleicht, weil es so unschicksam war, wie die Toni kecklich dahergíng und dreinschaute, anstatt in Demut geneigt vor der Unbefleckten, die man auf einer rosenumwundenen Stangenbahre vor ihnen hertrug.

In der Kapelle unter den drei Buchen streuten kleine Mädchen Blumen, und die größeren sangen ein Loblied auf die Himmelskönigin. Da ist's bemerkt worden, wie schön die zwei Stimmen der Toni und der Gregina nebeneinander wiegten und sich ergänzten. Von der Gregina war's wohl bekannt, daß sie einen hellen lieblichen Sang hatte, aber wer hätte es von der ungebärdigen Walddirn' erwartet, daß sie einen so reinen, rührenden Mollton in der Brust trug. —

Also sangen sie:

„Liebste Jungfrau, wir sind dein,
Zeig' dich, Mutter stets zu sein,
Schreib' uns alle deinem Herzen
Unauslöschlich ein.
Groß ist uns'rer Feinde Zahl
Hier in diesem Tränental;
Rette, Mutter, deine Kinder,
Vor dem Sündenfall!"

Da mußte wohl jeder, der hier horchte und fühlen konnte, darüber klar sein, daß so nur die Unschuld singen kann. Wie ein unbewußter Aufschrei war es der jungen Herzen, die — gestern noch Kinder — schon heute in Gefahren hineingetrieben wurden.

Und in welche Gefahren!

Die Feierlichkeit hatte lange gedauert, und als auch die Nachmittagsandacht vorüber war, warfen die drei Buchen, unter welchen das neu eingeweihte Kirchlein stand, gedehnte Schatten über das Wiesenland hin.

Die Leute gingen auseinander und ihren weit im Gebirge zerstreuten Wohnstätten zu. Die Scharen der Kranzjungfrauen waren im Bruckelwirtshause erquickt und weltlicher gesinnt worden, so daß sie — auf ihr züchtiges Zubodenschauen vergessend — miteinander kicherten, tänzelten, sich zutranken und unterlaufend auch ein bißchen mit den Burschen schäkerten. So geschah es wohl einer oder der anderen, daß sie in ihrem Kranze eine verwegene Hahnenfeder oder eine boshafte Brennessel vorfand — heimliche Burschenspenden. Allmählich und mit derlei Scherzen und Mutwillen häkelte sich die junge Gesellschaft auseinander. Auch die Toni und die Gregina sollten sich trennen, die seit dem Augenblicke, da sie sich unter dem Holunderstrauche zusammengefunden hatten, Freundinnen geworden waren.

„Wenn wieder ein Kranzeltag ist, mußt du wieder

herauskommen von Schneewaldbach," sagte die Gregina, „ich geh' mit keiner anderen."

„Der Kranzeltag schert mich nicht," sprach die Toni, „ich komm' schon morgen wieder und setz' mich zu dir in den Kirchenstuhl. Ich mag nicht alleweil beim Vieh bleiben. Da zu Kraben gefallt's mir besser. Du gefallst mir auch gut." Und sie faßte die Gregina fest an beiden Armen: „Du mußt meine Kameradin bleiben!"

Ihr Auge leuchtete ganz seltsam. Das sah Gregina's Vater, der Bärenschütz, und freute sich darüber. Er hatte es gesehen, wie vor der Prozession seine Tochter voll Beklommenheit am Hollerstrauch gestanden war, bis sich die Hinterschöpp-Dirn' um sie angenommen hatte. Das fand er so viel brav von der Hinterschöpp-Dirn'; und als er nun auch noch gesehen hatte, wie die beiden Mädchen faustdicke Freundschaft schlossen, da sonst die Gregina nicht das Zeug hatte, sich an eine Gesellin zu schmiegen, und wie ein armes Waiselein allein und traurig herumschlich — da sagte er zu der Hinterschöpp-Dirn':

„Geh, Toni, was wirst denn heut' den weiten Weg traben bis ins Schneewaldbach hinein und morgen früh wieder heraus! Das wär' ungeschickterweis'! Das machst gescheiter. Du bleibst heute bei uns, schlafst bei der Gregina und morgen zur Sonntag-Früh bist bei der Kirchen." Das war der Toni gleich recht und der Gregina noch lieber. Arm in Arm ging die weißgekleidete Tochter des Hinterschöpp mit der neuen Freundin im Blümelrock dem Bärenschütz-Häuschen zu.

Hinterschöpp, wo ist die Toni?

Beim Nachtmahl im Bärenschütz-Häusel langte die Hinterschöpp-Dirn' wacker zu. Da gab es Salat in Butter-

milch mit Speck gesprengelt und Kirschen in Suppe gekocht. Insonderheit die Kirschen! die wuchsen nicht drin in Schneewaldbach. Der Bärenschütz-Michel eiferte die Toni immer von neuem zum Zugreifen an, und der Guidl rückte ihr immer von neuem die Schüssel näher. Der Guidl, der Bärenschütz-Sohn, ein Mensch von neunzehn oder zwanzig Jahren, das war auch so einer! Dem war es schon recht, daß die junge, herlebige Dirn im Hause blieb. Er fand es sehr gescheit von seiner Schwester Gregina, daß sie sich diese Kameradin ausgesucht hatte.

So eine Kameradin möchte er auch haben.

„Iß Kirschen, Toni!" sagte er und schob ihr die Schüssel zu. — Sauber ist sie! Keck ist sie auch, jetzt wirft sie ihm einen Kirschkern ins Gesicht. Aber schad' um den Mund, daß er so schwarz wird bei dem Essen. — Wird schon wieder rot werden.

„Iß Kirschen, Toni!"

Wenn die auf den Almen drin das Vieh hütet — Teufel, da sollt' einer doch einmal auf die Alm gehen! — Ist weit hin. Jetzo hätt' man sie im Haus. Das tragt sich nicht oft zu, daß man so eine im Haus hat.

„Iß Kirschen, Dirndl!"

„Mag nicht mehr," rief sie, „hakelziehen möcht ich!" und hielt den gebogenen Zeigefinger der rechten Hand über den Tisch zum Guidl. Allsogleich hatte auch der Bursche den Finger krumm und hakte an. Man sollt's gar nicht meinen, was die Hinterschöpp-Dirn' stark ist, den ganzen Guidl mit Haut und Haar zieht sie zu sich herüber, daß er ihr schier an die Brust fällt, der ungeschickte Bursch'. Dabei macht er ein so gutherziges Gesicht. Sind gar keine üblen Leut', die Bärenschütz-Leut'.

Und der Guild denkt: das ist ein prächtiger Spaß. Die

ist keine Letfeigen, die ist mir einmal wiff genug. Mit der heb' ich was an!

Als sie mit der Gregina in die Kammer ging, faßte sie der Guidl beim Kinn und sagte: „Schlaf' gut, Dirndl, in unserem Haus tut's manigmal geistern.“

„Fürcht' mich nicht!“ versetzte die Toni mit hartem Klang, „ein guter Geist tut mir nichts und ein letzer (schwacher) mag mir nichts tun.“

„Wenn dir aber einmal ein Geist kommt, der einen Leib bei sich hat?“

„Der kommt mir grad' recht, den kann man prügeln!“

„Jetzt geht nur, geht, daß ihr ins Bett kommt,“ unterbrach die Bärenschützin und schob die beiden Mädchen vor sich her über die Bodenstiege hinauf und in die Schlafkammer der Gregina.

Sie bequemten sich, löschten das Kerzenlicht aus, legten sich ins Bett und huben an zu schwätzen. Sie schwätzten von Schneewaldbach und von Kraden, schwätzten vom Viehhalten und vom Kranzeltanz, schwätzten von der Kapelle unter den drei Buchen, von den lustigen Burschen im Wirtshaus und vom Blümelrock. Legten sich die Arme um den Nacken, daß sie gegenseitig den warmen Atem fühlten, und schwätzten von anderen Kranzjungfrauen, die heute so fromm getan, aber dahinter schon Liebschaften hätten. Und da fragte die Gregina ihre Gesponsin, ob sie wohl auch einen Liebhaber möchte? Und da antwortete die Toni, sie möchte keinen; ob die Gregina einen möchte? Die Gregina meinte: „Vielleicht schon!“

„Du mußt es recht gut haben,“ sagte jetzt die Toni.

„Warum meinst es?“

„Weil du halt nicht so mager bist, als wie ich.“

„Sei still!“ flüsterte Gregina, hielt den Atem ein und horchte. Unten pochte es ans Tor. Und eine Stimme rief:

„He, Leut', Bärenschütz-Leut', ist meine Tochter, die Toni, nicht da?“

„Wer ist denn draußen?“ fragte aus seiner Stube der Bärenschütz.

„Der Hinterschöpp von Schneewaldbach. Hab' gehört, Ihr hättet mir die Dirn' abgefaßt, daß sie nicht heimkommen ist.“

„Ja freilich, Schöpp, die Toni ist bei uns im Haus. Sie schlaft schon, ist gut aufgehoben.“

„Tut Euch nicht grimmen,“ redete die Bärenschützin drein, „morgen kommt sie Euch schon wieder heim.“

„Auf der Stell' geht sie mit mir!“ rief draußen der Schöpp, „Bärenschütz! was geht dich das Mädel an, das gehört heim ins Vaterhaus. Auf der Stell' geht sie mit!“

„Ho, ho, ho!“ brummte es herinnen. „Du bist ein Töpp. Haben ihr's nur gut meinen wollen — wenn sie morgen zum Sonntag wieder ins Kraben soll — daß sie bei uns bleibt über Nacht. Zu essen hat sie ja auch was kriegt.“

„Weiß ich, Bärenschütz — insoweit rechtschaffen von dir. Aber ich, mußt wissen, brauch' eine Ordnung im Haus. Geht sie heut' nicht heim, bleibt sie morgen auch aus. Und wer hat ihr's denn geschafft, daß sie morgen wieder heraus sollt' gehen — morgen muß sie auf die Alm. Geh, Schütz, wenn sie schon schlaft, tu' mir den Gefallen und weck' sie eilends auf.“

„Gregina,“ sagte oben die Toni, „jetzt ist mein Vater da um mich, jetzt muß ich heimgehen. Auweh!“ Und ledigte die Locke ab, die sich in jene der Gesponsin verwickelt hatte, und stieg aus dem warmen Nest und mußte in die Nacht hinaus.

Ein Durstiger und zwei Wildschützen.

Und jetzt gingen sie miteinander nach Hause, aber gar nicht im besten Einvernehmen.

Die Toni trug des Vaters Stock, damit schlug sie zornig an die Steine, daß die Funken sprangen.

„Nur noch giftiger, Dirn',“ sagte der Alte. „Deine Giftigkeit ist heut' eine gute Latern'. — Ja, das glaub' ich schon, daß du gern in fremder Leut' Häuser herumkrauchen tätst. Leid's aber nicht; leid's einzig nicht. Wird noch eine Zeit kommen, wo du weißt, warum. Und mit den Mädeln gib' dich schon gar nicht ab, das sag' ich dir!“

„Mir sind die Burschen auch lieber,“ antwortete die Toni trotzig. „Nur die Bärenschütz-Gregina hab' ich gern!“

„Das darf nicht sein, Dirn'!“

„Nicht? Nachher hab' ich sie noch lieber.“

„Untersteh' dich nicht!“

„O, ich untersteh' mich!“ fiel sie ihm rasch ins Wort, ihre Stimme brach sich plötzlich in eine tiefere Tonlage, „und justament untersteh' ich mich. Und justament, weil's verboten ist, geh' ich jetzt zu der Gregina!“

Mit einem Sprunge war sie über den Weg hinaus und floh davon. Ein paarmal noch schimmerte ihr weißes Kleid durch den finsteren Wald her — dann war sie weg.

Der Hinterschöpp verfolgte sie, stieß aber immer an Gewurzel und Baumstämme und kam nicht weiter. Dann sagte er sich: Da hast es, Schöpp! — Hast gemeint, im vierzehnten, fünfzehnten Jahr wär' ein's noch Fratz. Jetzund reitet ihn schon der Teufel. — Was mir das Kind ist anders geworden seit einem Jahr! 's ist nicht wie die Mädeln und nicht wie die Buben; wenn sich das so weiter wachst, — oh, das wird wild!

Und nahm wieder den Rückweg gegen das Bärenschütz-Haus, um vor dessen Tür die Ankunft der Toni zu erwarten. Als er hinter dem Bruckelwirtshause über den Bach ging, hörte er unter der Brücke etwas grölen. Er sah nach und fand den betrunkenen Oberstockberger im Schlamme liegen.

„Da wälzt sich die Sau!“ schrie der Hinterschöpp, „und soll im Wirtshaus sein und schauen, daß er fertig wird.“

„Wer ist denn da?“ lallte der Oberstockberger, „der Schöpp? Schau, das ist gescheit — ist brav, Schöpp, daß du mich nicht — willst im Stich lassen. Halt alleweil — ein braver Nachbar, Bruder, aber gelt, jetzt hilfst mir auf. Greif' an! So wohl, so wohl. Ja, Sakerment hinein, wo lieg' ich denn?“

„Besoffen bist und im Morast liegst!“ schrie ihm der Schöpp ins Ohr.

„Wie denn das?“ entgegnete der Bauer verwunderlich, „da müßt' ich höchstens ein Eichtl zu stark getrunken haben, anders kunnt's nicht sein. Ah, der Wirt hat mich aus der Tür geschoben, hätt' noch Durst gehabt, aber kein Geld, keinen Knopf Geld, muß ich dir sagen. Geh, Hinterschöpp, kauf' mir mein Haus ab, auf der Stell' kauf' mir's ab. — Eh, das ist dir schon ein höllischer Durst!“

„So trink' Wasser, Narr, liegst ja im Bach!“

„Pfui Teufel! — Ins Wirtshaus will ich. Schöpp, tu' mir den Gefallen aus Christenlieb' — trag' mich und hilf mir mein Haus versaufen.“

So träge war ihm die Zunge schon, daß er im Wort „verkaufen“ das k in Gottesnamen für ein f lallte.

Wenn jetzt nur der Waldherr da wär'! flehte der Schöpp in seinem Innern. Oder soll ich's —?

Im Wirtshause ging's noch lustig zu, wie es in Nächten, die zwischen zwei Feiertagen liegen, der Brauch ist.

Der Schöpp schleppte den Oberstockberger hinein, kaufte vor lachenden Zeugen die ganze Oberstockberger Wirtschaft um einen Spottpreis. Drei Fünferscheine — die waren seine ganze Barschaft — die gab er als Drangeld. Und dem anderen war heute eben nur ums Drangeld zu tun. 's war ein bitterlicher Durst!

Der Hinterschöpp blieb hübsch nüchtern, der mußte ja morgen früh auf und zum Waldherrn gehen und seine zwei Bauerngründe verkaufen. — Da schaut ein Profitel heraus. Hernachen taucht er an ins Lehviertel hinüber, und die Wurst ist abgebunden. — Just daß ich zurecht kommen bin. Ei na, wie das ist gut gewesen, der Dirn' ihr Davonlaufen. Daß ich aber jetzt schau, wo der Drach' steckt!

Er hatte sich noch einmal angemeldet im Bärenschütz-Häusel, stand hernach den Rest der Nacht vor der Tür und wartete auf die Toni. Und als der Morgen aufging und die Leute aus ihren Betten krochen, lachten sie ihn aus. Die Dirn' war nicht da; und als er ins Schneewaldbach kam, war sie auch dort nicht.

Zur Zeit, als unten die Sonntagsglocken klangen, ging sie oben auf der Alm herum, jagte in Übermut das Vieh hin und wieder, trillerte und jauchzte und aß Heidelbeeren. Da zog sie auch das Gewehr aus dem hohlen Baum, um dem Tibur zu Ehren einen Schuß loszuknallen auf einen Hasen. War aber keiner im Rohr. Trotzdem stolzierte sie mit dem Stutzen auf dem Rücken über die Matten. Und als der Jäger-Pepp heranstieg, konnte er sich gar nicht genug verwundern über die Jungfrau im weißen Kleide, auf den zerrissenen Locken noch einen Fetzen vom Kranze und am Rücken das Schußgewehr.

Er rief ihr zu: „Wenn du etwan vielleicht zufällig keinen Waffenpaß haben solltest, so wäre es eigentlich wohl

20*

sozusagen verboten, daß ich dir zufällig mit dem Schußprügel begegne."

„Für das einemal soll's nachgesehen sein," trumpfte das Mädchen des Alten schlechte Ausdrucksweise ab.

„'s müßt' nur möglicherweise sein, daß du etwan vielleicht mit dem Kugelstutzen deinen grünen Kranz wolltest verteidigen. Dirndl, das wär' rechtschaffen brav."

Sie sah ihn trotzig an.

„Und auch selbunder nicht, daß es passieren dürft'. Mag wohl sein, Dirndl, daß ich dich höflich frag', wieso du zum Kugelstutzen kommst?"

Sie verweigerte ihm die Antwort.

„Bist du nicht die Hinterschöppisch'? Kenn' dich ja, ein kreuzbrav Mädl. Mußt schon so gut sein und mußt dir den Weg gefallen lassen nach Kraben abi. Brauchst nicht allein zu gehen, daß dir etwan vielleicht die Zeit tät' lang werden. Geh' schon mit dir. Und den Gefallen tust mir, Hinterschöpp-Dirn', die Büchsen tragst selber; ein Eichtl, wenn du magst, zeig's her, ob sie etwan vielleicht Pulver und Blei im Bauch hat. Nicht? Ist schon recht jetzt; aber Faxen machst mir keine, Dirndl, gelt! Ungern tät' ich's, daß ich dir mit einem Strickel die Händ' sollt' übereinanderlegen. Beim Ortsrichter unten machst uns nachher den Spaß und verzählst, wie närrisch das ist zugegangen, daß ich auf deinem schneeweißen Buckel eine Büchsen hab' gefunden."

Und mit feinster Manier trieb der alte Jäger die Toni wie einen Wildschützen hinab nach Kraben, und so hat die Hinterschöpp-Dirn' dem Tibur das ihm entrissene Gewehr wieder ins Haus gebracht.

Der Tibur war nicht schlecht erschrocken, als er das Mädel mit seinem Stutzen vor seinem Vater, dem Orts-

vorstande, stehen sah. Aber die Toni sagte nichts aus; sie gab an, sie hätte das Gewehr oben auf der Alm in einem hohlen Ahorn gefunden und sie hätte den Baum nicht gefragt, wer es hätte hineingesteckt.

Jedenfalls — deß kam man überein — ist es ein Wildschützenstutzen und hat derselbe dieweilen beim Ortsvorstande zu verbleiben.

Und in einer der nächsten Nächte darauf ist der Tibur mit seinem Stutzen wieder auf die Pürsch gegangen. Und hatte unterwegs gedacht: Das ist doch ein verschwammeltes Mädel; jetzt weil sie mich nicht verraten hat, bin ich erst recht in sie verschossen.

Übrigens hatte der Tibur kein Glück mehr auf seinen wilden Jagden. Erwischt wurde er. Und das war verhängnisvoll. Er war gerade im letzten der „rekrutenpflichtigen Jahre", deren dazumal viel mehr gewesen, als heute sind. Er war nicht mehr im Stellungsbrief, sollte entschlüpfen. Denn sein Vater war ein wohlhabender und angesehener Mann; und solche Leute hatten zur damaligen Zeit stets das Unglück, engbrüstige, kurzsichtige, schwerhörige, plattfüßige, steckkropfige, oder sonstwie kränkliche Söhne zu haben. Armer Leute Burschen waren ganz andere Kerle, die taugten fast alle fürs Soldatenleben. Der arme Tibur, der war plattfüßig und hatte noch dazu an der linken Seite, knapp neben der untersten Rippe, eine Stelle, da tat's ihm oft schrecklich weh.

Leider Gottes — ist untauglich.

So bedauerlich war's bis heute — bis an den Tag, da ihn der höfliche Jäger-Pepp, welcher die Toni nach Kraben gebracht hatte, ebenfalls als Wildschützen nach Kraben brachte. Der Jäger-Pepp, na, der war besserer Meinung.

„Hab' meiner Tage gar keinen gesehen," berichtete er,

„der etwan vielleicht so prächtig laufen kunnt, wie der Herr Tiburius. Und daß der einen Plattfuß sollt' haben, mag der Christenmensch platterdings nicht glauben."

Laut ist's worden und für die nächste Assentierung ist der Tibur bei den Stellungspflichtigen.

Der alte Ortsvorstand sprach klein verzagt mit dem Herrn Militärarzt: Ob ihm, dem Tibur, das Fleckel auf der linken Seite, das ihm oftmals gar so viel höllisch weh tut, nicht noch einmal kunnt hinweghelfen, wenn man einen Hunderter tät' d'rauflegen?

Der Arzt zuckte die Achsel. Und wenn ein Militärarzt einmal die Achsel zuckt, hernachen hilft auch kein solch Pflaster mehr.

Der Waldherr und Jagdeigentümer haben die Geschichte vom Wildschützen gehört, da ist all' umsonst, der Bursch' muß zur Stellung.

Rekrutenstreiche.

Wird aber nicht betrübt hergehen, denn es sind die Lustigsten dabei, dies Jahr. An die zwölf sind von Kraden und drei von Schneewaldbach heraus. Es wären ihrer mehr, aber ein paar sind seit den letzten Monaten abhanden gekommen. Ihnen ist die schwere Gefangenschaft der Verbannung, die sie sich selbst auferlegt haben, lieber, als wie die Knechtschaft beim Militär. Aber der Bärenschütz-Guidl sagt: „Just, weil sie das Soldatenleben gar so viel fürchten, just deswegʼ freu' ich mich d'rauf. Daheim ist auch nix. Da ist mir schon der sauerste Essig der liebste."

Der Guidl ist eben auch bei den Rekruten, und deß weinet seine Schwester Gregina schon seit fünf Wochen. Ach, bisher hatte sie gemeint, der Blümelrock am Kranzeltag sei der größte Schmerz auf der Welt. Jetzt wollte sie gern

in alle Ewigkeit einen Blümelrock tragen, müßt' nur ihr Bruder nicht zu den Soldaten.

Je größer zu damaliger Zeit die Angst und Furcht vor dem Militärdienst gewesen ist, je lauter und wilder waren die Gelage und Lustbarkeiten, welche die Rekruten zur Stellung und vor der Einrückung anstellten. Es gab ja Zeiten, in welchen die bei der Assentierung Gebliebenen gar nicht mehr heimgehen durften, um ihre Angelegenheit zu ordnen. Den Glücklichen, den Hinkenden, Einäugigen, Kropfigen, Buckeligen, den Taubstummen und den Zwergen — den Glücklichen mit einem Worte, wurde bei ihrem Austritte von den wachehabenden Soldaten das Bajonett an die Brust gesetzt: „Geld her! Trinkgeld her!" Die Heimkehrenden gaben gern und in angstvoller Hast den letzten Knopf und flohen, und plünderten unterwegs die Wirtshäuser und machten die Wege unsicher und kamen erst wieder zur gewohnten Ruhe daheim in ihrer häuslichen Drangsal. Und die Gebliebenen verschlemmten im Kasernenhofe das Geld und hielten, in wüstem Taumel Wut und Weh ersteckend, ihr Henkermahl, ehe ihnen die Ketten eines tyrannischen Reglements an den Leib geschmiedet wurden.

So war die ganze Rekrutierung eine tolle Reihe von Zechereien, grobem Schabernack, wilden Hetzen, vor welchen niemand sicher war. Die Obrigkeit drückte ein Auge zu. Begeisterung machen! hieß es, und in der Begeisterung „für Kaiser und Vaterland" wurden die jungen Horden oft ein Schrecken einzelner Teile des Vaterlandes.

Schon ein paar Tage vor der Assentierung hatten sich die Rekruten von Kraden und Schneewaldbach beim Bruckelwirt zum ersten Gelage zusammengetan.

Das Weinfaß wurde in die Stube gestellt. Der Eggstammer Simon legte sich in seinem Übermute sofort rück-

lings auf den Fußboden hin und hielt seinen großen Mund unter die Pipe, unter welche der Wirt sonst sein Schüsselchen zu stellen pflegt, um die absickernden Tropfen aufzufangen, aber die absickernden Tropfen, die gaben dem Eggstammerischen all' nicht naß genug, und er drehte ein wenig, daß ein Brünnlein mählich in seine Gurgel hineinrieselte. Kaum hatte er Zeit, es recht genießend zwischen Zunge und Gaumen zu leiten, weil der liebe Atem auch seinen Weg haben wollte. Da sprang der Krähreiterische hinzu: „Simmerl, Simmerl, du mußt ja verdursten!" Sprach's und drehte die Pipe um, daß die ganze Flut des Weines dem Burschen in den Mund schoß. Der wollte sich verschieben, aber die johlenden Kerle hielten ihn am Boden fest und ließen es quirlen und gurgeln und der Wein schoß über das Gesicht hinaus und über den staubigen Fußboden hin.

„Eselsleut', er muß ja derstiden!" rief der Bärenschütz-Guidl, sprang hinzu und riß den Simon hinweg. — Es war schier zu spät gewesen, der dumm' Lotter drehte die Augen schreckhaft über und sprudelte den Wein maßweise von sich.

Das war das erste Stück gewesen! hierauf wurde etwelches gesungen. Als in der Begeisterung für

„Den Kaiser seinen Mann,
Für den Herrn Soldaten"

ein Fenster in Scheiben ging und der Wirt dagegen Einwand erhob, huben ihrer etliche diesen selben Wirt vom Erdboden auf, steckten ihn durchs Fenster und keilten ihn in demselben fest. So oft des Armen Kopf draußen auf der Gasse den Hilferuf ausstieß, taten sie einem jener Teile seines Körpers, die noch in der Stube waren, was an. Die Weibsleute hatten sich alle geflüchtet. Ein paar der Bursche hatten ihre Mädchen bei sich, aber mit diesen war nichts zu

machen, sie wollten sich der Lustbarkeit nicht begeben, sie hielten, je ausgelassener ihre Gesellen waren, die Sacktücher vor das Gesicht und schluchzten. Sahen sie doch bereits im Geiste jede ihren Liebhaber von allem Nötigen entblößt unter dem Maße stehen: lang genug, stark genug, kerzengrad gewachsen, über und über prächtiger Bursch' — tauglich!

Und mußten dann den angestammten Liebhaber entbehren, elf oder vierzehn Jahr' lang, oder noch länger. Wo ist denn daheim gleich wieder einer, der so wär'? Und da sollt' eine nicht verzagt sein?

Von den Gescheiteren einer, rief darob aus: „Ihr latschigen Weiberleut', mit eurem verschwefelten Verzagtsein macht's einen ganz verzagt. Die Flennerei können wir nicht brauchen dahier; wärt's lieber daheim verblieben! Da ist euch die Hinterschöpp-Dirn' ein bissel eine andere!"

„Saggra-Michel! Buben, wenn wir die Hinterschöpp-Dirn' da hätten!"

„Ist uns viel zu hoch oben. Zu hinterst auf der Alm, und reitet auf einem Gamsbock um."

Sprang der Bärenschütz-Guidl auf den Tisch: „Was krieg' ich, wenn ich sie bring'?"

„Mitsamt dem Bock? den sollst haben. Die Dirn' gehört unser."

„Gescheiterweis'. Was krieg' ich, wenn ich sie bring'?"

„Zu saufen, so viel du magst. Kreuz-Fix-Himmel und Erden, Bärenschütz-Guidl, wenn du uns heut' die Hinterschöpp-Dirn' ins Haus bringst, hernachen bist kein heuriger Has', hernachen bist ein dreidoppelter Teufelskerl mit Essig und Öl!"

Der Guidl riß seinen Janker vom Nagel — denn in Hemdärmeln waren sie alle — und schrie: „Um die Zwischenlichtenzeit sind wir da!" und war fort.

Die verdrossenen Weibsbilder fühlten sich auf diese Sach' noch mehr verdrossen und stahlen sich davon, in der unerschütterlichsten Absicht, am Abend um die Zwischenlichtenzeit wieder zu kommen. Es war arg genug, daß man so junge Leut' ohne Aufsicht in wenigen Tagen schon ziehen lassen mußte in die weite Welt.

Und der Wirt — o Heiland, daß wir den so lang' stecken lassen im Fenster! Kein Erbarmen wär' gewesen, aber das Faß war leer und sie wußten den Schlüssel zum Keller nicht. Also wurde er befreit, halb weinend, halb lachend fluchte er ihnen ins Gesicht und ging um Wein.

Dieweilen ein grobes Geschrei vor dem Hause, die Wand dröhnte, als würden Holzbündel an sie geworfen. „Heut' halten wir Rechnung ab, verfluchter Spatzenschütz!" rief eine Stimme, da sprang schon der Türhaken heraus, und in die Stube taumelten, ineinander zu einem Knäuel verschlungen und verbissen, der Tibur und der herrschaftliche Jäger-Pepp.

„Da — da," schnaufte der Tibur, „bring' ich den Galgenstrick, der mich hat eingeritten, den nageln wir heut' auf den Tisch!"

„Auf den Tisch nageln, her mit ihm, auf den Tisch nageln!" schrie alles. Denn dem herrschaftlichen Jäger war keiner gewogen; die meisten waren Wildschützen, und wenn auf der Weid' der Wildhüter Herr ist, hier im Wirtshaus ist's der Rekrut, der kein Zivilgesetz mehr achtet, weil er schon Soldat zu sein glaubt, und der kein Militärgericht zu fürchten hat, weil er noch nicht in seinem Bereiche ist. Die Gemeindepolizei möchte sich auch wohlweislich hüten, mit den übermütigen Jungen anzubinden, und so erbietet sich für diese keine bessere Zeit und Gelegenheit ihren Mutwillen auszulassen, und wenn sie einen Feind

haben, ihre Rache zu üben — als die Tage vor der Assentierung. Da geht nichts sicher, es mag männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechtes sein, und der alte Jäger war sehr unbedachtsam, heute durch Kraben und am Wirtshause vorüberzugehen, wo ihn der Tibur abfing und unter die Zecher schleppte.

„Nägel her, Wirt!"

„Das laß ich nicht angehen. In meinem Haus wird keiner genagelt!"

„So ziehen wir die Nägel aus den Dachbrettern heraus!" Und hatten schon die Beißzange zuweg.

„Ich bitt' euch, liebe, brave Leutel," flehte der Wirt, „tut's mich verschonen. Geht's zum Lindenwirt hinab, der hat Heurigen in seinem Keller!"

Unglückselig war's, wie sie jetzt über ihn herfielen: „Sonst schaut dir der grüngelbe Neid bei deinen Glotzern heraus, wenn einer zum Lindenwirt steigt. Aber halt so etlich' Kaiserbuben, Vaterlandwachter, die ihren beineigenen Schädel müssen hintragen dafür, daß dir der Franzos das Haus nicht über dem Kopf anzünden kann — die möcht'st freilich hinausschmeißen und zum Lindenwirt schicken, weil du etwan meinst, sie hätten kein Geld! Bruckelwirt, dich kaufen wir noch, das verlaß dich!"

Mittlerweile hatte sich die Nägellade gefunden. Der Jäger wehrte sich mit Händen und Füßen, meinte dabei zu Trost, „sie täten etwan vielleicht doch nur ein Eichtl Spaß machen!" — Da lag er schon hingestreckt auf den langen Tisch, und zu Händen und Füßen, an den Seiten und an den Schultern wurden unter vielfältigem Geknatter die Nägel durch die Kleidungsstücke geschlagen.

Nach fünf Minuten war er mit ausgespreizten Vieren

derart auf den Tisch genagelt, daß er trotz seines Fluchens und Zappelns machtlos dalag.

„So nagelt man die Geier an die Wand," riefen sie und trugen den Tisch ins Freie und stellten ihn auf die Gasse. Dort höhnten sie ihn noch, daß er sich d'raus „doch etwan vielleicht nicht allzuviel machen soll, 's wär' ein Wildschützenspaß."

Und kehrten zu ihrem Weingelage zurück.

Als der Tibur hörte, die Hinterschöpp-Dirn' komme, regte sich sein Rachegelüste aufs neue. — Sie habe ihn zwar nicht verraten, als sie sein Gewehr ins Haus zum Richter brachte, aber sie sei eigentlich doch die Schuld an allem. Daß sie ihm wie einem Schulbuben den Stutzen hat weggenommen, das bleibt extra aufgemerkt, das muß sie noch fressen. Und wesweg' muß sie den verfluchten Prügel wieder herfür und ins Haus schleppen? Ansonst' wär' alles ausgeblieben. Hat er kein Gewehr, so kann er nicht jagen, wird ihn der Jäger nicht in die Assentierung hetzen. Daß er Soldatenhund muß sein jetzund, nicht daheimbleiben und heiraten auf des Vaters Haus, derschossen kann werden auf dem Feld, wer ist die Schuld, als wie die Hinterschöppisch'? Na, die mag sich g'freuen! — Wer nur stets so folgerichtig denken möcht', wie der Tiburius, der eheleibliche Sohn des Vorstandes von Kraden!

Der Wirt, da er sah, die unheimlichen Gäste wären sobald noch nicht aus dem Hause zu bringen, suchte mit denselben wieder auf Freundschaft zu kommen. Er wollte, und zwar auf eigene Rechnung und Gefahr, Glühwein kochen.

„Ist ein kreuzbraver Gedanken, Bruckelwirt; 'leicht wirst doch so gescheit wie ein Kalb in der Kuh, aber weißt, den Glühwein, den saufen wir, bis der Bärenschütz da ist mit der Hinterschöpp-Dirn'!"

Und der gute Bruckelwirt hätte ihnen gerade vor Ankunft des Almdirndls mit dem feurigen Trank gern den Rest gegeben. Er hätte den Gekreuzigten gern befreit, er hätte die Toni gern gewarnt, aber die Rekruten ließen ihn nicht aus dem Hause. Da meinte er, es versuchen zu sollen, sie anderswie zu zerstreuen. Er war Soldat gewesen und begann von seinen Feldzügen zu sprechen; sie meinten, das würden sie schon selber erfahren und wären keine Kinder, denen man es beim Ofen erzählt. Er hub von den Merkwürdigkeiten und Lustbarkeiten der großen Städte an. — „Da gibt's ein bissel Häuser und Kirchen! Und die Laster (Menge) Rösser! Und das Musizieren überall, daß es schon ein Unsinn ist vor lauter Herrlichkeit. Hernachen das Kanonieren, wenn eine Generalsleich' ist. Und nun, wenn ihr hineinkommt's, nun könnt's einen henken sehen!"

„Einen General?"

„Halbnarren! einen Spitzbuben. Der alt' Schauderer wird g'henkt."

„Das kunnt' ja der Hausierer, der Häfenbinder sein," versetzte der Nüchternsten einer, „der mit seiner Kraxen auch in Zeit und Weil zu Kraben herumsteigt."

„Aufs Haar derselb'. Wird gehenkt, steht schon in der Neuzeitung."

„Der alt' Schauderer? Daß der sollt' glanggeln (baumeln)? Möcht' wissen wegen was? Wenn ich so ein rechtschaff'ner Lugner bin, als wie dieser alt' Fuchsbartel, da bin ich bei den angesehensten Leuten zu erfragen und nicht bei den Schelmen am Strick. Bei einem Menschen wie der Schauderer, wenn er gehenkt wird, kann man wohl sagen, er ist selber d'ran schuldig."

Der Spintisierer und Rekrut wär' in seiner Betrachtung fortgefahren, wurde aber von den anderen überschrien.

„Jetzt auf der Stell' verzähl's, Wirt, warum der Schauderer wird gehenkt! Sind gute Freund' allzwei, und das haben wir vornächst Jahr beim Lindenwirt — hörst Bruckelwirt! — beim Lindenwirt erst ausgemacht: Er ist bei meiner Hochzeit und ich bei seinem Henken. Soll der Spaß Ernst werden? Dem wird was grausen!"

„Weißt was, Wirt, so mach's her!"

„Dir schon nicht, du Krähreiterischer!" sagte der Bruckelwirt, „du bist der erst' gewesen, der mich ins Fenster hat g'steckt. Na, na, Spaß versteht einer ja."

Er war sehr froh, daß sich der Sturm ein wenig legte; die Burschen waren ja schier selbst erschöpft vor all' dem Übermut, den sie schon getrieben, und mußten sich sammeln für das, so sie noch vorhatten. Auch kannte jeder den Schauderer, der öfters in die Gegend kam und durch seine erstunkenen Geschichten, die er zum Besten gab, und durch seine possierlichen Spitzbübereien einer gewissen Beliebtheit sich erfreute. Mit dem Schauderer unterhielt sich jeder gern, aber trauen tat ihm keiner. Zwar — außer einem Schafdiebstahl ließ sich nichts Erkleckliches gegen ihn aufbringen. Aber man mußte ihn nur reden hören, so war man sich klar: für den ist kein Galgen zu hoch. Den erwähnten Schafdiebstahl wollten ihm die Herren übrigens gar nicht zuschreiben, denn die Angaben stimmten nicht. Der Schauderer, nachdem er die Sache überhaupt eingestanden hatte, behauptete, der Schafe zwei gestohlen zu haben, während der Beschädigte imstande war zu beweisen, daß ihm nur eines fehle. Nach heftigen Protesten mußte sich der Schauderer endlich für bloß eines bekennen und darob fünf Monate lang sitzen. Als er nach vollzogener Sühne wieder zurückkam, sagte er: „Jetzo, da ich so lang' hab' müssen kuschen, gereut's mich bis aufs letzte Haar, daß ich von den Schafen

auch das eine nicht hab' gestohlen. Aber ich tu' was und ihr werdet's erfahren, Leut', die fünf Monat' bring' ich mir noch ein."

Außerdem gab es manchen, der mit dem Schauderer so oder so im Bunde gewesen. Dem Wildschützen wußte er Schießpulver zu verschaffen, dem Arsenikesser Hüttenrauch; irgendeinem anderen war darum zu tun, den oder den Haushund unschädlich zu machen — der Schauderer tat's; oder einem lag's im Plan, irgendein Gerücht auszusprengen, der Schauderer besorgte es. Oder es war sonst ein Schabernack, eine Spitzbüberei auszuführen — der alte Hausierer war bereit. Und hernach, wenn er dem Fischer Forellen aus dem Behälter stahl, sprengte er, um den Verdacht von sich abzulenken, aus, er hätte in derselben Nacht eine Tagreise weit weg einem reichen Bauer die Kleidertruhen ausgeplündert.

So gab's allerlei mit dem alten Hausierer, und so taten die Zecher jetzt die Ohren auf, um zu hören, für welche seiner Schandtaten man ihn eigentlich jetzt auf einmal henken wolle.

„Ja!" sagte der Bruckelwirt, „wissen tut man's wohl. Aber ihr hundsjungen Bübeln, der Schauderer ist eppas früher aufgestanden! Ehvor einer von euch noch in die Welt hat guckt, hat der seinen Mann schon ums Leben gebracht!"

„Oho, umbracht hätt' er einen?"

„Ja, Leutl, ins Fenster gesteckt ist der Bruckelwirt leicht, aber ob's einer weiß, was er kann derzählen, das ist eine andere Frag'!"

„Jetzt aber gescheiterweis," sagte ein Besonnener, „voreh' bringst ein Kerzenlicht und nachher wollen wir ein Eichtl Fried' geben und wollen losen (horchen)."

Mit schwerer Müh', daß sie einverstanden waren. Dann sprach der Wirt:

„Vom Kesselsee in der Schlein geht's her — — na ja, der hinter dem Dreiwasenberg liegt, seid's einer oder der andere gewiß schon kirchfahrten dort gewesen. Bei demselbigen See ist vor etlichen dreißig Jahren, was weiß ich, ein junger Holzknecht verloren gangen. Ist selbig Zeit viel die Red' gewesen von ihm, aber was ihm denn widerfahren ist, das hat kein Mensch sagen können. Sein Hut ist gefunden worden beim Wasser. Die Geschicht' ist nach und nach eingeschlafen, und jetzt auf einmal ist's laut: Der Schauderer hat ihn umbracht."

„Die Weiberleut' sind da!" rief der Tibur, der beim Fenster saß, und sie johlten zur Tür hinaus.

Muß jetzt freilich wohl still sein, der Bruckelwirt, mit seiner Mordsgeschichte, muß eilends Glühwein kochen gehen. Die Weiberleut' sind da!

Der Guidl bringt die Hinterschöpp-Dirn.

Der Bärenschütz-Guidl war ihr gerade recht gekommen auf die Alm.

Es war ihr uneben, der Toni, und sie wußte eigentlich nicht warum. Die Lustigkeit war weg. Und eine Unruhe war da, gerade als ob was arges in der Nähe lauerte. Ihr Vater war recht mieselsüchtig (mißlaunig) letzt' Zeit her, und die Schraglin auch. Das Mädchen hatte schon lange gemerkt, daß die zweie miteinander eine Heimlichkeit hätten, und war ihr sogar vorgekommen, als ginge diese Heimlichkeit sie — die Toni — an. Wenn sie nun daran dachte, daß der einzige Mensch, den sie auf der Welt hatte, ihr bluteigener Vater, es mit einer Fremden hielt, dem sein Kind nur zum Ärger und Gram war, der gegen dieses Kind

noch was Absonderliches im Hinterhalt führte — da war es aus mit ihrem Übermut. Indeß war es die letzte Zeit her auch ein anderes, was sie beunruhigte. Aber was? Sie wußte es nicht. Bisweilen tat es sich heraus, als wie wenn es mit den Bärenschütz-Leuten zusammenhinge. Der Bursch' da, der Guidl! Hernachen die Gregina! Warum daß sie kein Mannsbild ist und daß sie nicht halten darf mit den Burschen? Das wäre doch ein Leben! — Ja, ja, hält's eh schon zu viel mit den Buben! Den Vorwurf muß sie sich von mancher Seite gefallen lassen. Ein Mädel in diesen Jahren muß schön züchtig sein, sonst geht's nicht gut aus. Es kommt ihr selber so vor, wenn sie die Gregina betrachtet, und andere. Aber warum sagt der Vater, daß sie fortweg sollt' zu den Burschen stehen? Und andere: Wie die Gregina sollt' sie sein, so schön still und sittsam, so schön klug und warmherzig. Das kann sie nicht, Jesus Maria, das kann sie nicht! Warmherzig könnt' sie schon sein, aber da ist ihr gleich so heiß und wild, und will's hinausschreien nach Kraben so laut, daß es die Bärenschütz-Leut' hören. Und das soll' sich für so ein Mädel schon wieder nicht schicken. Sie ist so wie in einem Nebel drin und hat nichts, als das liebe Vieh. Und wenn sie dem Vieh zuschaut, da kommt sie oftmals ins Simulieren, da wird ihr angst und bang und da deucht ihr, sie wäre närrisch. Dann wieder lacht sie sich aus, Vieh und Mensch ist ja gar ein großer Unterschied. — Daß sie nur einen recht guten Kameraden hätt', dem sie's kunnt sagen. Sie möcht' nur wissen, was die Gregina meint. Aber letztlich einmal, da hat sie — die Toni — davon mit ihr anheben wollen zu sprechen, ist ihr aber wieder so viel angst und bang worden. Und die Gregina lacht auf einmal d'rein: Herr Jeßtl, Toni, dir wachst ja mitten im Gesicht ein Haar heraus! — Das

ginge ihr just noch ab, daß sie so häßlich würde wie ein Mannsbild! — Wenn der Guidl ein gescheit' Wörtl reden ließe! Aber der ist gleich so viel anhabig. Wenn so gar nichts stimmt auf der Welt! Da ist einem ja ganz taumelig! — Hernachen wird sie plötzlich wie wütend und will die Kleider zerreißen, die sie am Leibe hat, und schließlich gibt es doch immer wieder nur ein Mittel gegen solche Flausen: schreien, jauchzen, so viel sie vom Mund kann bringen, springen über Stock und Stein, den Tieren nachjagen und auf dem Ziegenbock hinrasen über die Alm.

Als nun der Guidl zu ihr auf die Alm gekommen war, fand er sie im Moose sitzen und sich den Kopf verbinden. Eben hatte sie ihr zottiger und gehörnter Hengst in einem unbeachteten Momente auf die Baumwurzeln hingeschleudert, wobei der Kopf zu einem Loche kam. Sie lachte darüber: das närrische und rebellische Blut käme heraus, das wäre schon recht.

„O du liebe, blutige Hinterschöpp-Dirn'," so redete sie der lustige Guidl an, „jetzund bin ich da um dich. Du weißt, morgen marschieren wir, und heut' kommen wir beim Bruckelwirt zusammen. Jeder hat seine Liebste bei sich und du mußt mit mir. Die Gregina kommt auch." — Ist recht, denkt sie, 'leicht, wenn ich einen Liebsten hab' wie die anderen Mädel, daß ich ein Eichtl gescheiter werd'. Not tät's.

Ob sie es seinetweg tat oder der Gregina wegen, sie wußte es nicht, sie ging mit. Das Vieh vertreibt sich schon allein die Zeit, und verlaufen tut es sich auch nimmer, jetzt im Herbst.

Und gingen mitsammen, Arm in Arm springend, hüpfend, singend, lachend. Die Toni war kaum um eine Fingerbreite kürzer als der Guidl.

„Schade," sagte sie, „daß man die Mädel nicht brauchen kann beim Militär."

„O ja!“ rief der Guidl, „Makadenterinnen. — Geh' mit, Toni, Spaß und Ernst, geh' mit!“

„Ist mir nichts um!“ schlug sie ein, „geht die Gregina, so geh' ich auch.“ —

Es dunkelte schon, als sie ins Kraben kamen, und alles lag im grauen, feuchten Herbstnebel. Die beleuchteten Fenster beim Bruckelwirt zogen rötliche Bänder in den Nebel hinein. Ein solches Band fiel auf den Tisch, der im Freien stand.

„Guidl,“ flüsterte die Toni und stieß ihn mit dem Arm, „da liegt einer!“

„Gewißlich ein Besoffener. He, Kamerad, hat's dich derwischt? Zippelt und zappelt und kann nimmer auf!“

„Oje, oje, der ist ja angenagelt über und über!“

„Höllteufel, Dirn', du hast recht, der ist angenagelt. Das ist der Jäger-Pepp. Hi, das haben ihm die Buben getan.“

„Um Himmelswillen, Leut', tut's mich erlösen!“ wimmerte der ausgespannte Mann.

„Gelt,“ raunte ihm der Bärenschütz-Guidl zu, „jetzt bist einmal eingegangen! zu höflich wirst halt alleweil gewesen sein mit den Wildschützen.“

„Helfen wir ihm aus,“ sagte die Toni. „Die Narren sind imstand' und ließen ihn liegen die ganze Nacht. Kalt ist's. Lassen wir ihn los.“

„Möcht' wissen wie? Beißzang' ist keine da und um meine Zähn' tut's mir leid, daß ich damit die Nägel wollt' rausziehen.“

„So schneidet mir die Kleider vom Leib,“ schlug der Jäger vor.

„Ein Eichtl Geduld, vernagelter Jäger-Pepp!“ Der Guidl ging hinauf in sein Haus und holte eine Zange.

Mittlerweile stand die Toni bei dem Angenagelten und hatte Mitleid mit ihm.

„Hinterschöpp-Dirn'!“ klagte er, „diese Buben sind ärger als die Teufel. Laß du dich nicht ein mit ihnen, geh' heim.“

„O!“ sagte das Mädchen, „schon lang' nicht, daß ich mich vor den Buben tät' fürchten. Und so was ließ' ich mir nicht antun, voreh' ging' ich mit dem Messer los!“

Bald war der Guidl mit der Zange da und nun befreiten sie den Mann aus seiner Lage. In seinen durchlöcherten Kleidern rannte er knirschend davon: „Keinen treib' ich mehr aufs Gericht, wenn ich ihn beim Wildern treffe, jeden brenn' ich nieder!“ Mit diesem Vorsatze eilte der Jäger-Pepp seinen Wäldern zu.

Um das Bruckelwirtshaus schlichen und lauerten die Mädchen wie hungrige Katzen um den heißen Brei. Da sahen sie den Guidl kommen mit der Toni. Sogleich schlossen sie sich an, und als der Guidl zwinkernd und mit den Fingern schnalzend in die Stube trat, folgte ihm ein ganzes Rudel junger Weibsbilder.

„Wirt, her mit dem Feuerwein!“

Was nun der Hinterschöpp tut, täte nicht jeder.

Für den langen Alten kamen nun Tage, die ihm nicht gefielen.

Fürs 'erste war der Haushandel mit dem Oberstockberger wieder rückgängig geworden. Im Weinrausch am Wirtshaustisch verkauft man kein Haus, wenn es verschuldet ist bis zum Dachgiebel hinauf, so daß sich nicht einmal die Schwalben ihre Nester im Giebel zu bauen getrauen, weil sie fürchten, daß dieselben mitsamt den Jungen vergantet werden könnten. Bei dem Verkaufe eines solchen Hauses müßte ganz wer anderer mitreden. Ungültig ist das Geschrei im Wirtshaus, aber gültig war der Durst

des Oberstockbergers und gültig waren die drei Fünferscheine, welche der Hinterschöpp d'rangegeben hatte. Dreimal fünffach war nun die Wut — dieses schönen Geldes wegen; vielfältiger noch waren die anderen Sorgen, die den alten, langen Mann peinigten. — Er bringt sein Gütchen nicht an den Mann, er kann nicht fort, wüßte auch kein Mittel, sein Kind wegzubringen. Und doch: die Toni muß fort. Wenn sonst kein Ausweg, so führt er eines Tages das Mädel aus Schneewaldbach davon zu einem entfernten Verwandten, wenn er auch keinen hat; und geht in der Welt herum betteln um einen Dienst für seinen Jungen, wo ihm ungeschoren der Bart wachsen kann. — Denn der Flaum ist schon da, es ist die höchste Zeit. Auch tut's ihm im Weiberkittel kein Gut mehr — man merkt's.

„Aber, Schraglin, meine brave Hauswirtin, du bist von uns zweien alleweil die Gescheitere gewesen, rat' mir, wie heb' ich's denn an, daß die Sach' in die Richtigkeit kommt? Wenn ich ihm's sollt' beibringen — Schraglin, ich hab' eine höllische Angst vor dem Buben. Der ist mit Essig getauft!"

„Ja," meinte die Alte, „es ist keine Kleinigkeit nicht. Wenn du's nicht fein machst, so kannst eine schöne Sau anstellen! — Ich vermein's auch, daß man's nimmer aufschieben darf. Sie will nicht mehr daheimbleiben und zergt ganze Täg' draußen herum, und man weiß nicht wo. Es ist, wenn man's bedenkt, eine schreckhafte Leichtsinnigkeit von dir, Hinterschöpp! Hat's denn sein müssen, diese unerhörte Narrheit? Wie kommst jetzt auf gleich? Wo siehst denn einen größeren Unterschied auf der Welt, als wie zwischen einem Mannsleut' und einem Weibsleut'? Und du willst auswechseln? — Schau an die Dirn'. Wenn sie daheim ist, da macht sie zeitweilig ein verschwefeltes Gesicht. Leicht ist's eh' schon zu spat!"

„Letztlich komm' ich der sauberen Geschicht' wegen noch ins Zuchthaus!"

„Zweimal darfst es nicht sagen!"

Der Schöpp rang die Hände und murmelte: „Du höllgeigenrabenverfluchtes Soldatenleben! So bringst mich noch in die Schmier!"

„Jetzt, das Schmenten (Fluchen) hilft nichts," sagte sie: „Da muß der Mensch seinen Kopf aufsuchen und muß überlegen. Ich nach meinem Derkennen rait's mir's so: Ich schick' die Dirn' nächster Täg' wieder auf die Alm, weil die Leut' ja ihr letztes Vieh abtreiben. Du gehst ihr nach — daheim hält sie gar nicht einmal so still. Du triffst sie wo und das tät' dir just passen, hättest was Wichtiges mit ihr zu reden. Hernachen bleibst aber immer oben auf und sagst, daß es ganz aus der Weis' wär, und daß die Kinder den Eltern nimmer kunnten erstatten und danken genug für das, was die Eltern ihretwegen tun und für Kümmernis leiden. Redest ihr auch von meinem Hans und wie der arme Hascher schon seit Jahren gepeinigt wird beim Militär. Und meine liebe Toni, sagst d'rauf, just so hätt's dir auch können gehen — geschaffen wärst dazu gewesen. — Sie schaut dich an; jetzt fragst, ob ihr niemalen was aufgefallen wär'? — Hernachen sagst so: Muß dir was anvertrauen, mein liebes Kind, was dich wohl tausendmal gefreuen kann, was ich dir auch schon tausendmal hätt' sagen mögen, wenn's nicht zu deinem Guten gewesen wär', daß ich's verschwiegen. Aber auferzogen hab' ich dich darnach und in deiner Natur hat sich's zu meiner Freud' auch ausgewiesen und ausgewachsen, so daß wir mit dir fort müssen, oder daß du allein fort mußt, wegen dem, daß du es nicht lügen straffst, was im Pfarrbuch geschrieben steht und in den Büchern beim Kreisamt, und was dich

von dem Soldatenleben gerettet hat. — Und ist's so weit richtig, Schöpp, hernach ruckst stad heraus mit der Farb'. — Die Dirn' ist gescheit, sie wird froh sein. Die Männer sind ja alleweil die ersten auf der Welt; Herrgott, wie oft immer eine möcht' glückselig sein, wenn sie den Weiberrock so kunnt verwerfen!"

Bei solchen Worten war dem Hinterschöpp ordentlich leicht geworden, und er beschloß nun Anstalten zu treffen, daß er im Lehviertel für Toni einen Dienstplatz auftreibe einstweilen, bis er sich selber dort ankaufen und niederlassen könnte.

Nun hatte der lange Alte aber noch ein Anliegen, ein schreckhaft arges Anliegen. Schon seit einiger Zeit trug er schwer daran, und es wuchs, und es wurde unerträglicher von Tag zu Tag, und es wurde ganz gräßlich. Der 28. Oktober — der Simon- und Judastag — sollte ihn zum Mörder machen. Und wenn er auch den ganzen Tag liegt in seinem Hause, fromm wie ein Lamm, und läßt sich von der Schraglin die Hände und Füße binden, daß er sich nicht anders bewegen kann, als wie ein geknebeltes Kalb auf dem Fleischerwagen: nutzt alles nichts, an diesem 28. Oktober wird der Hinterschöpp ein Mörder, ein wissentlicher Mörder. — O, Hinterschöpp! Und wenn du ein unschuldiges Stück Kohle nimmst und auf eine unschuldige weiße Wand den Teufel malst, so springt er herab und zerreißt dich! Deine Kohle ist aber gar nicht so unschuldig gewesen, deine Kohle ist etwas heiklich gewesen, deine Kohle ist eigentlich ganz verteufelt gewesen — du magst sagen, was du willst, oder magst schweigen, wie der Grund des Kesselsees: den Tod des Anton Obersdorfer hast du doch auf dem Gewissen. — Und gehenkt, anstatt deiner, wird ein anderer!

„O du Schauderer, o du Esel von einem Schauderer!" rief der Hinterschöpp in diesen Tagen oftmals vor sich hin,

„was verlogenes Zeug mußt du wieder geschwatzt haben! Was geht dich der Holzknecht-Toni an? Dir geschieht ganz recht, wenn du gehenkt wirst, aber wie einem anderen dabei zumute ist?"

Er wollte sich um die Sache gar nicht kümmern, fragte aber doch immer wieder herum, ob's denn wahr wäre, das vom Schauderer?

„Ja, der wird gehenkt, wie ein nasser Lump."

Und endlich sah er's im Zeitungsblatte: „Der Hausierer Jonathan Schauderer aus Schlein ist des vor siebenunddreißig Jahren am Kesselsee bei Schlein an dem einundzwanzigjährigen Holzhauer Anton Obersdorfer verübten Mordes geständig und demzufolge zum Tode des Stranges verurteilt worden. Die Exekution wird in der Kreisstadt L. um 6 Uhr morgens des 28. Oktober vollzogen werden."

Mitte Oktober ist schon vorüber. Der Hinterschöpp hat ein paar durch und durch schlaflose Nächte, und eines Morgens sagt er zur Schraglin: „Will einmal ins Schleinische und ins Lehviertel hinüberschauen, daß ich für den Buben einen Dienstplatz find'. Dürfst' wohl etliche Täg' ausbleiben. Gib dieweilen eppas acht auf die Toni."

Und ging.

Ging über das Gebirge, ging am Dreiwasenberg vorbei und nahm sich nicht einmal Zeit, seine Wallfahrt zu verrichten; ließ den Kesselsee mit seinem Martertaferl seitwärts liegen, er hatte gar kein Verlangen, das Gedächtnis des Toten, frohlockend wie sonst, zu feiern. Er ging schnurgerade zum Schleiner Gericht: Was es mit dem Schauderer wär', ob einer mit ihm sprechen könne?

Das Schleiner Gericht geht der Schauderer, Gott sei Dank, nichts mehr an. Der hat sich höher hinaufgebracht — hat ein höchst eigenes Logement in der schönen Stadt L.

und Schildwach' vor seinem Palast, als wie der Gouverneur. Ob er zu sprechen? Darüber müßte man sich wohl erst beim hohen Kriminalgerichte zu L. anfragen.

Der lange Alte ging geradeswegs in die Kreisstadt. Und wie manch' anderer ins Gericht nicht hinein will, wollte man den Hinterschöpp nicht hinein lassen. — „Habe aber von wegen des Jonathan Schauderer zu sprechen!"

Ob er ein Verwandter von ihm wäre?

Das nicht, wisse jedoch wichtige Zeugenschaft in Sachen des angeblichen Mordes am Kesselsee.

Wäre allzuspät. Alles schon im reinen und von Seiner apostolischen Majestät das Todesurteil unterzeichnet.

Endlich wurde er an Doktor Magerle gewiesen, welcher gerichtlich aufgestellt worden war, um im Prozesse Schauderer die Anklage zu mildern und den Verbrecher möglichst zu entschuldigen.

„Und doch gehenkt!" rief der Hinterschöpp. „Unschuldig sein und einen gerichtlichen Beschirmer haben und doch gehenkt! Wenn das an einem solchen geschieht: Gott gnade allen ehrlichen Leuten!"

„Von Unschuld kann hier keine Rede sein," bemerkte Doktor Magerle, „Delinquent hat die Tat selbst eingestanden, wenngleich sein Geständnis widerrufen, als er gemerkt, wohin es führte. — Ich hab' meine Sach' getan. Wir sind überzeugt von seiner Schuld, aber — wenn dieser Mensch nur einen Funken Schlauheit im Schädel hat, der Teufel hol' mich, so lauft er frei auf der Gasse um."

„Die öffentliche Meinung hat schon seit Jahren gemunkelt," fuhr Doktor Magerle fort, „sowie das Gericht in Sachen des Mordes am Kesselsee schon seit Jahren ein wachsames Auge auf den Hausierer hatte, bis dieser sich eines Tages in der Weinlaune selbst verriet, vermeinend, ein

Mord verjähre nach dreißig Jahren wie eine unverzinste Geldschuld. — Aus Eifersucht! Eine Art Duell soll's gewesen sein, das ändert aber nichts an der Sache. Die liebe Eitelkeit hat den Mann verleitet, einzugestehen, daß er einstmals der Stärkste gewesen in der Schlein, stärker als der wildkräftige Holzknecht-Toni, den er ins Wasser geschleudert wie einen Bettelbuben. Genau seine Worte. Da haben sie ihn gleich abgefaßt. Bei Gericht hat er alles geleugnet, und die Herren haben einen schweren Stand gehabt. Ich streckte ihm schon die Hände entgegen und meinte, wir entkämen, da verwickelte er sich wieder in die unglaublichsten Widersprüche und ist alles verloren. Ich suchte nun mehrere Milderungsgründe geltend zu machen, allein die Herren gingen nicht darauf ein. Übrigens — wenn ein Einblick in die Gerichtsakten gewünscht wird? Steht jedermann frei."

„Möcht' bitten."

„Ihr seid wohl ein Vetter, oder so was, zum Schauderer?"

„Daß mich Gott bewahr'," sagte der Hinterschöpp, „nur wegen des Anton Obersdorfer ist's, den hab' ich gut gekannt, und ich kann's ganz unmöglich glauben, daß der ermordet worden sein soll, weil ich die Überzeugung hab', daß er sich selbst fortgeschafft hat."

Der lange Alte trocknete sich den Schweiß, es war ihm schwül vor diesem Manne des Gesetzes, der ihn mit durchbohrenden Augen ansah. Ihm war, als hätte er bereits um ein Wort zu viel gesagt.

„Woraus schöpft Ihr denn diese Überzeugung, Alter? Das interessiert mich."

„Ich sag' nur so viel: Der Schauderer ist ein Narr!" rief der Hinterschöpp.

„Auch diese Möglichkeit habe ich zu bedenken gegeben,"

versetzte Doktor Magerle, „jedoch, der Gerichtsarzt gab es nicht zu.“

„Ein Lügner ist er, ein niederträchtiger, dieser Schauderer,“ fuhr der Hinterschöpp drein, „als solchen kennen ihn die Leut', wo er hinkommt. Herrgott, wenn das wahr wär', was der alles angestellt haben will, zehnmal müßt' er schon gehenkt sein. Das ist ein Prahlhans!“

„Aber Freund, ein vernünftiger Mensch wird sich doch nicht an den Galgen prahlen!“

„Deswegʼ sagʼ ich ja, daß er ein Narr ist!“

„Und wieso, Vetter, habt Ihr die Überzeugung, daß Jonathan Schauderer nicht der Mörder des Anton Obersdorfer sein kann?“

„Weil's nicht wahr ist!“ schrie der Alte.

„Demnach wird's Euch doch interessieren, einen Blick in die Akten zu tun,“ sagte Doktor Magerle, „habt nur ein wenig Geduld.“

Er verließ das Zimmer.

Nachdem der Hinterschöpp eine Weile zwischen den Folianten dagestanden war, wurde ihm so heiß und unheimlich, daß er es für das Vernünftigste hielt, diesen Ort und ehestens auch die Stadt zu verlassen.

Er wollte davon und — konnte nicht. Die Tür war verschlossen.

Der Mörder vor Gericht.

Als dann der Hinterschöpp sah, er hätte Verdacht erregt und wäre eingesperrt, da kam eine gewaltige Aufregung über ihn. Das Blut stieg ihm zu Kopf, vor seinen Augen kreiste ein blaues Firmament mit vielen Sternen. Seine Gedanken tanzten und schossen gegeneinander wie gehetzte Tollhäusler im Narrenturme.

Ein Gerichtsdiener kam endlich und führte den langen Alten durch mehrere Gänge. — Jetzt werden sie mich zur Verantwortung ziehen, dachte der Schöpp unterwegs, aber ich steck' mir die Faust in den Mund und red' kein Wort. Bis zum Galgen laß' ich's treiben, jetzt bin ich's imstand'; dort aber fahr' ich drein und fass' diesen Schauderer bei den Ohren und mach' das Gericht zuschanden. Und wenn sie mich selber knüpfen! Es ist schreckhaft, es ist schreckhaft!

Er war nicht mehr Herr seiner selbst, und als er nun in den Saal geführt wurde, trug sich ein wunderlicher Auftritt zu.

Etliche Herren mit vergoldeten Rockbeschlägen waren da und hatten Papierblätter vor sich liegen, auf dem grünen Tische stand ein Christuskreuz und daneben waren zwei Kerzen zum Anzünden bereit, sobald der Eid gesprochen würde. Doktor Magerle war auch da. Und hinter ihm stand die armselige, in Ketten gelegte Gestalt des Schauderer. Des alten Hausierers Gesicht war mager und blaß zum Erbarmen, aber in seinen Augen zuckte, wie einer der Richter so schön sagte, die Unruhe des bösen Gewissens. Als der Schauderer den eintretenden Hinterschöpp sah, sprang er einige Schritte vor, daß die Eisenbande rasselten an den Händen — und lachte. Lachte wimmernd und rief mit seiner piepsenden Stimme: „O Schöpp, was hab' ich denn alleweil gesagt! Hab' ich's nicht schon dem Trummelböck gesagt, damals beim Erdäpfelstehlen — hab' ich ihm's nicht gesagt: an den Galgenstrick wird's mich führen! Aber," setzte er mit Wehmut bei, „haben mir ja mein Lebtag nichts glauben wollen, die Leut'!"

Jetzt hatte der Hinterschöpp alle Fassung verloren. „Schauderer!" schrie er, „du siebenfaches Lugenmaul! Hab' ich dir was Ungutes in den Weg gelegt, Höllenbraten, daß du mich willst unglücklich machen auf Zeit und Ewigkeit,

daß ich deinetweg ein Mörder soll werden? Henken sollen sie dich, Schauderer! aber meinetweg' nicht!"

„Bist ja gar aus dem Häusel," sagte der Schauderer, „geht's dich was an?"

„Ja!"

„Des Holzknecht-Toni wegen geht's her!"

„Meinetweg' geht's her!"

„Hast ihn 'leicht du umbracht?"

„Ja!" schrie der Hinterschöpp mit lang vorgestrecktem Halse. —

„Ihr habt den Holzknecht umgebracht?" fragte Doktor Magerle den Hinterschöpp.

„Nein!" stöhnte dieser.

„Also was? Ihr werdet Euch rechtfertigen!"

„Den Holzknecht-Toni hat keiner umgebracht."

„Ist selber ins Wasser gesprungen, na, na, die alte Geschichte."

Rief der Schöpp: „Ist auch selber nicht ins Wasser gesprungen, ist auch nicht ohnvergebens hineingefallen!" Und setzte bei, vor Aufregung bebend: „Der Holzknecht-Toni lebt heutigstags noch. — Wo? Wo er ist? So macht auf die Augen, ihr Herren. Da steht er!" Mit der Faust schlug er auf seine Brust, daß es dröhnte: „Da, da!"

Jetzt schwiegen die Richter und Doktor Magerle sagte: „Alle beide gehören ins Narrenhaus!"

„Alle beide gehören ins Kriminal," ließ sich einer der Richter hinreißen, zu sagen, „das sind zwei Spitzbuben!"

Der Hinterschöpp war auf einen Stuhl niedergetaumelt, er starrte zu Boden, die Tropfen standen ihm auf der Stirne.

Der Schauderer wieherte vor Lachen. Ein Augenblick, wie er im Gerichtssaale der Kreisstadt nicht wieder erlebt worden war.

Plötzlich sprang der Hinterschöpp auf und rief: „Spitzbub'! 's kann sein, daß ich einer bin und noch als solcher will ich über euch Richter Gericht halten. Wenn ich's euch beweise, daß ich der lebendige Holzknecht-Toni bin, der sich dazumal aus der Welt gemacht, weil er das Soldatenleben hat gefürchtet; was wird mir denn geschehen: hart strafen werdet Ihr mich. Liegt weiter nichts d'ran. Aber wenn ich euch beweise, daß ihr diesen alten Lumpenkerl — diesen da! Ein Justizmord! — was wird denn euch geschehen?"

Ließen ihn nicht weiter reden. Führten beide ab, steckten beide hinter verschlossene Türen.

Und als der 28. Oktober kam, wurde keiner gehenkt, weswegen sich die Bewohner der Stadt und Umgebung sehr beschwerten.

„Der Spitzbub' ist zu groß, man läßt ihn laufen," witzelte einer.

„Hat ausgebrochen und ist bei Nacht und Nebel davon," erzählte ein anderer.

Und ein dritter hörte, ein Engel habe den Schauderer — sowie einst den Petrus — aus dem Kerker befreit, aber dieser Engel sei der Geist des ermordeten Holzknecht-Toni gewesen. Und der Engel sei eigentlich die unerlöste Seele gewesen, welche in ihrer Sündenlast so plötzlich vom Leibe geschieden war, und diese habe den Mörder bei lebendigem Leibe in die Hölle geführt. Bei Licht besehen: den alten Schauderer hätte der Teufel geholt.

Die Mär dieses dritten schien den Leuten noch am glaubwürdigsten und man freute sich, aus dem alten Vagabunden doch ein Erkleckliches an Gesprächstoff geheimset zu haben.

Welch Erstaunen aber, als Mitte November der Schauderer wieder frei herumging und mitten auf dem Markt-

platz der Stadt sein Klampfererstandel aufgerichtet hatte. Da kamen alle Köchinnen mit ihren gesprungenen Töpfen herbei und jede suchte gelegentlich dem Hausierer hinter seinen struppigen Vollbart zu lugen, wie sich's denn mit diesem Halse eigentlich verhalte.

„Ist soweit in der Ordnung mit der Gurgel," entbrach sich der Schauderer nicht, manchmal zu sagen: „nur daß sie sich zeitweilig halt gern ein Bissel anfeuchten tät'. Zwei Gröschel kostet das Töpfel, Euer Gnaden; steigt halt im Preis, das Zeug, seit sie die Häfenbinder henken wollen. Na nu, für mich ist ein anderer eingestanden. Verstatt' mir, Frau, das ist ein bayrisch' Gröschel, kann's nicht annehmen. Und fürder heb' ich's gescheiter an, daß sie mich nimmer derwischen, das weiß ich."

„Ja, will denn der Kerl wieder was anstellen?" rief eine dicke Köchin entrüstet.

„Was denn!" sagte er. „Laß ich mich nur wieder aufnehmen, wo ihrer vierzig sind!"

Vierzig Räuber! Die Weiber machten sich eilig davon und hielten es der hohen Obrigkeit arg für übel, einen solchen Menschen frei im Land' herumgehen zu lassen. — Der Leser stimmt ihnen vielleicht bei. Ich nicht, ich kenne meinen Jonathan Schauderer. Es steigen deren manche herum draußen auf dem Lande — arge Schwätzer, Phantasten, die sich überall gern interessant machen möchten, die lieber für schlau und niederträchtig gelten, als für ehrlich und dumm, die um jeden Preis gefürchtet sein wollen, womöglich gar der Häuptling einer Räuberbande, oder davon zum mindesten absichtslos in den Tag hineinschwätzen, oder den zu hoffenden oder gehabten Arrest lieber mit einer kecklichen Verbrechertat motivieren, als mit ihrem gemeinen, armseligen Diebstählchen — im Grunde harmlose Strolche, die

gelegentlich aus Passion bloß ein bißchen Langfingerei betreiben, größerer Schelmenstücke aber keineswegs fähig sind.

So wandert der Schauderer wieder ins Land hinein, tiefe Befriedigung im Busen, denn — umleuchtet sein altes borstenbärtiges Haupt nicht der Nimbus des Galgenstricks? Er hört, liest und spricht von seinem Prozesse, von seinem Todesurteile mit freudiger Begeisterung, läßt Andeutungen fallen, daß seine Schuldlosigkeit an dem Morde beim Kesselsee durchaus nicht bewiesen sei, und hat im übrigen sein Ziel — gehenkt zu werden, ohne daß es weh tut — erreicht.

Unangenehmer stand's mit dem Hinterschöpp. Der mußte wochenlang sitzen, bis von allen Seiten her der Beweis erbracht werden konnte, daß er tatsächlich der seit siebenunddreißig Jahren vermißte Anton Obersdorfer sei. Und da dieses endlich zweifellos festgestellt war, hauptsächlich dadurch, weil in den Büchern die Existenz eines Paul Hinterschöpp gar nicht nachweisbar, mußte er wieder wochenlang sitzen, bis man den Prozeß gegen ihn, als gegen einen alten Militärflüchtling einleitete.

Die Schraglin daheim war ganz verzagt und wußte gar nicht, was denn jetzo werden sollte. Auch hatte sich mit der Dirn' was zugetragen — o mein Gott, wenn nur der Schöpp heimkäme!

Wird gar nicht mehr kommen, hieß es, das sei der allergrößte Spitzbub', noch viel größer wie der Schauderer. Das Bissel Verlegenheit, das da noch herauskommen würde!

Aber Doktor Magerle war noch da. Der habe, sagte er, den schon Verurteilten sozusagen vom Stricke gelöset und zweifle gar nicht, auch den braven Hinterschöpp wieder auf die Gasse setzen zu können. Dieser Fall gehöre überhaupt nicht vor's Zivilgericht und vor's Militärgericht auch nicht. — Und was tat er, der Doktor Magerle? Zum Kaiser

ließ er's gehen. Und fragte, ob ein hinfälliger Greis, der, um einen ihm ganz fremden, ja verhaßten, aber unschuldigen Manne vom Tode zu erretten, sich selbst gestellt und in den Schlamm gesetzt habe, lediglich nur der Gewissenhaftigkeit willen; ob ein solcher Mensch, der allerdings eines alten Fehls zufolge strafbar geworden war, was aber längst als verjährt anzusehen: ob ein solcher Mensch verurteilt werden könne?

Der gute Kaiser Ferdinand ließ zurückfragen, ob der in Rede stehende Mann Kinder habe.

Ja, eine Tochter, welche mutterlos der ferneren Leitung des Vaters sehr bedürftig sei.

„Es hilft alles nicht," sagte der verzweifelte Hinterschöpp zum Verteidiger, „wenn Sie mich für dasmal auch hinausdoktorn, ich komm' doch wieder herein. Raiten Sie, Doktor Magerle, was ich sag': Mit meiner Tochter heben wir noch eine Sau auf!"

Von Wien kam der Bescheid: Meine Gerichte sollen machen, was sie wollen, aber nach meiner Meinung könne man den Alten laufen lassen.

Es war gut. Sie ließen ihn laufen.

Und doch Soldat!

Auf dem Heimweg vom Kotter nach Schneewaldbach trieb der Hinterschöpp im Lehviertel beim Breitegghofer einen Dienstplatz für seinen Buben auf. „Sonst brav und nicht ungeschickt," sagte er, „aber ein bissel übermütig. Geht ins sechzehnte Jahr; für das Alter soweit noch unerfahren." — Nu das macht nichts. — Hat auch ein Töchterl, der Breitegghofer. Und da denkt der Schöpp weiter: Bis der Bub ins Mannbare geht, wachst sich die gerad zurecht. Kunnt ein Paarl werden. Nachher, du verwindierter Soldatenrock, bist verbrannt. Amen.

Gar zufrieden, daß sich die zwei Lasten seines Herzens nun so leichtlich gehoben hatten, kam er nach Schneewaldbach zurück. Vor der Schraglin hatte er ein Verhör auszustehen. Er sagte ihr's offen:

„Was er um Gottes willen dafür könne, daß die Leute geglaubt hätten, er läge im Wasser, und nicht weiter nach ihm gefragt hätten? Wollte den Herren das gesagt haben! Wo ist mir die Toni?"

„Jesus Maria!" rief die Schraglin und schlug die Hände zusammen, „das tät'st du noch nicht wissen, Hinterschöpp?"

Er starrte sie an. „Du, Weib," murmelte er, und seine Zunge war schwer, „was steckt jetzt dahinter?"

„Seit sieben Wochen ist sie davon, ist fort mit den Krabner Rekruten."

„Was ist sie? Davon mit den Rekruten?" Der Alte lachte wild auf.

„Ist auch schon ein Brief von ihr da. Ist doch noch gut, daß du ihr das Schreiben hast lernen lassen."

Das hätte der Alte sicherlich niemals getan, wenn er vorausgesehen, welch' einen Brief ihm dieses Kind eines Tages schreiben würde.

Der Brief lautete also:

„Abzugeben an den Paul Hinterschöpp genannt, in Schneewaldbach ob Kraben.

Verzeihe mir's Gott im Himmel, daß ich nicht anders kann und schreiben muß, wo ich mir vorgenommen habe, mit dem Hinterschöpp im Leben und Sterben nichts mehr zu tun haben will. So tut ein Vater nicht, so was tut der größte Feind nicht, und was habe ich Euch denn beleidigt, daß Ihr mir das habt antun können? Gemeint, ich muß ein Narr werden und was für Schand' und Spott! Der Fleck geht in meinem Leben nimmer

aus; so dumm. Und wenn mir nicht denken müßt', es wär' aus guter Meinung geschehen von wegen dem Soldatenleben — keine Verzeihung. Und möchte wissen, wer gesagt hat, daß nicht Soldat werden will? Gar nichts lieber als wie das, bei meiner Seel'! Der Guido Bärenschütz hat mich aufgeklärt und was Ihr da zu verantworten habt! Daß es Euch nicht brennt in der Ewigkeit. Bin mit, und hab' mir vorgenommen, daß bei den Soldaten verbleiben will. Keine solche Eltern brauch' ich nicht und Ihr habt keinen Sohn wollen, jetzt habt Ihr keinen. Das ist eine Schmach vor Gott und der Welt.

Anton — —

P. S. Nicht einmal einen Vatersnamen hab ich, fremde Leut' müssen mir einen geben."

Der Hinterschöpp war niedergebrochen auf den Erdboden, auf welchem er nun kniend kauerte und die Fäuste mit dem zerdrückten Papier ins Gesicht preßte. Nach einer Weile stand er auf und sagte: „Geschieht mir recht," und ging hinaus.

Am nächsten Tage traf eine Vorladung vom Gerichte ein für den Anton Obersdorfer vulgo Hinterschöpp. Der Adressat war nicht daheim, der wanderte in die Kreisstadt, und von dieser nach Wien, um seinen Sohn zu suchen. Unterwegs war ihm der Hans Schragl begegnet, der endlich auf unbestimmte Zeit Urlaub erhalten hatte, gegen Kraden zog und nach Schneewaldbach zu seiner Mutter. Er war gealtert und hatte etliche Narben auf dem braunen Gesichte, aber sein ganzes Wesen schwamm in Lust, nun doch einmal des Joches los und ledig zu sein. Der Hans wußte dem Schöpp das Bataillon des Regiments und die Kaserne in der großen Stadt genau zu bezeichnen, wo die Rekruten aus Kraden untergebracht waren.

„Müssen wohl schon recht übermütig geworden sein,

die Kradner Burschen," sagte der Urlauber, „möcht' nur wissen, wer der junge Freiwillige ist? — Soll' vom Hauptmann zum Obersten und gar zum General gegangen sein und wie ein Narr gebettelt haben, daß sie ihn assentiere. Ein blutjung' Bürschl! Daß er nicht etwa was angestellt hat daheim."

„Geh nur jetzt, hast noch weiten Weg," sagte der Schöpp, „die Mutter laß ich grüßen und schaut mir gut auf die Wirtschaft!"

Und gingen auseinander.

Zu Wien hat der Hinterschöpp seinen Sohn gesehen in schmucker Uniform, schlank, frisch und flink — das ein Herz könnt' lachen. Anton Obersdorfer, wie sie den jungen Soldaten nannten, besaß bereits die Liebe der Kameraden und das Wohlwollen der Offiziere. Aber, als ihm der lange Alte die Arme entgegenstreckte, da verweigerte ihm der Bursch' die Hand und jeden freundlichen Blick.

„Anton, schau!"

„Geht nur heim, Hinterschöpp, kenn' Euch nicht. Bin Soldat und diene meinem Kaiser!"

Und rechtsum kehrt Euch! war er weg.

— „Nun bin ich fertig," sagte der Hinterschöpp, und sage ich, der Erzähler.

Bis auf eins.

Im Jahre 1857, als der lange Alte nach mancherlei Kümmernissen und Mißhelligkeiten mit dem Gerichte kränklich und armselig geworden war, kehrte Anton Obersdorfer aus Ungarn als Hauptmann nach Kraben zurück.

Er hatte eine Narbe an der Stirne, ein Kreuz an der Brust, und — was die Weibsleut' zu Kraben mit großer Verwunderung und besonderem Wohlgefallen bemerkten — einen schönen braunen Schnurrbart im Gesicht.

Und wie hat Zeit und Leben sein Herz gewendet!

Sein erster Weg war nach dem Schneewaldbach zu seinem Vater. Es war endlich gut geworden, verziehen. Und Anton erzählte dem ungläubig Horchenden von der Lust, Soldat zu sein.

Und der Alte sagte: „So viel Jahr' jetzund, seit der Toni ins Wasser ist gefallen; so viel Jahr', seit ich ein Mädel hab' taufen lassen, und der Anton Obersdorfer ist doch beim Militär. 's nutzt nichts. Was sein muß, muß sein, und da hilft kein Gott und kein Hinterschöpp. Und Hauptmann! Ja wenn's so geht, tät' ich schier vermeinen, der alt' Holzknecht-Toni, wenn er wär' dazugegangen, kunnt heut' ein alter General sein. Mach's halt gut für ihn, Toni, mach's halt gut. Und g'freun tut's mich, daß wir zwei wieder auf gleich sind — Herr Hauptmann!"

Dann ging der Herr Hauptmann zum Bärenschütz. Dort verkündete er, daß schon nächster Tage der Korporal Guido auf Urlaub käme. Und warb dafür wen anderen an — auf Kriegs- und Friedenszeit — für alle Fälle.

In der Kapelle unter den drei Buchen — gerade dort, wo vor Jahren die weißgekleidete Hinterschöpp-Dirn' und das Mädchen im Blümelrock beisammengestanden, standen jetzund dieselben zwei wieder beisammen: der Hauptmann Anton Obersdorfer und die Gregina Bärenschütz. Denn die Gregina war für tauglich befunden worden.

Ohne Urlaub und zeitliche Befreiung. Auf Lebenszeit! Haben in Kraden und in Schneewaldbach Lager abgebrochen, letzte Order erteilt, Salut gegeben und sind abmarschiert zum Regimente.

Die Nottaufe.

Das Bachstoffel-Weib schickt zur heiligen Taufe. Sie atmet auf nach einer bangen Nacht, sie ist dem Leben wieder zugeteilt. Das Kindlein atmet, wimmert bisweilen ein wenig, ruht aber des Weiteren noch tief im Nichts, und wenn die Welt mit allen Sternen des Himmelszeltes jetzt zusammenbricht, es ist ihm alles eins.

Und dieses gottlos gleichgültige Wesen soll nun zu einem Menschen gemacht werden, zu einem Erden- und zu einem Himmelsbürger. Anfängt man das mit der Taufe, und die Frau Sunnbergerin, die Gevatterin und Patin, ist der Meinung, es sei dazu hohe Zeit, denn der junge Wurm scheint über die gute Luft, die er nun atmet, und über das gepriesene Sonnenlicht, das ihn bescheint, nicht gar erbaut zu sein; vielleicht gefällt es ihm in der Kirche besser, denn wir haben auch Kirchen auf dieser Welt und daneben Wirtshäuser, und der Tafernenwirt in der Lusch hat ein gutes Weinlein.

Sollte sich nur ein Schöppel vergunnen, die Frau Gevatterin, meint die Wöchnerin, und Zucker hineintun; aber das solle sie, die Frau Gevatterin, ihr, der Bachstoffelin, nicht antun, daß sie selber wollt' zahlen.

Somit geht die Sunnbergerin mit dem Kindlein davon, geht über das Gebirge hin, ist munter und hat keine Ahnung, was ihr auf diesem Taufgang soll bevorstehen.

Die rot' Lenten hinauf sticht noch die heiße Sonne her, daß sich die Frau, weil sie keine Hand frei hat, mit dem ganzen Wickelkind über das Gesicht fährt, schweißtrocknend

wie mit einem Sacktuch. Als sie oben über den Brandsteig hingeht, sieht sie schon allerhand Wolken aufsteigen, etliche so weiß wie lauter Milchrahm und etliche wieder so blaß-blau wie Milch, bei der viel Wasser ist. Als sie auf die Höhe zu den Wetterkreuzen kommt, hört sie das Murren und der Himmel verschmiert sich mit Grau, so daß die Sonne keinen Schatten mehr schlägt.

„Mag wohl sein, kleiner Binkel, daß sich's der lieb' Herrgott nicht nehmen laßt, dich zu taufen," sagt die Frau Patin zum Kind, „wird auch gut sein, wenn's nur nicht etwan gar zu kräftig kommt."

Das ließ sich der Himmel nicht zweimal sagen, Tropfen fielen, die so groß und schwer waren, daß jeder auf dem Erdboden sternartig auseinanderspritzte. Die Frau Sunnbergerin eilte gegen den Waldrand hin, dort stand das Häusel des „Kleinen Urban", in dem sie bekannt war. Der kleine Urban war nicht daheim, aber der Kleine des kleinen Urban — ihr könnt euch denken, wie klein der sein muß! — der war daheim, hockte an der Schwelle der Haustür, hielt die Barfüßlein hinaus und so oft ein scharfer Regentropfen darauf schlug, sagte er: „Patsch!"

Die Frau mit dem Kind schritt über das Knäblein hin schleunig in die Hütte. Weil der Kleine darauf etwas befremdlich tat, so sagte die Frau: „Wirst uns wohl nicht für übel haben, daß wir ein wenig unterstehen."

„Wenn du kein Rauber bist!" rief der Knabe beherzt.

„Ist deine Mutter nicht daheim?"

„Die tut beim Schragenkern unten mähen und hat gesagt, ich soll haushüten, daß uns nicht wer was hereinträgt." —

„Aber ich hab' dir jetzt g'rad was hereingetragen," sagte die Frau, die sich auf eine Tängelbank hingesetzt hatte

und nun die Tücher ihrer kleinen Last auseinandertat; „da schau her, was ich mitbracht hab'!“

Der Knabe watschelte hin, guckte zwischen das Tuchwerk hinein und fragte endlich völlig überrascht: „Was ist denn das?“

„Ja,“ antwortete die Frau, „das ist ein kleines Kinderl, das erst heute der Himmelvater auf die Welt hat herabgeschickt. Und das wirst du doch nicht wollen hinauswerfen jetzt ins Gewitter. Schau, es kann noch nicht sprechen und laßt dich durch mich bitten, du sollst ihm Unterstand geben. Es ist so spatzenblutarm, daß es noch nicht einmal einen Namen hat und du bist der erste fremde Mensch, dem es auf der Welt begegnet, und es ist auf der Reise.“

„Das da?“ fragte der Knabe und tippte mit dem Zeigefinger auf das Gesichtlein hin.

„Ja freilich, es reist nach Lusch hinüber zur heiligen Taufe. Jetzt ist es noch ein kleiner Heide, ein winzig kleiner, und wenn es im Gewitter müßt' zugrund gehen, da kunnt's dem lieben Gott nicht mehr vor Augen treten und müßt' für alle Ewigkeit in einer dunklen Kammer sitzen. Da muß man wohl recht achtgeben drauf. Ja, mein Kind, das sind Sachen! Heiliger Gott, jetzt hebt's auch zu schauern an draußen!“

Eiskörner prallten ans Fenster und flogen scharf ab auf die Halme, daß sie zwei- und dreimal schlagen konnten, bevor sie liegen blieben auf dem Rasen. Die Bäume bogen Ast und Wipfel alle rauschend nach einer Seite hin und grauer Nebel flog sausend zwischen den Stämmen und wälzte sich am Boden fort. In der Hütte war es schier finster, nur die roten Scheine des Blitzes zuckten, und diese Scheine zeigten das treuherzige Gesicht des Knaben, des „Kleinen Urban“ Sohn, der sich an die fremde Frau schmiegte und durch ihre Gegenwart der Zuversicht war, daß nichts geschehen könne.

„Wie heißest du denn?" fragte ihn die Frau Sunnbergerin.

„Bub," antwortete der Kleine.

„Mit deinem Namen, meine ich. Wirst wohl einen haben, denk' nur nach. — Na, wenn er dir nicht einfällt, macht auch nichts. Ich habe dir nur sagen wollen, Bub, daß du mit deiner Hütten heut' diesem armen Würmel sein Glück bist."

„Laßt es jetzt da?" fragte der Bub.

Die Frau gab keine Antwort, sondern schaute zum Fenster hinaus, bis sich das Wetter endlich gelegt hatte. An dem Häuslein schoß jetzt ein brauner Gießbach vorüber. Die Frau war in Zwiespalt, was nun zu machen sei. Es wird die Wege zerrissen haben an der Scharwand hin, es kann den Steg über den Schlärmbach davongetragen haben, es kann sich im Krippental das Wasser stauen, wie es öfter vorkommt nach großem Regen. Wer soll da in die Lusch hinüberkommen? Und gar mit einem kleinen Kinde? — Soll sie es nicht lieber in der Hütte lassen und allein nachschauen gehen, ob die Wanderung zu wagen ist?

„Wann kommt deine Mutter heim," fragte die Frau.

„Weiß nicht," antwortete der Knabe.

„Aber wenn du hungrig wirst?"

„So darf ich röhren (weinen)."

„Schön, wer satt wird davon," sagte die Frau, „und wenn du schläfrig wirst?"

„Die Mutter hat gesagt," berichtete der Knabe, „wann sie noch nicht da ist, sobald's finster wird, soll ich die Milch austrinken, die im Häferl steht und ins Nest krauchen."

„Und dein Vater, wann kommt der heim?"

„Am Samstag, wann er nicht im Raithschlag bleibt."

Was ist da zu machen? Auch das Wetter ist noch nicht

geheuer. Mit dem zarten Wesen so im ungewissen herumlaufen, wer verantwortet es?

„Wenn ich jetzt ein Bissel hinausgeh' nachschauen, wie es mit dem Wetter ist," sagte die Frau, „und das Kinderl dieweil da lass', wirst schön Achting geben d'rauf?"

Der Kleine nickte lebhaft mit dem Kopf, mit leuchtenden Äuglein lugte er auf das Kind. Die Frau legte dieses jetzt auf das Stroh, das in einem Holzverschlag hinter dem Ofen war.

„Da darf es schon liegen d'rin," sagte der Knabe, „es ist eh mein Bett."

„Tu' schön sitzen bleiben dabei," belehrte die Frau den Knaben, „aber anrühren mußt es nicht, weil es schlaft. Sein Schutzengel ist auch bei ihm, und wenn du es tätest anrühren, so möcht er es gleich hernehmen und forttragen und wir hätten nichts. Gelt, Bübel, du merkst es, was ich dir gesagt hab', bist ja so viel ein braver Bub, ich komm' recht bald zurück und nachher kriegst was von mir."

So ward es ausgemacht, und dann legte die Frau noch einmal sorgfältig das Kind zurecht, zog ihm das rotseidene Tuch, welches um den Kopf gewickelt war, leicht über das winzige Gesicht herab, machte mit dem Daumen flüchtig ein Kreuz über das armselige Gestaltlein und eilte davon.

Eine scharfe Luft schlug an ihr Gesicht, als sie ins Freie trat, und ein Sausen und Brausen war's, obzwar der Sturm sich schon gelegt hatte. Die Bächlein, die da niederschossen vom Berg und sich hastig Rinnen gruben und Furchen wühlten, schwemmten Erde, Reisig und Eiskörner mit sich. An der Scharwand war nichts geschehen, im Krippental war wohl ein trüber See, aus welchem Vogelbeersträucher und Heuschober emporstanden, aber er war leicht zu umgehen. Der Schlärmbach tat zwar schrecklich wild, wie Böcke rannten seine Wogen an die Felsklötze und

wo er nur was durchbrechen konnte, da schoß er auf die Wiese hinaus, daß es war, als bebe davon die Erde. Aber der Steg war unversehrt. Die Frau Sunnbergerin rüttelte noch am Geländer, um sich zu überzeugen, ob wohl auch alles fest sei, dann kehrte sie beruhigt um, das Kind zu holen und es vollends in die Lusch hinüberzutragen. Als sie zur Scharwand kam, konnte sie plötzlich nicht weiter, eine Lawine war eben niedergegangen und hatte den Steig mit sich gerissen. Ein Abgrund gähnte, in welchen noch immer Steine- und Erdstücke niederbröckelten.

Die Frau wollte vor Schreck erstarren. Sie konnte nicht mehr zurück zu dem ihr anvertrauten Kinde, das in einer einsamen Waldhütte der Obhut eines fünf- oder sechsjährigen Knaben anheimgegeben war. Nach der ersten Erstarrung hub sie in ihrer Verzweiflung an zu schreien, aber das Brausen der Gewässer in den Schluchten ließ ihren Schall nicht aufkommen. Wer sollte sie überhaupt hören in dieser Wildnis? Wenn sie sich umwendete: zwei Bergrücken waren dazwischen, und erst auf dem dritten stand aus Nebelfetzen ragend das Kirchtürmchen der Lusch. Und da hinüber muß sie nun, um auf Umwegen das Häusel des kleinen Urban zu erreichen. Was kann dieweilen dort geschehen? „O Unglückstag!“ rief die Frau ein- ums anderemal, indem sie den steinigen Fußsteig dahinlief, dort und da über eine Baumwurzel stolperte, dort und da in eine Wasserlache trat. „O Unglückstag! Und wenn der Teufel sein Spiel hat, so kann es sterben ohne Taufe, so viel Wasser auch vom Himmel fällt. Es kommt noch was heut'; es wird schon wieder finster! 's ist eh schwach genug, das Würmel; jetzt kanns auch noch verhungern und als Heidenkind hinfahren! — Na, jetzt kenn' ich mich fünfzig Jahr oder länger und hab' schon manches Neugeborne zur Tauf' getragen, und heut' erst

weist sich's, was ich doch für eine unverläßliche Person bin. — Du tragst mir kein Kind mehr in die Kirchen, das sag' ich dir!" So redete sie mit sich selbst und eilte weiter im Gebirge.

Dem kleinen Buben im Häusel des kleinen Urban wurde die Zeit lang. Er mußte ja oft allein das Haus hüten und die Ziege draußen auf dem Anger. Die Ziege treibt allerhand Sachen, wenn sie satt ist, aber das da liegt wie ein Stück Holz und rührt sich nicht. Es ist gewiß recht krank. Eine Weile war er neben dem Bette fast unbeweglich dagesessen und hatte auf das Kindlein geblickt und sich scharf zu Gemüte gehalten, daß er es nicht anrühren dürfe. Als sich das Kleine ein wenig bewegte, freute er sich, wollte jedoch vor lauter Gewissenhaftigkeit, ja recht ruhig zu sein, sogar das Atmen einstellen; es zeigte sich aber bald, daß im Menschen ein Atemhauch stärker ist als der Wille, und selbst wenns ein so opferfreudiger wäre, als der des Knaben vom kleinen Urban, der ganz aufging in seinem wichtigen Amte. Das Kind hub nun an zu nutschen, da zog er ihm das Tuch vom Gesichtlein weg und sagte: „Gugu!" Denn das Kleine tat die Augen auf. Da drinnen war freilich nichts, als zwei schwarze Tümplein ohne Stern und Glanz, aber der Knabe war der Meinung, es blicke ihn an, daher wollte er eine Unterhaltung beginnen. „Ich bin der Bub," sagte er. „Die Frau ist fort und kommt bald. Wir haben auch eine Katz'. Die hat gestern einen jungen Vogel gefressen, weil er aus dem Nest gefallen ist vom Dach herab. Wart', ich zeig' sie dir."

Der Knabe ging die Katze zu suchen und fand sie im Ziegenstall. Sie knurrte, als er ihr in die Nähe kam, ließ sich aber fangen und er trug sie in die Stube, um seinem Schutzbefohlenen damit die Zeit zu vertreiben. Das schwarze Tier schaute mit seinem dreieckigen Kopf und mit seinen

grünen funkelnden Augen auf das Kindlein hin, gerade so gierig, als gestern auf den Vogel, bevor es ihn gefressen. Der Bub hielt es fest im Arm und ergötzte sich an dem Spinnen desselben. Er war vor der Katze stolz, daß er ein solches Kindlein zu hüten hatte, und vor dem Kindlein war er stolz, daß er die große schwarze Katze besaß und sich vor ihr nicht fürchtete, trotzdem sie mehrmals versuchte, ihn zu kratzen. Er hub mit ihr sogar Händel an, schlug sie auf die Tatze, und sie mit der Tatze wieder auf seinen Arm und knurrte fort und fort. Als sie ihm plötzlich listigerweise ins Gesicht fuhr, schleuderte er sie zu Boden; sie hatte sich mit ihren Pranken noch an seinem Jöppel festzuhalten versucht und fiel trotzdem nicht auf den Rücken, sondern auf die Pfoten. Sie lief nicht davon, sondern blieb jetzt im Ofenwinkel hocken und starrte mit racheglühenden Augen auf die Kinder.

„Das ist ein Rabenvieh," sagte der Knabe zum Kleinen, „ich muß ein Schnürl haben über das ganze Gesicht. Ich will dem Vater sein Holzbeil suchen und ihr den Kopf abhacken."

Das Kleine begann zu wimmern, da wurde der Knabe ganz ratlos, denn er hatte wenige Tage früher das kranke Kind einer Kohlenbrennerin gesehen, das auch ein wenig so gewimmert hatte, das eilig getauft und dann in einem weißen Trüchlein in die Lusch hinübergetragen worden war. — Er schlich jetzt um das Bett herum, entfernte sich ein wenig und fragte dann auf das Kind hin: „Stirbst du jetzt?" Da keine Antwort war, sondern das Wimmern verstummte, so fuhr der Knabe fort: „Wenn du groß wirst, dann will ich dir Kirschen vom Baum tun, jetzt sind sie aber noch nicht zeitig, du mußt warten."

Die Katze hockte unbeweglich in ihrem Winkel und funkelte, jede Bewegung beobachtend, auf die Kinder hin.

„Wenn du durstig bist," sagte der Knabe, „es ist Milch

da.“ Er brachte das Töpflein und stand damit ein Weilchen vor dem Bett; als jedoch das Kleine keine Miene machte sich aufzurichten oder nach der Milch zu greifen, sondern quakte, rief er: „Also das nicht. Was denn? Mit den Kindern ist ein rechtes Kreuz. Ich werd's dem Mann-Mann sagen, daß er dich mitpackt, wann du nicht brav bist!“

Er gab sich eine rechte Wichtigkeit. Dann schien es ihm doch wieder ein wenig unheimlich.

„Ist es wahr,“ fragte er das Kind und streichelte die Windeln, in die es gewickelt war, „die Frau hat gesagt, daß du noch nicht getauft bist! Meine Mutter hat gesagt, die nichtgetauften Leut' mag der Himmelvater nicht leiden, und stirbst jetzt, so sperrt er die Himmelstür zu und du mußt in der finsteren Kammer bleiben, und kommen die Mäuse und beißen dir die Nase weg. Der Köhlerin ihr Jackerl, der hat leicht lachen, der ist notgetauft worden.“

Weil das Kind so dahinlag, fuhr der Knabe fort: „Ich taufe dich auch not. Ist's dir recht? Ich weiß schon, wie man's macht. Wenn ich nur wüßt', wie du heißen willst. Magst ein Jackerl sein? Die Jackerln, die tun alle in den Himmel kommen.“

Er holte vom Wasserkübel, der am Herde stand, eine Schöpfwanne voll Wasser. Nun aber mußte er doch darüber nachdenken, — es ist was dabei zu sagen, wenn man die Schöpfwanne über das Gesicht hingießt . . . Jackerl, ich taufe dich im Namen des . . .

In demselben Augenblicke schoß die Katze auf das Kind los. Der Knabe hieb ihr die Pfanne an den Kopf, daß das Wasser nach allen Seiten hinflutete. Mit zwei Sätzen war das Tier zur Stube hinaus, in welche nun die Frau Sunnbergerin keuchend hereintrat.

Schreiend und über und über mit Wasser begossen,

so fand sie das Kind. Erhitzt von dem Laufen, ward sie nun obendrein glühend vor Wut, die sie über den Knaben losließ. „Du Balg! Du Racker! Was hast denn gemacht? Angossen? Angossen! Wart', Fratz, ich will dir zeigen, das arme Würmel —"

„Die Katz'!" ächzte der erschreckte Bub.

„Die Katz hat Wasser draufgossen aus dem Pfandel! So! Lügen auch noch, Wicht, ungeratener. In dir wachst ein sauberes Früchtel auf! Mein solltest sein, ich wollt' dir's zeigen! Da hast eins dieweil, Waldzwergel, verdächtiger!"

„Not hab' ich's —" wimmerte der Knabe.

„Na ich glaub's, daß du sie Not hast, die Strafe!"

„Not hab' ich's getauft."

„— — Notgetauft?" hauchte die Frau auf. „Und das hättest? Das? Notgetauft? Im Ernst auch? Und das wär' dir eingefallen?"

Der Knabe neigte den Kopf und weinte.

„Alsdann hätt' ich dir unrecht getan — komm her!"

Mit der einen Hand umschlang sie den Knaben, im anderen Arm schaukelte sie das schreiende Kind, dabei weinte sie selbst und lachte wieder und rief: „Da hat Gott wieder einmal ein Wunder gewirkt. Ein kleines Kind tauft das andere. Die Christenheit stirbt noch lang' nicht aus. Na, Bübel, gescheites, braves, gutes Bübel, wie hast ihn denn geheißen deinen Täufling?"

„Jackerle!"

„Jesus und Josef!" rief die Frau und machte einen Sprung. „'s ist ja ein Mädel!"

Das konnte der Knabe wieder nicht begreifen. Wenns Jackerl heißt, so ist's halt jetzt ein Bub. Was es da so viel zu schreien und zu springen gibt! —

Wir springen aber auch und berichten, daß es dieser

Bub zwanzig Jahre später etwas genauer nahm. Der Jackerl ist dem Kinde noch am selben Tage mit Kirchwasser abgewaschen worden.

„Für den Todesfall,“ sagte da die Frau Sunnbergerin zum Kaplan, „wäre es doch zur Not ein Christ gewesen.“

„Das wäre es leider nicht gewesen,“ belehrte der Kaplan, „und wenn die Frau ihr Lebtag schon mehrere Kinder aus der Taufe gehoben hat, so soll sie wissen, daß die Nottaufe nicht gültig ist, wenn sie von Kindern unter sieben Jahren verrichtet wird.“

„So,“ antwortete die Frau, „das wäre! das wäre! Und die Nottauf' von diesem lieben Bübel wär' für die Katz' gewesen! — Ja, warum denn, möcht' ich wissen! Etwan weil das Kind unter sieben Jahren noch in der Unschuld ist? Oder weil —“

„Wie soll es heißen?“ unterbrach sie der Priester. Hierauf ist das Mädchen regelrecht auf den lieblichen Namen Agnes getauft worden.

Nach zwanzig Jahren, als aus dem Buben des „Kleinen Urban“ ein großer Bauer geworden war, ging er an manchem stillen Abend und in mancher verschwiegenen Nacht hinab zu einem Fenster des Bachstoffel-Hauses. Und einmal auch am hellen Tage. Da nahm er die schöne Agnes an der Hand und sagte: „Agnes, ich habe dir schon einmal einen Namen gegeben, der dir nicht recht gewesen ist. Jetzt möcht' ich's ein zweitesmal probieren. Willst du den meinen haben?“

„Ja,“ sagte das Mädchen ganz leise und er taufte sie am Altare mit seinem Namen.

Boshafte Leute behaupteten damals, auch das wäre eine Nottaufe gewesen, — die Folge hat gelehrt, daß dem nicht so war.

Das Unglück in Rieselwang.

Meine Familie — so erzählt Freund Hans — pflegt die Sommerfrische in Rieselwang zuzubringen. Rieselwang ist ein kleiner Ort im Gebirge. Ich bin an mein Amt in der Stadt gefesselt und kann die Meinigen — die Frau, die drei Kinder, die Großmama — im Laufe des Sommers nur zwei- oder dreimal besuchen. Manchmal empfindet man's recht angenehm, ganz sein eigener Herr und sein eigener Knecht zu sein, daß man sich Gesellschaft, Tisch und Unterhaltung auswählen kann in der großen Stadt, hübsch nach Belieben. Ein anderesmal erwacht der Familiensinn, und es verlangt mich, die Meinen zu sehen, sei es auch nur auf Augenblicke, um mich persönlich zu überzeugen, daß allen wohl ist. Denn die Briefe sind nicht immer verläßlich. Einmal haben sie dort den Typhus durchgelitten, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte; meine Frau schrieb nur von einem Magenkatarrh, der wohl durch das zwar gute, aber ungewohnte Trinkwasser entstanden sei und ganz vorübergehender Natur wäre. Ein anderesmal fiel der Junge vom Kirschbaum und brach sich den Arm; ich erfuhr erst davon, als er wieder geheilt war. Das ist ein unbehagliches Gefühl, und man kommt auch dann nicht von bangen Sorgen los, wenn die Briefe noch so beruhigend lauten. Sie verschweigen mir's, und sie verschweigen mir's! Solche Qualen als Folgen zu großer Rücksicht.

Nun waren eines Tages Depeschen eingelaufen von

einem schweren Ungewitter, das in den Alpen niedergegangen sei und gerade in der Gegend von Rieselwang furchtbar gewirtschaftet haben sollte. Man sprach von einer großen Überschwemmung, doch stand mein Sommerhaus auf einer Anhöhe. Man redete von Lawinen; mein Haus war geschützt durch eine Felswand. Es verlautete von einem Bergsturze, von Blitzfeuern . . . Von den Meinen vermißte ich die Nachricht. Den ganzen Tag verließ ich meine Wohnung nicht und wartete auf eine Nachricht. Am besten wäre es gewesen, mich gleich am Vormittage auf die Eisenbahn zu setzen. Gegen Abend endlich die folgende Depesche: „Rieselwang. Komm, wenn irgend möglich heute nachts! Natalie."

Also doch! Also doch ein Unglück. Wenn die einmal so telegraphieren! Es mußte wohl groß genug sein bei der dringenden Form der Depesche. Natalie wußte gut genug, was das hieß, in der Nacht nach Rieselwang zu fahren. Es ging in der Nacht gar kein Zug. Der Abendzug geht nur bis Kalten. Den benützte ich; kaum war er vom Bahnhofe abgerollt, fiel es mir ein, ich hätte Rettungsmannschaft mitnehmen sollen, oder wenigstens einen Arzt. Der Einfall war zu spät gekommen. In Kalten, wo ich abends neun Uhr ankam, wollte ich einen Extrazug nehmen, der bequem um Mitternacht in Rieselwang sein konnte. Und nun sagte mir der Stationsbeamte, ob ich denn nicht den Samstagsvergnügungszug aus der Stadt benützen wolle, der um neun Uhr achtzehn Minuten in Kalten ankomme und um halb zwölf Uhr in Rieselwang halte. Der Samstagsvergnügungszug, an den hatte ich gar nicht gedacht. Meine Freude war groß, und so sollte ich denn mit dem Vergnügungszuge nach dem Orte des Unheils fahren. In Kalten konnte ich nichts erfahren, als daß in der vorhergehenden Nacht ein starkes Hagelwetter niedergegangen war drinnen

im Gebirge. Ich fühle mich wesentlich getröstet, ging in die Restauration und ließ mir eine Flasche Bordeaux geben. Das soll jeder tun, der Kummer hat und auf einen Eisenbahnzug warten muß.

Nein, nein, das soll keiner tun, der in Kummer ist und auf einen Eisenbahnzug warten muß. Während ich meine Zeche bezahlte, pfiff draußen die Maschine, ich fragte, ob der Vergnügungszug schon einfahre. „Der fährt eben ab!" rief der Kellner. Ich habe gemeint, vor Wut in den Boden ein Loch treten zu müssen. „Halten lassen! Halten lassen!" Laut rief ich es am Perron. Es half nichts. Die roten Laternen waren noch zu sehen draußen auf der Strecke, und bald auch diese nicht mehr. Ich war auf dem Bahnhof in Kalten, und jetzt sollte doch noch der Extrazug dran.

Und nun ward mir mitgeteilt, daß ein Extrazug ohne Bewilligung der Direktion und des hohen Verkehrsministeriums nicht beigestellt werden dürfe. — So. In zwei bis drei Tagen konnte die Bewilligung wohl herabkommen vom Reiche Bureaukratien.

Mein grenzenloser Ärger — nicht über mich Leichtsinnigen natürlich, sondern über den versäumten Zug, der nun glatt und sicher gegen die armen verlassenen Meinigen dahinrollte, dieser Ärger kannte keine Grenzen. Doch hatte er das Gute, daß er die Angst zurückdrängte. Mir wäre aber die wehe Angst lieber gewesen als dieser gallbittere Ärger, der mich zur Asche verzehrt hätte in jener Nacht, wenn ich dem Mißgeschick nicht noch zu parieren versucht hätte. Ich nahm in Kalten ein Fuhrwerk, dreifach mußte es bezahlt werden, um überhaupt eines zu bekommen, und außerdem sollte ich noch gutstehen für Pferde und Wagen. Dafür verpflichtete sich der Kutscher, mich noch vor Sonnenaufgang in Rieselwang abzuladen.

Und so gings mit zwei Rappen und einem leichten Gebirgswagen in die Nacht hinein. Im obern Tal der Kalten hatte sich Nebeldunst gebildet, hinter welchem die Berge im blassen Lichte des aufgehenden Mondes wie matte Wolkenbänke zu sehen waren. Einen Eisenbahnzug, der, vom Gebirge kommend, nahe an der Landstraße heranrauschte, hätte ich mögen anhalten und die Insassen befragen nach Neuigkeiten in Rieselwang. Der Zug sauste vorüber, und ich kam mir vor wie ausgeschlossen von allen modernen Verkehrsmitteln, am Tage der Not.

Zurückgelehnt in den Wagen, bei der scharfen Kühle der Nacht wohl in den Mantel geschlagen, so blickte ich mit halbgeschlossenen Augen vor mich hin. Die Bäume, die Wegsäulen, einzelne Gebäude schwankten träge vorüber, und das Traben der Pferde und das Knarren des Wagens waren immerfort und immerfort. Mein Zustand wurde traumhaft. — — Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! — Ob sie alle leben? Ob etliche nicht verschwemmt, oder verschüttet, oder verbrannt sind? Gottlob, wenn ich nur Ruinen finde, nicht Leichen. Das Schlimmste ist nicht: Natalie lebt. — Nachdem wir ein paar Stunden gefahren waren und die Straße den Berg hinanschlängelte, begegneten uns zwei Leute, die unter Rückkörben keuchten und mühselig herabkamen. Ich ließ anhalten und fragte sie.

„In Rieselwang,“ sagte der eine mit heiserer Stimme, „da schaut's schlecht aus. Alles derschlagen.“

Ob auch Menschen zugrunde gegangen wären?

„Alles derschlagen,“ wiederholte er.

Vom Blitz? Vom Bergsturz?

„Alles derschlagen in den Erdboden hinein.“ Und davon war er. Ich ließ anziehen. Was das doch ein träges Ding ist, ein Pferdewagen! Oft hatte ich mich über die Poesie-

losigkeit der Eisenbahn beklagt, nun schlug ich an meine sündige Brust. — Von einer Höhe aus sah man in die Niederungen, wo es dunkel war, wie auf dem Meere. Der Mond schien jetzt wieder, und stellenweise blitzte ein Wasserstreifen, der durch die Waldung zog. Auf unserer weißen Straße lag mancher finstere Wipfelschatten, so scharf, daß ich mich wunderte, die Pferde darüber nicht stolpern zu sehen. Es war ja eigentlich eine wunderschöne Fahrt für eine andere Gelegenheit. Heute verzehrte mich die Ungeduld.

Plötzlich standen die Pferde still. Ein einschichtiges Haus stand da in der freien Gegend. Über die Straße war ein Schlagbaum niedergelassen. Der Kutscher rief den Mautner. Der kam nicht, und der Schlagbaum blieb über die Straße gespannt. Der Kutscher pochte und rüttelte am Tore des Mauthauses, es war verschlossen, und es meldete sich drinnen niemand. Ich war aus dem Wagen gesprungen, wir suchten den Schlagbaum zu heben, der war mit einem Eisenschlosse an den Pfahl gefesselt und wich nicht. Wir erbrachen das Tor des Hauses, und drangen hinein, immer nach dem Mautner rufend, daß er uns passieren lasse. Mit einem Streichholz, das der Kutscher in der Hand hielt, durchschritten wir zwei Zimmer. In dem ersten lag ein schlummerndes Kind, das trotz unseres Lärmes nicht erwachte. Im zweiten Zimmer auf Strohschaub lag die Mumie eines Menschen. Ein Greis, kahl und dürr, zitternd und blind. Er richtete sich halb auf und wies mit den Händen nach Kasten und Truhen hin. Auf unser Verlangen, die Mautschranke zu öffnen, hub er an zu wimmern und mit einer bebenden Fistelstimme bat er, doch nur alles fortzunehmen, was wir fänden, bloß das Leben möchten wir ihm lassen. „Wozu ein solches Gerippe noch das Leben braucht!“ rief der Kutscher ärgerlich aus, ich langte nach einer Axt, die an der

Wand hing, der Kutscher suchte und fand eine zweite, wir gingen und hieben den Schlagbaum entzwei.

Endlich ging's wieder dahin auf einer Hochebene in der klaren Mondnacht. Auf den Matten standen die Heuhüffeln, dort und da lag ein weißer Felsblock, dann wieder ragte ein schlanker Fichtenbaum, und diese Gestalten schoben sich sachte durcheinander, daß es gespensterhaft spielte.

Etwa eine halbe Stunde hinter dem Mauthause begegnete uns ein angeheiterter Mann. Der fiel den Pferden in die Zügel und rief uns lallend zu, wie wir durch den Schlagbaum gekommen wären? Ob wir die Mautgebühr bezahlt hätten?

„Wenn Sie der Mautner sind, so rate ich Ihnen, sich eilig davonzutrollen, sonst könnte Ihnen etwas Unangenehmes begegnen.“ Auf diese meine Antwort hat er sich schuldbewußt weiter geschoben. Bald hinter ihm kam ein keifendes Weibsbild gegangen. Wir mutmaßten, daß es seine Ehewirtin war, welche ihn vom Wirtshaus heimtrieb.

Wir kamen zu einer Art von Holzerhütte, wo, wie der Kutscher erzählte, Branntwein geschenkt wurde, und wo vor Zeiten Leute ermordet worden waren. „Der Wirt ist gehenkt worden, aber sein Sohn führt das Geschäft fort,“ schloß der Kutscher seine unheimliche Mitteilung.

Wir hielten da nicht an, aber später bei einem Brunnentroge standen die Pferde still und tranken. Nun horchte ich hinaus in die stille Nacht. Im kurzen nassen Grase sangen die Grillen. Aus fernen Tiefen herauf dröhnte ein Murren und Rollen. — Der Kutscher sagte, das wären die Altbacher Wasserfälle. Eine Viertelstunde später sahen wir sie auch. Drei silberne Riesenketten gingen an den gegenüberstehenden Bergwänden nieder. Stellenweise waren sie in Zickzack gebogen und unterbrochen, stellenweise zuckten und sprühten

sie Funken und stellenweise wieder war es, als stiegen zarte Nebel auf, in welchen der Mond seine Regenbogenfarben spielte. Das war so schön, daß ich ein wenig halten ließ, um hinschauen zu können. Aber durch das dumpfe Tosen der Wässer hörte ich leise wimmern: Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! —

Die Straße war arg verwaschen und ging nun in vielen Windungen talwärts, der eingeschliffene Radschuh quietschte, der Kutscher hielt mit aller Vorsicht die Riemen. Zur Rechten baute sich ein schroffes Gewänd auf, zur Linken war ein Abgrund. Da hinab in diese schwarzen Tiefen konnte das Mondlicht nicht dringen, hingegen beleuchtete es die gegenüberstehenden Felsmassen so klar, daß jede Tafel, jede Runse deutlich zu sehen war. Im blassen Sternenhimmel gab es Unruhe, die Sternschnuppen fuhren nach allen Richtungen hinaus und hinab.

Plötzlich riß der Kutscher die Pferde zurück, daß sie standen, sonst wären wir wohl in der Tiefe gelegen. Die falbe Straße war zu Ende, abgebrochen, ein Wildwasser, das vom Kare niedergefahren, hatte die Brücke weggerissen. Es ging nicht weiter. Ein ungeheurer Schuttstrom durchquerte unseren Weg, und zwischen dem Gesteine rieselten die Wässer.

Jetzt hatte ich keinen Zornruf mehr, ich sah, daß alles vergebens ist, wenn die Götter nicht wollen. Ganz stumm war ich und auch der Kutscher sagte sonst nichts, als leise: „Wenn man nur umkehren könnte!“

Er spannte die Pferde aus und führte sie mit Mühe und Gefahr zwischen Wagen und Berghang nach rückwärts. Der Wagen selber konnte auf dem hier so schmalen Wege von uns nicht gewendet werden, der mußte stehen bleiben, der Kutscher mit den Pferden sollte nach Hause.

Und ich? Man konnte es zur Not versuchen, über den

Schuttstrom zu klettern. Aber wenn die Götter nicht wollen, so schwemmen dich die Wasser in den Abgrund, oder es gibt weiterhin noch andere Fährlichkeiten, zwischen denen du eingeschlossen bist, ohne vorwärts oder rückwärts zu können.

Wie weit es denn noch sein könne bis Rieselwang? —

„Es kann nicht mehr so weit sein," antwortete der Kutscher, „zu Fuß in längstens zwei Stunden, müßte man, denke ich, das Dorf erreichen. Wenn's der Herr wagen will, über diesen Graben helfe ich hinüber. Dann geht die Straße wieder glatt fort, immer niederwärts. Und wenn wieder ein Wasserbruch kommen sollte, man weiß es ja nicht, das Gewitter muß war gewirtschaftet haben, so ja nicht probieren hinüberzusteigen, lieber warten, bis es Tag wird. Wären die Pferde nicht, ich ginge mit."

„Kehren Sie nur um, Kutscher, es wird gehen, wie es gehen mag, mir ist jetzt schon alles eins. Da, nehmen Sie für die verlorene Nacht. Und wenn ich nicht mehr gesehen werde, so wissen Sie's und sagen Sie's meiner Familie, wenn sie lebt, wie ich zu ihr habe gewollt."

„Nein," sagte der gute Mensch, „da lasse ich doch lieber die Rösser im Stich als den Herrn."

Ich habe seinen Beistand nochmals zurückgewiesen und bin meines Weges gegangen, geklettert — hier auf pflasterglatter Straße, hier über Geschütte und Gestein, hier über Wildwässer, über welche der Sturm Baumstämme umgebrochen hatte, die manchmal als Steg benützt werden konnten. Meine Kleider waren feucht vor Tau, mein Haar von Schweiß.

Endlich huben die höchsten Spitzen der Berge an, rötlich zu werden, ein milchiges Licht ging niederwärts von Wand zu Wand. In den Büschen huben die Vögel an zu zwitschern. Ich war durch Waldbestände hinabgekommen ins grüne Tal. An den Bergsockeln standen mehrere Hütten zerstreut; jen-

seits des Flusses, wo am Hange die Eisenbahn mit den Telegraphenstangen hinzogen, auf der vorspringenden Böschung stand ein Kirchlein mit spitzem Turme, von welchem jetzt die Morgenglocke läutete. — Das war ja Rieselwang! Wahrhaftig, das war schon Rieselwang! — Ich erschrak fast, als sich der Ort mir zeigte. Ich suchte unser Landhaus, das dort auf dem Hügel gestanden war, unter der Felswand. Die Felswand stand noch da, der Hügel stand noch da, das Landhaus stand auch noch da, und in seinen Fenstern leuchteten die Brände der aufgehenden Sonne. Wenn der Bau noch steht, um so schlimmer, dann fehlt an den Einwohnern etwas! Weiß Gott der Herr, was geschehen ist!

Über ein Schuttfeld kletterte ich mühsam hin bis zur Brücke. Und als ich über dem Schuttfelde war, rann vor mir der breite, trübe, rasch hinwogende Fluß, wie er seit Erschaffung der Welt geronnen war in allen Wettern. Und die Brücke war nicht da. Am Ufer ein geknickter Pfahl, sonst keine Spur von der vierjochigen Holzbrücke, die beide Gelände des Alpentales miteinander verbunden hatte.

Nun stand ich noch einmal und das letztemal da. Dort war das Dorf, der Bahnhof, mein Haus mit dem mir noch verborgenen Unglück, und ich konnte nicht hinüber. — Darf ein guter Schwimmer es mit dem reißenden Wasser aufnehmen? Ich fragte nicht erst. Neuerdings zornig auf die dumme Rechthaberei der Götter und entschlossen, meine letzte Macht gegen sie auszuspielen, stürzte ich mich in den Fluß. Das eiskalte Bad raubte mir im ersten Augenblicke fast die Besinnung, als ich sie wieder fand, trug es mich schon rasch dahin, ohne daß ich imstande war, mich zu halten. An Uferweiden wollte ich mich fangen, mehr weiß ich nicht.

Nach dem Wiedererwachen lag ich in einem Zimmer meines Sommerhauses, von Leuten umgeben, die mit mir be-

schäftigt waren. Mit Feuerhaken hatten sie mich aus dem Wasser gezogen, und alle fragten nun: „Wie kam er denn her? Wie fiel er denn hinein?“ Die Kinder waren da, streichelten mich und sagten: „Papa, ist dir schon wohl?“

„Wo ist Mama?“ das war meine erste Frage.

Da antwortete die Erzieherin: „Die gnädige Frau ist gestern abends in die Stadt gefahren, weil eine Jugendfreundin von ihr dort durchreist. Sie hat dem gnädigen Herrn ja telegraphiert, daß sie mit dem Abendzuge hineinfährt.“

Wie? Sie kam in die Stadt?

Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! . . . Das ganze Unglück, welches sich bei den Meinigen in Rieselwang zugetragen hatte, bestand also darin, daß meine liebe Frau in ihrer Depesche das Wörtlein „Ich“ zu kostspielig fand. Um es zu ersparen, deshalb die Aufregung, die Angst, die unerhörte Nachtreise nach Rieselwang! — Geschehen war am Sommerhause ja nichts, als daß der Hagel ein paar Fensterscheiben eingeschlagen und der Sturm von der alten Linde einen Ast herabgerissen hatte. Nun war ich da und meine Frau in der Stadt. Meine nächste Depesche an sie lautete: „Rieselwang. Komme Du, wenn möglich, heute noch mit dem Eisenbahnzuge nach Rieselwang, wo dich mit Sehnsucht erwartet Dein Hans Malser.“

Die Kreuzhüttenbuben.

In einem Tal bei armen Hirten. Das Tal ist so eng, daß ein Bach und ein schmaler Wiesenstreifen es ausfüllt, der Weg muß sich schon an dem steinigen Berghange weiterhelfen, nie eben dahin, immer auf und ab. Die Berge sind sehr steil, teils mit Wald bewachsen, teils mit grauen Felswändlein bestanden, hoch oben sind grüne Almkuppen. Dort jauchzen die Hirten. Sie jauchzen hell, denn es sind die kurzhosigen Stadtherren und die rotkitteligen Stadtfräulein noch nicht erschienen, bei deren Anblick anderswo den Hirten der Juchezer im Halse stecken bleibt.

Im Engtale, dort wo es zu Rande geht und in zwei wilden Gräben aufsteigt ins Gebirge, steht die Kreuzhütte. Ein hölzernes Haus mit kleinen Fenstern, steilem Dache und einem Söller unter demselben, daneben das Wirtschaftsgebäude. Das ist von altersher noch eingerichtet für Getreidegarben, während an den Äckern lange schon die jungen Lärchen grünen und Erlsträucher wuchern. Drei Äcker hatte er gehabt, der Kreuzhütter. Weil sie aber schwer zu bearbeiten waren und kein Dienstbote zu kriegen in den ödweiligen Graben herein, so hatte er sich drei frische Buben angefriemt bei seinem jungen Weibe. Aber als diese Buben erschienen — Jahr für Jahr einer — waren sie so kleinwinzige Kerlchen, daß sie durchaus keine Haue und keine Sichel führen konnten, im Gegenteil, noch für sich selbst die unglaublichsten Dienstleistungen beanspruchten. Auch wollten sie nicht Brot essen,

immer nur Milch trinken. Da hat der Kreuzhütter die Pflüge verkauft, dafür Kühe angeschafft und die Felder zu Weiden werden lassen. Die drei Buben wuchsen leidlich in die Höhe, der alte Kreuzhütter jedoch ging von Jahr zu Jahr gebeugter einher und mußte keuchen, wenn er den Berghang hinanstieg um einen Korb Futter. Eines Tages setzte er sich vor dem Hause auf die Bank und sagte ganz laut — der eine Bub hat's gehört —: „Leutl, behüt euch Gott beieinand. Feierabend ist's." Und sank seitlings hin auf die Bank. Aus war's.

Der Schreck der drei erst halberwachsenen Brüder war so, daß sie starr wie Holzbalken dastanden vor dem toten Vater. Allmählich hub der ältere, der Oswald, an zu sprechen: „Mir scheint, er ist gestorben."

„Es wird um Gottes willen der Schlaf sein," sagte der andere, welcher Toni hieß.

„Beim Schlaf macht der Mensch ja die Augen zu," meinte der Jakob. „Er hat sie offen und sie sind ganz gestockt."

Dann schwiegen sie wieder und starrten hin.

Plötzlich machte der Älteste einen Sprung, packte den Vater und rüttelte ihn mit aller Macht. Der erwachte nicht, sondern fiel wie eine schwammige Masse auf die Erde hinab.

Die Brüder waren blaß bis über die Lippen, aber sie erhoben kein Jammergeschrei. Gleichzeitig stießen sie das Wort hervor: „Die Mutter!" — Die Mutter tat oben auf der Grabenwiese Futter mähen. — Wie soll denn das sein? Wie kann man denn hingehen und sagen: Mutter, tu' die Sense weg, der Vater ist gestorben. — So kann's ja nicht sein, das ist nicht auszudenken.

Jetzt beratschlagten sie, wie man es der Mutter beibringen sollte. Sie hatten einmal gehört, daß auch der Schreck einen Menschen töten könne. Dann erklärten alle drei, sie wollten ihr's gar nicht sagen.

Aber wenn sie heimkommt und es selber sieht? — Das schlägt sie ja nieder wie ein Donnerkeil.

Sie gingen langsam hinauf, den schmalen Bergsteig hintereinander. An der Lärche, wo man schon die Wiese sah, blieben sie stehen. Jetzt tut sie noch ruhig mähen. Jetzt stützt sie den Stiel auf den Boden, fährt mit einem Grasschippel über die Sense hin und schärft sie mit dem Wetzstein. Sie weiß noch nichts davon, daß im nächsten Augenblick die ganze Welt einbricht.

„Ich mag ihr's nit sagen!" flüsterte der Oswald.

„Warten wir, bis sie aufhört zu mähen."

Und die jungen Burschen standen da. Und standen so lange unter der alten, spießästigen Lärche, bis sie von der Mutter bemerkt wurden.

„Was macht ihr denn dort, Buben?" rief sie herüber. Also schritten sie langsam über die Wiese und traten achtlos das gemähte Futter in den sumpfigen Boden ein. Die Mutter hub an zu zittern. Jetzt ist was geschehen. Umsonst gehen die Buben nicht so daher. Als sie ihr nahe waren, stürzten sie hin, bargen ihre drei Blondköpfe an ihren Schultern, an ihrer Brust und stöhnten laut.

„Was habt ihr denn?" rief sie schrill aus, „jetzt hat's was!"

„Liebestes Mutterl! Liebestes Mutterl!" riefen sie, legten ihr die Arme um den Hals, daß sie fast zu Boden gedrückt ward. „Wir werden schon recht brav sein und schauen auf dich und fleißig arbeiten . . ."

„Jetzt hat's mit dem Vater was!" schrie die Häuslerin auf.

So haben sie ihr's beigebracht und brauchten nichts weiter zu sagen. —

Als die Burschen dann erwachsen waren, hatten sie gute

Lust zum Arbeiten und gute Freude zum Essen, aber siehe, da gab es auf dem kleinen Gütel zu wenig von beiden für drei starke Mannsleute. Die Mutter herzten sie täglich, und alle Mühe wollten sie ihr aus der Hand arbeiten, so daß sie bisweilen ganz brummig wurde und wofür sie denn eigentlich vorhanden sei, wenn sie nichts mehr zu tun hätte als Hemden nähen und Strümpfe stopfen, was gerade für die langen Abende ein rechter Zeitvertreib wäre, aber nicht für den lieben Tag, wo der Herrgott die Sonne brennen läßt, damit die Leute was ausrichten sollen. So haben die drei Buben anderwärts Arbeit gefunden und das Verdiente der Mutter heimgebracht in die Kreuzhütte, wo sie auf dem Dachboden nebeneinander ihre Betten hatten und alle Abende gesund schnarchten, bevor die Mutter in ihre Kammer ging, und alle Morgen noch kräftig schnarchten, wenn die Mutter schon wieder beim Herdfeuer stand und den Milchbrei kochte. Aber zu ihrer Arbeit kamen sie noch allemal früh genug in den Holzschlag, wo der Gutsbesitzer roden ließ. Der Jakob blieb Holzknecht Jahr für Jahr; der Toni eignete sich später zum Kohlenbrenner, und der Oswald arbeitete mit den Zimmerleuten im Lande umher, wo es zu bauen gab. Da kamen die letzteren zwei wohl seltener heim in die Kreuzhütte. Wenn sie aber kamen, war der Toni kohlrußig und der Oswald gut gestrählt am Blondkopf und glatt rasiert bis auf den zarten Schnurrbart. Das war ein hübscher Bursche geworden, nur seine Plattfüße hatten ihn vor dem Soldatenrock bewahrt. Die beiden andern, den Jakob und den Toni, hatte das eifrige Beten der Mutter davor gerettet. Sie betete jeden Abend einen Psalter, daß man ihr doch diese Buben nicht zum Menschenschlachten davonführen möchte, und vor lauter Beten hat's sie erzwungen. Allerdings hatte der Toni einen starken Höcker, weil er als Kind einmal

schwer gefallen war, und der Jakob war kurz- und säbelbeinig, weil ihn Gott so erschaffen hatte. Der eine hatte — wie die Spötter läuteten — den Tornister schon auf dem Rücken, der andere war zum Reiten wie geschaffen, aber die Mutter hatte so viel zum Beten geschaut! So kamen sie an Samstagabenden doch wieder zusammen in der Hütte und jeder brachte allemal was mit für die Mutter, sei es ein blauer Kittelstoff, oder ein rotes Seidentuch, oder ein Kopfkissen mit Roßhaar, oder ein Stück Lebkuchen, oder eine Flasche Untersteirerwein, oder gar ein Silberkettlein, wie es andere Burschen der Herzliebsten schenken. Sie schlug allemal die Hände zusammen: „Aber ihr seid mir doch rechte Lappen! Wo tu' ich's denn hin? Hab' schon so viele schöne Sachen, daß gar kein Platz mehr ist! Tut doch auch auf euch selber denken. Das sind aber doch Narren, liebe, daß sie alles mir heimbringen!" Der Holzknecht nahm das Mütterlein um den Hals und kosete so viel, daß sie über und über vor Harz klebte, und der Kohlenbrenner machte sie vor lauter Schäkern und Kosen ganz rußig und wenn sie sich dann mit beiden Flachhänden im Gesichte wusch, kicherte sie in den Brunnentrog hinein voller Herzensfreud über die „lieben Narren". An Sonntagen, wo andere der Lustbarkeit nachgehen, hockten die Buben daheim im versteckten Engtal bei Muttern und unterhielten sich mit Plaudern und Scherzen. Dieweilen sie den Burschen die Kleider ausbesserte, flocht ihr der Bengel von Holzknecht das grauende Haar in Zöpflein und der Kohlenbrenner war schier unzufrieden, wenn er zu „seiner Alten" mußte, sehen und schaffen, daß sie nicht Schaden tat. Diese Alte war der schwarze Kohlenmeiler in der nahen Brennstatt. Die Mutter war's zufrieden, spähte aber bisweilen ein wenig aus, ob neben der „Alten" nicht am Ende irgendwo auch eine „Junge" seiner wartete. Allein, den Buben war für

ihre kindliche Liebherzigkeit alleweil noch „das Mutterl“ genug.

Am seltensten kam der Oswald heim. Der war als Zimmermann weit im Lande herum und hatte auch an Sonntagen dort und da zu tun. Wenn er aber in seiner bockledernen Kniehose heimkam und das rote Halstuch wie eine Rosenknospe zwischen den Flügeln des weißen Hemdkragens hervorguckte, da hatte er allemal ein frisches, scheibenrundes Gesicht und lachte wie Sonnenschein in die dämmernde Hütte herein und brachte Sachen mit für Mutter und Brüder. Das Laster des Tabakrauchens hatten sie sich angewöhnt, die jungen Waldteufel alle drei, und wenn sie recht nebelten, hüstelte und schmollte die Mutter, und wenn sie darauf ausgehen ließen, holte sie vom Herd glühende Kohlen, um die Pfeifen wieder anzuzünden. Der Zimmermann brachte vom Markt Birnen mit heim, oder Zuckerwerk, oder süßen Schnaps, und hätte es gern gehabt, daß „Mutterl“ ins Naschen gekommen wäre; sie tat, als stecke sie die Sachen brocken- und schoppenweise in den Mund und schenke den Buben nur Restchen zum Kosten, diese Restchen waren aber stets das meiste, und die Burschen nahmen es nicht wahr, daß sie von all' dem Guten, das sie ihr geschenkt, den allergrößten Teil selber verzehrten.

Der falbe Schnurrbart des Oswald war immer stattlicher geworden und ließ sich bereits in spitze Hörner drehen. Und einmal, wie er so drehte, fing ihm der Jakob die Hand ab und sagte: „Du halt, wo greifst denn du lauter herum, daß dir solche Sachen hängen bleiben an den Fingern?“ Sofort machte der Oswald mit den gekrümmten Fingern eine Bewegung, als wollte er dem Bruder über das Gesicht kratzen, tat's aber nicht, sondern lachte: „Daß doch so ein Holzknecht alles gleich begucken muß!“ Hatte nämlich der Zimmermann

am Mittelfinger ein güldenes Ringlein. Und jetzt mußte er eingestehen. — Die Wegscheidwirtin in der Blachau. Wo sie in den letzten Wochen den Stadl gebaut hatten. Ein tüchtiges Weibsbild her. Nicht über die Dreißig. Ihr Mann erst im vorigen Frühjahr gestorben. Ein schöner Platz! Stattlich Haus und Hof und hundert Joch Grund dabei. Er hätte auch das Herumzigeunern mit den Zimmerleuten satt, wenn man sich's besser machen könne! Nu, so hätten sie's am vorigen Samstag ausgeredet, miteinand allzwei . . .

Der Holzknecht und der Kohlenbrenner hatten während solchen Bekenntnisses allerhand Gesichter geschnitten. Die Mutter hatte gar aufmerksam zugehört; und jetzt, da er nicht mehr weitersprach, sondern mit der Spitze des Taschenmessers seine Fingernägel auskratzte, sagte sie: „Du bist mir aber doch ein Lotter! Die Wegscheidwirtin in der Blachau willst du heiraten?"

Da packte er mit beiden Händen ihren Kopf, schrie ihr lustig ins Gesicht: „Freilich wohl, Mutterl!" und gab ihr einen schmatzenden Kuß auf den Mund.

Bei der nächsten Zusammenkunft huben der Jakob und der Toni an, den Bruder zu necken wegen des „schönen Platzes", des tüchtigen Weibsbildes und ob der Wegscheide. Er antwortete, daß er recht gut wisse, welchen Weg er zu gehen hätte. — Fast etwas gereizt tat er, und wenn sie schon wissen wollten, so möchten sie halt einmal in die Blachau hinausgehen, ein Wirtshaus stünde jedem offen. Der Jakob meinte unmaßgeblich: „Wenn sie Bekanntschaft machen will, die Frau Wirtin, so hat sie nicht weiter in den Graben herein, als wir hinaus." — Die Mutter merkte eine gewisse Verstimmung zwischen den Buben, die sie nicht gewohnt war, sie schlichtete mit dem Wunsche, nächstens einmal eine Wallfahrt nach Straßkirchen zu machen, bei dieser Gelegen-

heit könnten sie im Wegscheidwirtshaus einkehren und sich die Dinge unauffällig anschauen. Das wäre schon recht, meinte der Zimmermann, und als er am folgenden Samstage wieder heimkam, brachte er ein Stück Laugenseife mit, falls die Brüder sich zur Wallfahrt das Pech und den Ruß losfegen wollten. Da lachten sie wieder. „Er fürchtet schon, daß sie an mir könnte picken bleiben!" rief der Holzknecht. „Und wenn ich der Frau Schwägerin ein Küssel wollt' geben, tät sie einen schwarzen Fleck kriegen!" setzte der Kohlenbrenner bei.

Die Mutter hörte solche Reden nicht gern, erstens könnten sie dem Oswald ärgerlich sein, zweitens hielt sie auf ernsthafte Anständigkeit, besonders bei so heiklichen Sachen. Als der Wallfahrtstag herankam, war es das erstemal, daß sie den zwei Buben die frischgewaschenen Hemden bügelte, denn die jungen Waldlöwen pflegten in Hemdärmeln zu gehen. Sie selber zog ihr gutes Sonntagsgewand an, aber nicht das beste mit der schwarzen Taffentschürze und dem rotseidenen Busentuch. Ihr silberiges Haar glatt gescheitelt, mit den feinen Runzelchen im weißen Gesicht und den munteren blauen Augen drein — so sah sie gar anmutig aus. Und der Kohlenbrenner, sauber gescheuert, beugte sich nieder, klatschte mit den Händen auf die Oberschenkel und rief: „Mutterl, du bist aber schön!" Seinen Arm durfte er ihr heute nicht um den Nacken legen, des Verknitterns halber.

So gingen sie auf die Wallfahrt. Bauschige rote Regenschirme hatten sie bei sich und der Jakob trug am Rücken ein Bündel, in welchem Brot, Käse und sogar ein Eierkuchen waren, zur Wegzehrung. Die Mutter hatte eine Rosenkranzschnur um ihre braune Hand gewunden. Auf steinigen, durch Unwetter arg verwaschenen Wegen wurde sie stets am Arme geführt von dem einen und von dem andern, und der vor-

aus ging, hatte immer aufmerksam zu machen: „Auf diesen Stein steigen, Mutterl! so den Fuß setzen! da ist's rutschig. Da ist eine Wasserkehr, mußt hupfen — hopsa!" Und sie: „Ja, bin ich denn blind, ihr Narren! Schaut doch, daß ihr selber nicht in den Patsch steiget!"

Als sie in der Blachau dem Wirtshaus nahe kamen, wurden alle Schuhe sauber mit Gras gereinigt. Dann setzten sie sich ein wenig auf einen Steinhaufen und betrachteten das weitläufige Gehöfte, das zwischen flachen Feldern, Wiesen und Gärten vor ihnen dalag und dessen Schindeldächer in der Sonne so hell funkelten, daß die Kreuzhütterin ihre flache Hand vor die Augen halten mußte.

Der Oswald betrachtete mit Stolz den Hof, dann Mutter und Brüder, die unter Kopfnicken drauf hinschauten. Auch die Gegend war so breit und frei, und die Berge waren ganz blau vor lauter Ferne.

„Ja, schön ist's da schon!" sagte endlich die Mutter und rieb sich mit dem Sacktuch die Schweißtropfen vom Gesicht. Und der Oswald dachte, wie es dem Mutterl gut sein werde in diesem Heim. Ein warmes lichtes Stüblein gegen den Garten hinaus, rote Blumen, den Lederkissenstuhl daneben, ihren Kaffee jeden Tag — alles, was sie halt gern hat, und wenn etwan gar kleine Saggra kommen, die werden ihr die Zeit schon vertreiben. Nachher der Jakob Oberknecht, der Toni Weidknecht, und mitten in allem er selber, der Großbauer und Schenkwirt mit der feinen Frau Wirtin . . .

„Ich denk', wir gehen nicht hinein," sagte der Toni.

Der Oswald lachte überlaut. „Wegen dem, daß wir hineingehen, sind wir ja hergegangen."

„Ich möcht' auch vorher noch gern mit unserer lieben Frau von Straßkirchen reden," sprach die Mutter nur so

halblaut hin. Der Oswald aber brannte vor Begierde, seine Leutchen der Wegscheidwirtin vorzustellen. Sie soll einmal sehen, was er für ein herziges Mutterl hat und für prächtige Brüder.

Nun, so standen sie bald auf dem breiten Antrittstein des Eingangs. Dort konnten sie freilich nicht mehr lange säumen und überlegen, denn das alte Rundbogentor war weit offen. Im Vorhause schon standen ein paar Tische, stülpte ein Faß, und es war, als steige aus den dicken Mauern ein kühler Weinduft. In der geräumigen Gaststube standen mindestens sechs große Tische, die zu dieser Stunde unbesetzt waren. Am vorderen saß die Frau Wirtin. Den einen der vollen nackten Arme hielt sie in die Seite gestemmt, den anderen hatte sie weit über den Tisch hin liegen. Eine stattliche Figur, und am dicken Hals eine siebenfache Silberkette. Das Gesicht bestand hauptsächlich aus zwei hervorquellenden Wangen, zwischen denen eine etwas verkümmerte Nase saß. Am Munde fautschte sich die fleischige Unterlippe über die Oberlippe hinauf, die Mundwinkel gingen sachte nieder an beiden Seiten des hervorstehenden Kinnes. Das eine Äuglein schaute unter buschigen Brauen frisch und unternehmend aus, das andere hatte ein „Blümel“. Die schwarzen Haarsträhne waren locker ums Haupt gewunden, so daß sie an der Seite niederzuhängen Anlaß nahmen. Als der Oswald mit dem Buckeligen, dem Säbelbeinigen und dem alten Weiblein bescheiden eintrat, sagte sie leise: „Nau, Oswald, was bringst mir denn heut' für Leut' daher?“

Als sie vorgestellt waren, wurde sie liebenswürdig, reichte jedem die Hand, um diese nachher unauffällig an ihrer Schürze abzuwischen. Dann ließ sie Wein hertragen, Semmeln einen großen Korb, und Käse, blieb aber sitzen an ihrem Tisch, legte den Arm weit über die Platte hin und

ließ ihr Auge umherzucken, ob auch in jedem Winkel alles zurecht wäre. Der Oswald hatte sich nicht hingesetzt, sondern ging mancherlei anfassend und prüfend in der Stube herum, im Vorhaus, im Wirtschaftshof, auf den man durchs Fenster sehen konnte, und spielte schon so ein wenig den Hausherrn. Die andern saßen da. Zuerst hatten sie mit der Wirtin vom Wetter geredet und vom schlechten Weg, dann stockte es. Später hatte die Frau zum Essen und Trinken angeeifert, denn sie würden wohl noch einen guten Marsch vor sich haben, dann stockte es wieder. Ferner fragte sie, ob die Brüder auch Zimmerleute wären? Nicht. Sei auch recht, jeder könne nicht Zimmermann sein. Wie alt denn wohl die Mutter schon sei? — Endlich, als sie zum Fortgehen rüsteten gen Straßkirchen, stand die Wirtin doch mählich auf, wobei sie ihre Faust an den Tisch stemmte, lehnte die angebotene Zechzahlung ab und machte artig die Einladung, auf dem Rückwege wieder zuzusprechen. Je näher die Kreuzhüttenleute in ihren schwerfälligen und eckigen Wendungen der Stubentür kamen, desto freundlicher ward die Wirtin. Dann trat der Oswald noch zu ihr: „Behüt dich, Seferl!“

„Mit gehst wallfahrten?“ lachte sie grell auf, „na, so tu' halt fleißig bußwirken, wird dir nit schaden!“ Dabei gab sie ihm mit dem nackten Ellbogen schäkernd einen leichten Stoß.

Als die vier Wallfahrer wieder auf der heißen Straße waren, strich der Oswald ganz nahe an den Seinen hin und wartete auf irgendeinen Ausdruck von Zufriedenheit. Endlich sagte er selbst: „Nicht wahr, lieb ist sie!“ — Doch es war keine rechte Antwort zu erreichen.

Weil sie vorher an der mit allerhand Fahrnissen gefüllten Wagenhütte vorübergekommen waren, so sagte nun der Toni: „So ein Steirerwagerl, wenn sie uns hätt' einspannen lassen!“

„Gott sei für!“ rief die alte Mutter und humpelte, um zu zeigen, daß sie auf derlei nicht anstehe, hastig neben ihren Söhnen einher.

Auf dem ganzen Wege redeten sie weiter kein Wort über das Wegscheidwirtshaus. Die Wallfahrt wurde fleißig verrichtet. Am Beichtstuhle standen voran die Mutter, und hinter ihr die drei Söhne. So auch knieten sie nebeneinander vor dem Kommuniontisch und dann nahmen sie in der Herberge ein gutes Mittagessen, wobei sie bedacht waren, die besten Bissen der Mutter auf den Teller zu legen. Auch Zucker taten sie in den Wein, sonst war er ihr zu „stark“; und dann nippte sie und bekam rote Wänglein und es war ein einträchtiges und fröhliches Gottloben auf der Wallfahrt. Den Rückweg wollten sie über den Mitterberg nehmen, sie werde ihn schon dermachen, meinte die Mutter; der Oswald stimmte sehr für die Rückkehr durch die Blachau, er habe notwendig im Wegscheidwirtshaus zu tun, und sie würden sehen, wie lieb sie mit ihnen sein werde, wenn sie wieder zusprächen; sie sei schon so, erst nach und nach werde sie warm, dann halte es aber auch, wie ein Kachelofen im Winter. Zudem habe die Wirtin sie ja eingeladen, zuzusprechen und würde gewiß allerhand herrichten; ein absichtliches Ausweichen hätte sie nicht verdient, wo sie mit ihm doch so lieb und gut sei. Na, dem Bruder zu Gefallen haben die beiden andern der Mutter so lange zugeredet, bis sie beim roten Kreuz links in die Blachau einbogen.

Es war Regenwetter gekommen. Die drei roten Schirme und der braune des Zimmermanns deckten unsere Gesellschaft gegen oben, die Straße aber war so grundlos, daß der Toni wieder an das Steirerwäglein dachte, das die Wirtin ihnen leicht hätte entgegenschicken können. Der Oswald mußte diesen Gedanken erraten, denn plötzlich sagte er: „Die Pferde,

wenn sie nicht beim Holzschleifen wären! Wie die Grafen könnten wir fahren!"

In der Vorlauben des Wirtshauses schleuderten sie sorgfältig die Schirme aus, säuberten die Kleider von dem angespritzten Kot und traten dann — der Oswald tapfer voraus — ins Gastzimmer. Da gab es einen Tisch voll Herren, die tranken, rauchten und heiter waren. An der Tischecke saß die Wirtin, legte den nackten Arm auf die Platte, redete gar manierlich mit den Gästen und gab die Scherze des Chirurgen und des Bürgermeisters aus Standelbach schlagfertig zurück. Als die Kreuzhüttenfamilie eintrat, schaute die Wirtin erst ein wenig verblüfft drein, dann winkte sie stumm und lebhaft nach der Küchentür. — In die Küche sollten sie, wahrscheinlich, weil sie sich dort am Herdfeuer trocknen könnten. Naß waren sie zwar ohnehin nicht; jetzt, in der Küche wechselten die Kreuzhüttenleute miteinander einen kurzen Blick und dann gingen sie durch die andere Tür wieder in die Vorlaube. Dort sagte die Mutter leise zu den Söhnen: „Mir scheint, sie fängt sich schon an zu schämen mit uns!" Dann nahmen sie ihre Regenschirme und gingen davon. Sie redeten darauf unterwegs nur wenig miteinander, der Zimmermann aber sagte gar nichts — nicht ein Wort. Er schritt vornedrein oder hinterher. In Neudorf blieb er vor der offenen Werkstattür eines Korbflechters stehen und rief hinein: „Hättest du mir heut' nicht für einen Botengang Zeit, Steffel? Es müßt' aber freilich gleich sein. Mit einem Trinkgeld bin ich dir nicht zu sparsam, wenn du deinen Schubkarren nimmst und mir vom Wegscheidwirtshaus meinen Kleiderkoffer holst und ins Kreuzhäusel hinaufschaffest. Aber fein gleich müßt' es sein."

„Das will ich dir schon tun," antwortete der Korbflechter und ein paar Stunden, nachdem sie von ihrer Wall-

fahrt zurückgekehrt waren, zog in die Kreuzhütte wieder der hölzerne Kasten ein, der schon hatte anfangen wollen, seinen Inhalt in die großen Truhen des Wirtshauses zu entladen. Da nahm er seine Mutter her, herzte und küßte sie und sagte nichts als das eine Wort: „Mutterl, ich bleib' bei dir."

Die Zimmermannsart war bei diesem Zwischenspiel aber nicht leichter geworden. Er war im Gedanken schon so schön behäbig in der Gaststube bei seinen Gästen gesessen, eine lange Pfeife im Munde oder zur Vormittagsjause seine Lieblingsspeise, Kalbsohr mit saurem Kren essend, oder war in den Wirtschaftsgebäuden umhergegangen, dem Gesinde befehlend, mit seiner Frau scherzend, mit seiner Mutter plaudernd. Er hatte bei diesem eingebildeten Wohlleben beinahe schon ein Bäuchlein bekommen — und jetzt wieder nichts als ein armer Zimmermann, der seinen Erwerb mühsam suchen muß überall, wo sich Feuer, Wasser oder ein anderes Unglück zugetragen hatte. Es war daher recht an der Zeit, als ihm Aufklärung ward, welche Art von Glück er verscherzt hatte. Der Gendarm sagte es ihm zuerst auf der Straße, am Feierabend, als der Zimmermann von einem Bau heimkehrte. Dieser Gendarm kehrte im Wegscheidwirtshause zu, um die Wirtin abzuholen. Sie war angeklagt, ihren viel älteren verstorbenen Mann durch Branntwein vergiftet zu haben. Sie soll den blödsinnigen Alten soweit hergerichtet haben, daß er täglich einen Liter Fusel soff, bis er eines Tages, als sie ihm die Pfeife anzündete, beim Munde Feuer fing und elendlich umkam. Wegen dieser Sache hatte ihr zwar nichts geschehen können, denn das Branntweintrinken und das Pfeifenanzünden ist nicht verboten. Hingegen war bei dem Prozesse ein Ehevertrag zutage gekommen, des Sinnes, daß sie nicht rechtmäßige Besitzerin des Hofes gewesen. Der fiel den Verwandten des

alten Wegscheidwirtes zu. Sie konnte fortgehen, wußte aber nicht wohin.

„Ja, ja, Oswald, da hättest du schon die Richtige derwischt!“ sagte nun einmal der Kohlenbrenner. Dem verwies es aber die Mutter: „Laß es gut sein, Tonnl, das weiß er jetzt schon selber.“

So lebten sie wieder beisammen in heiterer Eintracht, die drei Buben in der Kreuzhütte. Als im Laufe der Jahre die Kräfte der Mutter schwanden und sie nicht mehr die kleine Milchwirtschaft besorgen konnte, gab der Toni das Kohlenbrennen auf, fütterte und molk Kuh und Ziege, kochte das Essen und pflegte die Mutter. Dabei sang und jauchzte er so lustig um die Hütte herum und rief der hinfälligen Mutter so schalkhafte Koseworte zu, daß man von außen meinen konnte, es lebe in der Kreuzhütte ein junges, glückseliges Menschenpaar. Wenn er aber an Samstagfeierabenden mit seinen Brüdern allein hinten in der Futterkammer saß, da gab es sorgenvolle Unterredungen. Die Mutter wußte nicht, wie krank sie war. Sie fuhr in ihrer gewohnten Weise fort, mit den Buben gutmütig zu schmollen, wenn diese sie mit kleinen Geschenken und Liebkosungen ersticken wollten. Sie konnte in ihrem blassen Gesichtlein den wilden Bartwisch des Holzknechtes nicht leiden und die kratzenden Stoppeln des Kohlenbrenners nicht, und dem Zimmermann sein borstiges Haar an den Wangen nicht. Aber schmunzeln tat sie doch dabei, wenn die drei waldbaumwilden Kerle Mutterminne trieben wie kleine Knaben. Vielleicht dachte sie auch bisweilen, daß die Söhne in der alten Berghütte ihr Leben versäumen könnten und sie riet einem und dem andern, doch nicht immer im Berggraben stecken zu bleiben, sondern sich einmal auch die weite Welt anzuschauen. Und als der Jakob tat, als wolle er den Rat aus-

führen, da weinte sie halbe Nächte lang, und als sie ihr den Entschluß mitteilten, die Welt Welt sein zu lassen und daheim zu bleiben, da gab sie dem Nächststehenden ein Tätschschen auf den Backen: „Aber Narren seid ihr!" und war wieder herzensglücklich.

Dann kam jenes Kirchweihfest. „Bin ich doch begierig, der welche mich zum Tanz führt!" sagte die Mutter scherzend. Daraus wurde ernst, und alle drei führten das fast hinfällige Mütterchen im roten Busentuch dem Feste zu.

In ihrem schönsten Gewand herausgestiefelt, so gingen sie über die grünen Fluren hin; im reifen Korn leuchteten die roten Mohnblumen und die Lerchen sangen hoch in der Himmelsbläue. Die Mutter war ganz rührig heute.

„Machet doch nicht so stad, Buben!" drängte sie, denn die Söhne gingen ihr zu langsam und im Dorfe läuteten schon die Glocken. Nach dem Gottesdienst gingen sie in die Taferne. Am „Herrentisch", so wollte es der Zimmermann, nahmen sie Platz. Zuerst eine Rindfleischsuppe, dann resch gebratene Schweinsbrust mit Salat. Und nachher einen Liter Muskateller. Wollte er den Leuten zeigen, daß es auch ohne Wegscheidwirtin geht? Nein, nicht zu Trutz, nur zu Lieb! Der Mutter wollten sie einen Ehrentag antun. So saßen sie da, die drei Buben, in gemütlicher Ehrerbietung, und unterhielten die alte Frau.

An Nebentischen saßen andere Burschen mit ihren Dirnlein, sagten solchen allerhand Artigkeiten, ließen ihnen allerhand Leckereien auftragen, aber herziger konnten sie's nicht treiben, wie die Kreuzhüttenbuben mit ihrer Mutter. Natürlich fehlte es an lustigem Spotte nicht, wie die drei starken Buben sich wohl vertragen täten um einen Schatz, ob's nicht ein Raufen geben würde? Die Buben lachten gutmütig dazu. Der Zimmermann legte einen Silbergulden auf den

Spielleuttisch für einen Altsteirischen, dann nahm er das Mütterlein gelassen um die Mitte und reigte mit ihr langsam ein paarmal um die Runde. Dabei strampfte er mit den Füßen und stieß zwei- oder dreimal ein helles Jauchzen aus; sie schlug ihre Augen zu Boden, fast träumerisch. Einst, ja, vor fünfzig Jahren, war es auch einmal so gewesen. Könnten sie nicht gerade jetzt die goldene Hochzeit haben, wenn er noch lebte? — Nachher wollte auch der Jakob und der Toni mit ihr noch eins tanzen, aber das ging nicht mehr, sie war schon schwindelig geworden, und an ihren Tischplatz taumelnd schmollte sie: „Seid aber doch rechte Narren!" Und kicherte.

Sie hätten bald die Zeit übersehen. Es war der Abend da. Der Zimmermann dingte vom Tafernwirt einen geschlossenen Wagen mit zwei Pferden zur Heimfahrt. Einmal in ihrem Leben soll sie doch wie eine Gräfin fahren können, die arme Häuslerin. Es war finster, über den Gebirgen blitzte ein aufsteigendes Gewitter. Die vier Menschen saßen eng zusammengedrängt im Lederkobel. Der Mutter war ums Schlafen. Des Gewitterwindes wegen schlossen sie das Fenster, da wollten die Buben ihre Pfeifen ausgehen lassen, aber noch im Einschlummern lallte die Mutter: „Kindisch! Mir macht's ja nichts, das Rauchen." Sie schwiegen, rührten sich nicht und sahen durch die Scheibe hinaus, wie die Blitze zuckten und die Bäume mit dem Sturme rangen.

Endlich waren sie nach zwei Stunden in ihr Hochtal gekommen. Nun mußten sie die Mutter doch wecken. Als der Jakob ausstieg, sank sie, die sich an ihn gelehnt hatte, vom Sitz.

So starr und stumm, wie einst vor dem Vater, standen sie jetzt vor der Mutter . . .

Dann haben sie sie aus dem Wagen gehoben und ins

Haus getragen. Haben zwei Tage lang gewacht bei ihrer Bahre, schweigend, ohne zu essen und zu schlafen. Manchmal fuhr einer mit der rauhen Hand über ihr graues Haar. Als sie begraben war, standen die Buben zusammen alle drei und sagten: „Was machen wir jetzt?“

Die Kreuzhütte haben sie dem Waldherrn verkauft und der Jakob hat als Holzknechtmeister noch eine Weile in ihr gewohnt, bis sie allmählich verfiel, so daß die Moose und die Pilze wuchsen auf den morschen Balken. Der Toni war in ein großes Eisenwerk gegangen. Der Oswald war Zimmermann geblieben, und hatte sich noch manches Jahr stattlos im Lande herumgearbeitet.

Der Erzähler hat sie in seiner Jugend noch gekannt, sie waren äußerlich arg verwildert, wichen den herlebigen Leuten aus, nur mit Greisen oder Greisinnen plauderten sie, und mit Kindern spielten sie. Geheiratet hat keiner.

Inhalt.